



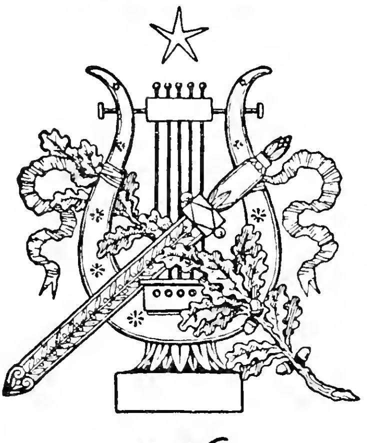





S F
V



Das dreißigste Jahr



1916

S. Fischer / Verlag
Berlin



Ausgegeben November 1916
Mit 60 Abbildungen

Inhalt

Die mit Stern bezeichneten Beiträge sind aus größeren Aufsätzen der Monatsschrift „Die neue Rundschau“ ausgezogen, die übrigen den neuen Büchern des Jahres entnommen (vergleiche Bibliographie)

I. Der Krieg und seine Probleme

Grundlegendes

Deutsche Zukunft

Mitteleuropäisches

Wirtschaftspolitisches

II. Der Krieg als Erlebnis

III. Die schöne Literatur

IV. Bibliographie

I

Der Krieg und seine Probleme



Vor und nach dem Kriege

von Samuel Saenger

I

„Weh, weh, Ihr habt sie zerstört, die schöne Welt" — war sie so schön, die Welt, an deren Trümmern wir heute stehen? Wenn die Urteile, die kurz vor der europäischen Katastrophe von sichtbaren Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens über deutsche Entwicklungen, Leistungen und Zukünfte gefällt wurden, als Generalnenner für den Stimmungsgehalt eines großen Volkes betrachtet werden dürfen, so lag Grund zur Zufriedenheit vor. Der jetzige Staatssekretär des Innern, Herr Helfferich, hatte als Bankdirektor die Bilanz gezogen. Er fand sie berauschend. Die Vergleichszahlen des nationalen Einkommens und des Nationalvermögens waren imponierend, immer gemessen an dem ewigen Vorbild wirtschaftlichen Gedeihens und kulturellen Behagens: an England. Unser Selbstbewußtsein hatte sich zwar inzwischen außerordentlich gehoben; unser Stolz auf den eigenen Wert und die eigene Weltmission hielt viele Gemüter umfangen, aber das Britenimperium pflegten stillschweigend auch diejenigen noch immer als eine Art Ideal anzusehen, die von der überlieferten liberalistischen Vergottung des Inselreiches weit entfernt waren. Helfferichs Betrachtung ging von Zahlen aus und mündete in Zahlen, und es war sehr charakteristisch, daß der Jubel über diese Bilanz durch die Lande ging und einzelne historisch orientierte Be-

gutachter frohlockend ausriefen: Hier habt Ihr das Werk Bismarcks und das Werk Friedrich Lists in einem. In der Tat, in diesem Werke steckten Teile von beiden: der Genius des staatlichen Machtwillens und des machtpolitischen Gedankens, und der Genius der einheitlich gegliederten nationalen Volkswirtschaft, der die Produktivkräfte des Landes zu entfalten drängte und dem deutschen Geist, neben der alten und schnell verblassenden Mission im Traumreich, den Anspruch auf die politische und materielle Gleichberechtigung mit den übrigen Weltvölkern vorausschauend zuerkannte. Vergessen waren in dieser Jubiläumsbetrachtung von 1913 die schweren, schweren Geburtswehen Großpreußens, das man Deutschland zu nennen sich beschied; vergessen das Weh über den Schnitt von 66, der den alten geheiligten Bund und die politisch-geographische Solidarität von Jahrhunderten zerstört hatte; vergessen auch das Glück der ästhetischen Beschaulichkeit, des Sichversenkens in die Daseinsgründe, der humanistischen Selbstentfaltung, die in bedrängter politischer Lage und staatlicher Zerstückelung die Wonne der deutschen Seele und der Urgrund so vieler deutscher Weistümer und Reichtümer geworden war.

Und zu diesen Betrachtungen des Wirtschaftstechnikers trat der Rückblick des Staatsmannes, der während eines Jahrzehntes die deutschen Geschicke geleitet hatte. Seine repräsentativen persönlichen Eigenschaften strahlten auch nach außen hin, und er schien die deutsche Geistigkeit und die idealen Ziele ihres Strebens nicht unvollkommen in sich zu verkörpern. In dieser Betrachtung des Fürsten Bülow, der unter der Fahne „Deutsche Politik" eine Massenverbreitung gegeben wurde, um ihre Kontinuität seit der Reichsgründung zu beweisen, solange der Fürst selbst für sie verantwortlich war: in dieser Betrachtung fehlen zwar die Schatten nicht, aber es sind dunkle Flecken auf einem hellen, strahlenden Hintergrund. Man spürt, wie der musivisch

und weltbürgerlich angelegte Verfasser an der ungeheueren Regsamkeit des deutschen Lebens seine Freude hat, wie wenn die Vielfältigkeit der einander bekämpfenden und mit lärmender Aufdringlichkeit angebotenen Lebensanschauungen Weltbürgern und Weltbildnern die so heiß erstrebte Harmonie verbürgte, wie wenn das Gehämmer und Getöse über und unter Tag der Jagd nach dem Glück Erfolg verspräche, wie wenn die von Händeln rings umdrohten Tätigkeiten des neudeutschen Wirtschaftsvolkes die Würde von Dingen an sich besäßen. Der erlauchte Schriftsteller hatte die Gabe, jene dunklen Wolken am politischen Horizont wegzuglätten. Er behauptete zuversichtlich den Zusammenhang seiner neuen Zeit — der Zeit des jungen Kaisers, dem er diente — mit der alten Bismarckszeit und der noch älteren Goethezeit. Aber er sprach auch von den zwei neuen Spitzen der reichsdeutschen Politik, der Flotte und dem Orient, als ob sie sich folgerichtig aus Bismarcks Kontinentalismus entwickelt hätten und die Weltpolitik ein neuer Ausdruck für eine alte Sache sei . . .

Einen andern und zwingenderen Anlaß zur Rückschau und zum Vergleich bot im gleichen Jahre des kaiserlichen Regierungsjubiläums die Erinnerung an die Befreiungskriege. Hier war der Ton nicht durchweg auf Jubel und Selbstzufriedenheit gestellt. Ab und zu klang die Wehmut hindurch, daß die staunenswerte Geschäftigkeit und Regsamkeit im deutschen Lande alte Güter zerstört und an dem herrlichen Seelenbestand aus der idealistischen Epoche stark gerüttelt habe. Der Segen der Einheit, die der Mißgunst der europäischen Großmächte abgerungen war, wurde natürlich nirgends verkannt, und es galt als Glück, daß der deutsche Tatsachen- und Wirklichkeitssinn aus dem Gefängnis der Abstraktion befreit worden war und sich überall, unter dem Schutze eines großen und starken politischen Gemeinwesens, auf dem Planeten tummeln

durfte. Man war sich klar, daß jene idealistische Zeit unserer großen Denker, Dichter und Träumer ja doch auch eine Halbheit gewesen sei: für ein Volk mit gebrochenem politischen Machtwillen konnte sie nur Surrogat und Betäubungsmittel sein. Aber der deutsche Mensch, mit seiner heißen Sehnsucht nach Transzendenz, mit seiner allumfassenden Weltbürgerlichkeit als Brücke zum Gottesreich, mit seiner Aufklärung, die zum Unterschied von der westeuropäischen stets in Mystik und Musik mündete, er schien wie abgedrängt von seiner Heimatscholle und inmitten gehäuften Reichtums zum Sklaven seiner Technik und seiner Bilanzen verarmt. Sollte die Wandlung zum Weltvolk im politisch-ökonomischen Sinne mit dem Verlust seiner alten beruhigenden und beseligenden Ideologien verknüpft sein? 1813 hatte der Wille zur Macht einen leicht faßlichen Inhalt: die durch eigene und fremde Schuld zerschundene nationale Selbstbestimmung. Er verlangte nur ein Bekenntnis zu sich, zu einer Mission von innen heraus, so wie neben den Denkern und Moralisten die Heerführer und Staatstechniker, neben Fichte und Schleiermacher und Humboldt die Stein und Hardenberg, die Gneisenau und Scharnhorst sie begriffen. Hundert Jahre später trug auch in Deutschland der nationale Wille zur Macht, wie anderswo, die bekannten kapitalischen und imperialistischen Stacheln. Der Gemeindrang der Masse, die inzwischen politisch geboren war, hatte ihn hinausgepeitscht, und um zu erhalten, mußte er wachsen wollen; aber die Felder, auf denen dies möglich war, lagen über den Planeten zerstreut. Die Ideen von 1813 waren darum eine kostbare Erinnerung, von Romantik übergoldet, aber ohne die Fähigkeit, in den wesensanderen Zeitläuften als Kompaß zu dienen; die neuen aber, die sprachen in tausend Zungen zugleich und lagen irgendwo zwischen Bismarck und Nietzsche und Karl Marx, oder in

dem überreich bevölkerten Olymp von Göttern und Götzen des Tages.

2

Man wird mir zugeben, daß die Bekundungen dieser zwei deutschen Männer von ganz besonderem Gewicht waren und sind: denn sie durften ohne redensartlichen Beiklang „führende" genannt werden. Sie sprachen in einer Atempause vor aller Welt, und besonders vor ihrem großen Volke, das Fackeln brauchte, um starken Glaubens aus dem Dunkel ins Licht geführt zu werden. Man spürte die kommenden Erschütterungen voraus, man fühlte den europäischen Boden wanken, man hatte seit der Erhebung zum Welthandelsvolk und der bewußten Internationalisierung seiner politischen Interessen Krisis auf Krisis und Krieg auf Krieg erlebt, und erhob, nach einer materiellen und ideellen Leistung ohnegleichen, den Anspruch zu wissen, was ist und was sein soll. Nun beschränkte sich Bülows Rechenschaftsbericht zwar auf die deutsche Politik im engeren Sinn; aber da der Fürst im rüstigsten Alter sehr absichtlich auf die Chronik Wegweisungen pfropfte und den deutschen Gedanken in der Welt, die deutsche Weltmission zu umschreiben unternahm, so mußte man erwarten, daß er mit Nachdruck auch auf die Gefahren des Übergangs, auf die politische und soziale und ideelle Unfertigkeit des Zustandes hinweise, zumal da seine Entamtung mit Vorgängen zusammenhing, die jene Unfertigkeit grell beleuchteten. Diese Erwartung wurde getäuscht. Es wird für alle Zeiten merkwürdig bleiben, daß der Staatsmann und ein Stab unsrer weisen Männer, die das letzte Vierteljahrhundert deutscher Geschichte zu summieren versuchten, einen so episch beruhigenden Ton fanden, wie wenn der Grundrhythmus unseres nationalen Lebens von keinem Bruch,

von keiner Umwälzung und Umwertung bedroht gewesen wäre. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", die Bibel unserer politischen Weisheit, setzte einer abgelaufenen und in sich beschlossenen Epoche und Persönlichkeit ein Denkmal, das zugleich auch ein Grabstein war; die Fluten des Lebens waren über sie hinweggerauscht, alles Überkommene und Gewesene zersetzend und umbauend, und die Ordnungen zwischen Volk und Führern, zwischen Regenten und Regierten, zwischen den Parteien und ihrem Gefolge so gründlich umstülpend, daß die alten Orientierungen wie stehengebliebene Uhren auf eine neue Welt niederschauten. Aber der Fürst, ein Mann von weltbürgerlich feinen Formen und der Unvoreingenommenheit des über dem Kampf stehenden Aristokraten, glaubt, merkwürdig genug, seine Politik zu rechtfertigen, die Politik, die einer in jedem Betracht revolutionären und revolutionierenden Zeit die Tore öffnen sollte, indem er deren Lenkern und Deutern die Rolle von Epigonen und Testamentsvollstreckern des erlauchten Vorgängers auf dem Kanzlerstuhl zuerkennt. Da war die Wirtschaftspolitik, mit ihrer Tendenz, einen zusammengepreßten und tausendfach vom Weltmarkt abhängigen Binnenmarkt nach dem untauglichen amerikanischen oder russischen Vorbild schutzzollsicher zu machen: und gleichzeitig offene Türen zu erzwingen; da war die Polenpolitik, mit dem Ziel, diese Westslawen zu germanisieren: in einer auf ihre gute Gesinnung angewiesenen Weltlage; da war die famose Behandlung der Parteien nach dem überlieferten Schema in die staatsbejahenden und staatsverneinenden; da war die Art, wie nach innen die Autorität, nach außen die alte bismärckische Bündnisorientierung in Geltung erhalten wurde, nachdem fast alle objektiven Voraussetzungen dazu über den Haufen gerannt waren — nachdem z. B. im Auswärtigen

mit dem Orient und den Kolonien und der Flotte Figuren aufs Schachbrett getreten waren, die den bismärckischen Kontinentalismus zersetzten und deren Bewegungen die Grundlagen unseres Industriekapitalismus und Industriesozialismus zu zerstören drohten: indem sie sie zu fördern suchten. Alles, alles verriet die Epigonenart und die Epigonengesinnung, mit rückwärts gewandten Begriffen den Riesenleib des Vielmillionenvolkes zu umfangen.

Wie seltsam war diese Verkennung der Aufgabe, für das reichste, das angeregteste, aber auch politisch unfertigste und geistig fragmentarischeste Leben auf dem Planeten die neuen Formen finden zu helfen. Über den deutschen Zwang zum Imperialismus, unserem allgemeinen Schicksal, dem nur blinde Toren oder Träumer glaubten entschlüpfen zu können, wird mit Hilfe der geläufigen Statistik und der bekannten Denkmotive gesprochen; aber über den Willen zum Wollen nach bismärckischer Lehre, nämlich zur mehrfach aufgedrängten Wahl zwischen West und Ost, zur endgültigen Fixierung des Punktes, von dem aus das solidarisch gewordene Verhältnis zu Österreich-Ungarn auszugestalten und mit der freien Benutzung der Meere und des Weltverkehrs zu verknüpfen wäre: darüber erfahren wir in diesem großen Manifest aus den letzten Tagen unseres friedlosen Friedens so wenig wie über so vieles andere, zum Beispiel die Eingliederung des Machtgedankens in das System einer Idealität, die vor dem Gewissen gerechtfertigt ist. Ein Publizist von unendlich geringerer Autorität, Paul Rohrbach, hatte um dieselbe Zeit ebenfalls über den „Deutschen Gedanken in der Welt“ sein Schauen offenbart. Hier war wenigstens grundsätzlich mit etwas wie Fichteschem Ernst — freilich ohne Fichtesche Tiefe und religiösen Fernblick — der deutsche Nationalstaat zu einer noch nicht gelebten aber heiß ge-

wünschten Nationalkultur in Beziehung gesetzt; der Zwang, Weltvolk unter Weltvölkern zu sein, oder zu verzichten, war als Selbstverständlichkeit behandelt, aber über die innere Bereitschaft oder vielmehr Unbereitschaft dieses zukünftigen Weltvolkes, das in breiten Schichten noch so provinziell und eng-mittelständisch empfand, wurde so manches gesagt, was aufrüttelnd klang und von der Selbstbestätigung der Bülow oder Helfferich weit wegführte. Auch daß nur ein freies Volk, eines, das für seine Selbstbestimmung sich eine würdige Form und Verfassung zu schaffen vermag, Weltvolk werden und den Völkern der zu schaffenden mitteleuropäischen Föderation eine Anziehung sein könne: auch das kam hier einigermaßen zum Ausdruck. Das Ganze las sich wie eine weltpolitische und weltwirtschaftliche Studie für das aufstrebende Bürgertum und war eine Ergänzung von Naumanns Jugendwerk über „Kaisertum und Demokratie". Wer sieht heute nicht, daß diese Gedanken, so vorläufig und oberflächenhaft ihre Fassung war, nicht mehr verloren gehen dürfen?

3

Gegen die für den Parteigebrauch hergestellten Methoden, das Orakel Bismarck zu befragen, war schon vor der Katastrophe von seinen denkenden Bewunderern Einspruch erhoben worden, allein schon darum mutete des Fürsten Bülow Betrachtungsweise so epigonenhaft an. In der Tat gibt des Reiches Gründer auf keines der Probleme, die unser Wissen narren und unser Gewissen beklemmen, eine eindeutige Antwort. Wir kennen ungefähr seine Methoden: wer aber vermäße sich, sie auf das gegenwärtige Chaos anzuwenden, in dem ungemein verwickelte wirtschaftliche und politische Fragen, mit allerlei nationalen Atavismen verquirlt, neben-

einander lagern? Sein Grundtrieb war, ohne Zweifel, machtpolitisch. Staat und Macht setzte er in eins, die humanitäre Ideologie mit dem Europäismus als Gipfel höchster Wünschbarkeit schob er als redensartlich beiseite, und den Krieg als politisch-ökonomisches Mittel stellte er fest in Rechnung. Daneben bemerken wir als Richtpunkte seines Handelns bis zuletzt den hartnäckigsten Kontinentalismus, dazu die äußerste Vorsicht in der Behandlung möglicher Gegenspieler; das Bestreben, die Bildung „kaunitzischer" Koalitionen gegen seine Schöpfung Großpreußen zu verhindern; die Unterordnung innerpolitischer Fragen unter außenpolitische; die Vermeidung aller Gesten, die in der Welt Unruhe und Zweifel erregen könnten; den festen Willen, sein Regententum vor parlamentarischer Belastung zu bewahren; die Tendenz, zwischen den Klippen der Isolierung und der Allerweltbeflissenheit das Staatsschiff unbeschädigt hindurchzusteuern; endlich die weltpolitische Konzentration und die allmähliche Anpassung der überkommenen Wirtschaft an den neuen Industrialismus. Aber — es gibt nicht drei für die heutige Bedrängnis empfohlene Sätze seiner geschäftigsten Ausdeuter, denen nicht Bismarck selbst Wort für Wort widersprochen hätte.

Schon vor der europäischen Katastrophe konnte man also feststellen, daß die Berufung auf Bismarck den Willen zur politischen Erkenntnis zu lähmen beginne, statt ihn leichter, freier, heller, unbefangener zu machen. Die Bismarck-Philologie machte unlebendig, die Bismarck-Romantik blind. Seine intimsten Kenner und Bewunderer mußten über sein Verhältnis zu unserer Zeit und unseren Zielen sagen: er sah eine neue Politik und ein neues Geschlecht entstehen und sich versuchen, doch er hat an sie nicht geglaubt. Er widerstrebte und widersprach. Er lehnte Ziele und Methoden ab. Er hatte

für sie kaum je ein ermutigendes Wort, über seine Lippen kam kaum je etwas anderes als eine Warnung. Und sein herber, ätzender Tadel bezog sich nicht nur auf die schüchternen Liberalismen gegen Bürgerschaft und Arbeiterschaft, die den Formen seines Autoritätsglaubens und seiner Autoritätsübung widersprachen und widerstrebten, er bezog sich noch unzweideutiger (der cäsarische Sachwille ließ sich nicht entwurzeln noch entamten) auf alle sichtbaren und heimlichen Äußerungen des gouvernementalen Machtwillens. Hier begannen Zweifel auch bei denen sich zu regen, die vor jedem Genius verehrungsvoll sich beugen; ein letzter Rest von Selbstbesinnung hielt sie ab, in den Abgrund gedankenloser und die Entwicklung hemmender Genievergottung zu stürzen. Diese Zweifel waren ja schon in seiner stärksten Schaffenszeit berechtigt, in den Tagen des Kulturkampfes und der ohnmächtigen Sozialistenverfolgung, und in einem großen, reichen, schöpferischen Volk frei sein wollender Männer waren sie sogar selbstverständlich. Der geschichtliche Rhythmus zersprengt immer den Kreis des alternden Genius; und so kam der Moment, da Bismarck und seine Zeit sehr fühlbar auseinandergingen. Denn das Neue war da; es webte und regte sich und suchte sich neue Formen in dem von ihm, von seinen eisernen Händen und seiner harten Produktivität geschaffenen Deutschland, das er, gleich einem Klumpen Erz, in die alte, vermorschte Staatenwelt Europas geworfen hatte.

4

Aber der deutsche Glaube hatte auch andere und unendlich tiefere Formen angenommen, und wenn man sich nach den Polarsternen der geistigen und politischen Ideologie umschaute, so standen noch Karl Marx und Friedrich Nietzsche unverdunkelt am Firmament. Vielen Deutschen, und nicht den schlechtesten, gaben sie Inhalt und Ziel des Lebens. Selbst die rücksichts-

loseste Kritik an ihrem Werk — die von der Logik oder Unlogik der tatsächlichen Entwicklung geleistete — hatte noch immer nicht alles zerstören können, was die Fülle und der Reichtum ihrer Denkmotive entdeckt und ihr synthetischer Blick für die geschichtlichen Dinge erspürt hatte. Beider Männer Horizont war europäisch, beide dachten und konstruierten in Zeitaltern, und beide rechneten mit der Gewalt als dem Geburtshelfer der neuen europäischen Gemeinschaft. Aber die Spannung zwischen beiden war eine polare.

Karl Marx packte das gesellschaftliche Leben an der Wurzel, d. h. an seinen unpersönlichen und kollektiven Formen, an seinen Sachlichkeiten und Gegenständlichkeiten; er sah starke Einzelwesen heraustreten und ihren Glanz verbreiten, aber nie anders, als wenn sie im Auftrage des Kollektivgeistes Dienste leisteten.

Nietzsche windet Kränze um die starke Persönlichkeit. Sie rechtfertigt, sie allein, den geschichtlichen Wirrwarr. Sie beschenkt die Fronenden und die unschöpferisch Genießenden. Ihr Sinn liegt in der Kraft, den eigenen Willen der Masse aufzuzwingen, mit allen Mitteln der Verführung, der Gewalt, der Schönheit und, wenn es sein muß, des Verbrechens. Einen andern Sinn hat die Geschichte nie besessen als den, Summe zu sein: die Summe genialer Leistungen, die aus den Lenden von Heroen geboren sind. Nie senken sich die Berge. Nie heben sich die Täler. Nie kann Masse in wesentlichem Umfang gehoben oder individualisiert werden. Nie darf sie sich selbst gehören und Selbstbestimmung üben: sie hat Rahmen, Folie, Objekt, Knetstoff zu sein, weshalb alle Wertsetzungen und Gegenorganisationen von unten her, als Christentum und Demokratie mit oder ohne Terror moralistisch verputzt, Falschmünzereien sind. Um diesen Pol sammelten sich in Deutschland vor dem Kriege

viele individualistisch gestimmte Gegenkräfte, die durch die technische und großunternehmerische Richtung der Zeit in ihrer halbgaren Soziologie sich bestätigt fühlten. Nietzsches Ausgangspunkt: die Psychologie des ästhetischen Menschen, oder dessen, der eine ästhetische Rechtfertigung für das Leben sucht, wurde verkannt. Man übersah, daß sein großartiger Versuch einer neuen Rangordnung der sozialen Werte ein bis zur Enge und Blindheit eigenwilliger Anfang sei, kein Ende. Dafür hielt man sich an die große Geste der Kraft, die vor Seelenweichheit und dem allumschlingenden Gefühl der Wesensgleichheit zu kapitulieren sich zu aristokratisch wähnte; sie war es, die eine Brücke schlug zu einem Geschlecht, das die Zwangsgeburt der neudeutschen Nation aus Blut und Eisen mißdeutete. Es gehört zu den seltsamsten Paradoxien des deutschen Geistes und der deutschen Geschichte, daß hundert Jahre nach einem Befreiungskampf, dessen Waffen sittlich und religiös geweiht waren wie nie zuvor — Carlyle atmete bewußt in seinem Nachglanz (aftershine) —, daß hundert Jahre später um zwei solche Lichtkegel ein großer Teil unseres Heerbannes gelagert war.

Und wo Masse war, da war irgendwie auch Karl Marx. Nicht warmes Gefühl, wie bei Sismondi oder Saint-Simon oder Owen, hatte diesen tyrannischen Geist zum Anwalt der Proletarier gemacht, sondern die Einsicht, daß die fortschreitende Emanzipierung und Technisierung des Lebens und gleichzeitig der Strom der geistigen und sittlichen Emanzipationen den Tag herbeiführen müßte, der die Produktionsmaschine in die Hände der gehobenen und organisierten Masse und ihrer „natürlichen" Führer legen würde. Dieser Tag würde den Diener zum Herrn machen; er würde den Gebrauchswert den Tauschwert verdrängen sehen; er würde die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufheben und Werte an

Stelle von erworbenen Rechten setzen. Das Zaubermittel Marxens war die wissenschaftliche und politische Organisation. Sein Optimismus war der Glaube an die rationalisierende Vernunft als letzten Sinn menschlicher und kosmischer Wirklichkeit. Auch hier war Mystik und Romantik, doch hier war sie im Bunde mit allen technischen Hilfsmitteln der Modernität. Im einzelnen hatte diese Lehre nur Niederlagen und Widerlegungen erlebt. Noch blühte der Kapitalismus; noch vergiftete Klassenkampfstimmung die soziale Harmonie; noch trieb blöde Ausbeutung minderwertiger Besitzverwalter dem Menschenfreund Schamröte ins Gesicht; noch verfügte vornehm maskierte Plutokratengesinnung über die unermeßlichen Werte der Produktionsmaschine und die Kulturschätze ungezählter Geschlechter. Aber die Gegenkräfte schwollen an. Sie hatten in dem brodelnden Schmelztiegel der Organisationen aus Masse Wert, aus der Summierung treu arbeitender Mittelmäßigkeiten Geist und Anspruch gemacht, sie hatten ihre Bastionen bis hart an die Verwaltung und Obrigkeit herangeschoben, sie hatten gelernt, Bildung und Erziehung als ökonomisches Mittel und die politische Maschine als Umweg zur Macht zu benutzen. Und das war nirgends mit solchem Eifer und solchem Gelingen geschehen wie in Deutschland, dem am spätesten, doch am machtvollsten entwickelten Kapitalistenstaate der alten Welt. Langsam kam der Volksstaat, die Demokratie, in Sicht, aber nicht mit westländischen sondern eher mit preußisch-militärischen Methoden. Das wurde lange verkannt, erst unmittelbar vor Ausbruch der Katastrophe ahnten luchsäugige Franzosen, wie Professor Ch. Andler von der Sorbonne, den Zusammenhang, den nun der Marxist Paul Lentsch in seinem Bekenntnisbuch „Der Sozialdemokratie Ende und Glück" bloßgelegt hat. Man darf sagen: hier war der

Punkt, in dem sich die beiden Antipoden Bismarck und Marx begegneten. Denn wie der eine von oben her mit langem ungebrochenen Willen den Rahmen für den Nationalstaat geschaffen hatte, gegen die Herzenswünsche und Grundgesinnung der liberalen Einheitsträumer und Nationalvereinler, so suchte der andere aus der knetbaren Masse der vielen einzelnen das Kollektivschicksal ‚autoritär' zu gestalten und das Glück der größten Menge zwangsweise zu organisieren. Der erstrittene Machtstaat des einen und der erstrebte Proletarierstaat des andern hatten beide keinen Raum für das behagliche Glück und die Sehnsucht, sich selbst zu gehören, die der Mensch nie verliert. Für Rousseauiten war im Schoße dieser stahlharten deutschen Realpolitiken kein Plätzchen. Die Atmosphäre war mit den Explosivstoffen des wollenden Willens überladen, und wenn es je einen ungemütlichen Ort auf diesem Planeten gegeben hat, so fand er sich sicher inmitten dieser voluntaristischen Realität und voluntaristischen Philosophie. Fremd stand Goethe in dieser Welt des ökonomischen und politischen Wälzens und Umwälzens, alle Bemühungen der akademischen Katheder, die innerlichen Beziehungen aufzudecken und einen ungestörten Zusammenhang nachzuweisen, schienen gequält. In der Tat: was konnte er Menschen sein, die gänzlich von Staat und Wirtschaft ergriffen und ausgefüllt waren, für Menschen ohne Muße, für ökonomisierte und politisierte Wesen, die dem Seelischen nur verstohlen und in Augenblicken der Ermüdung konventionellen Tribut zollten. Dieser Zustand war eine der größten Sorgen unseres neudeutschen Lebens geworden, auch von dieser Seite her war es unfertig und mit sich selber im unreinen. Nichts war geblieben, als die Sehnsucht, ihn zu überwinden. Doch der Weg dazu hing nicht von uns allein ab. Die Geburt der Masse, die Umwandlung ihrer Wirtschaft und Gliederung durch die Maschine,

die Ablösung des Ständestaates durch den Klassenstaat, des Lernvolkes durch das Tatvolk, die Nationalität als lösendes und verkittendes Prinzip der neueren Geschichte, die Internationalisierung des Marktes bei gleichzeitiger Nationalisierung der Politik, die Entwicklung und Entartung des Kapitalismus, der bindet, in den Imperialismus, der aneinander und auseinander treibt, die Entstehung der großen nationalen Wirtschaftsgebiete oder Weltreiche, die Deutschland umklammert hielten und zwischen denen es sich den Weg in Freiheit und Gleichberechtigung zu suchen hatte, ohne Rast vorwärts gepeitscht, keuchend, atemlos: es waren Zwangsläufigkeiten über Zwangsläufigkeiten, und in Papier oder Schutt versank davor die alte, treue, liebe Romantik. Die neue Romantik aber, von gemütvollen deutschen Professoren der ‚mechanisierten' Zeit als Gegengift in Büchern verschrieben, hieß Bismarck oder Nietzsche oder Karl Marx . . heißt: Weltkrieg.

5

Alles, was nun geschah, bekam sofort eine unberechenbare Wirkung in die Ferne, und Licht strömte mit einemmal auf das vielleicht wichtigste Stück unserer jüngsten und engsten Vergangenheit, unsere proletarische Bewegung, die an den Ketten einer starren Doktrin und an der Hand einer klug auflockernden Praxis der nationalen Demokratie vorzuarbeiten schien.

Wir wissen, was der Bruch in der sozialistischen Reichstagsfraktion bedeutet. Als Karl Marx die Internationale gründete, mochte er sie für ein brauchbares Mittel im proletarischen Befreiungskampf und der Zerstörung kapitalistischer Bürgerherrlichkeit förderlich gehalten haben; aber seit er die Augen schloß, haben sich die Werkzeuge zu dieser Überwindung und die Bausteine zur Konstruktion eines klassenlosen

Überstaates allüberall nationalisiert, haben sich die Proletariate materiell hinter ihre Vaterländer gestellt und so, Schulter an Schulter mit ihren Bourgeoisien, dem Gigantenkampf ihre Kräfte und Inhalte gegeben. Aber darin liegt vielleicht eine der sichersten Verheißungen, die uns hoffen läßt. Der Verzicht auf die Internationale war Verzicht auf die bisherige Form ihrer internationalen Ohnmacht. Um zu einer neuen von übergreifendem Einfluß zu gelangen, die nicht bloß Ausschnitte der Völker, sondern die Gesamtheiten ergreift und beherrscht, muß ein grundsätzlich neues System der Staatenordnung gefunden werden, ein System, das mit dem Prinzip der Gleichberechtigung ernst macht, die Ansprüche und Schranken des Nationalstaates und des Machtstaates festsetzt, die Sozialisierung der Weltwirtschaftsanteile anbahnt und dem zur Erdrosselung allen Wachstums erfundenen Gleichgewichtsdogma das Lebenslicht ausbläst. Dann erst, wenn sie die Fülle dieser rettenden Aufgaben lösen hilft, wird die Idee der proletarischen Bewegung Weltidee und Weltmission geworden sein. Doch bleiben wir heute bei der nationalen Politik. Ihr letzter und tiefster Bestimmungsgrund ist die zur Herrschaft gelangte Ideologie, sind die in der reinen und angewandten Wissenschaft, in der kritischen Geschichtsschreibung, in der Philosophie und im Schrifttum zum Ausdruck kommenden Wertvorstellungen, Gesinnungen und Stimmungen. Was in diesem großen Laboratorium des deutschen Geistes vorgeht, das ist zuletzt auch für das politische Leben und für die politische Praxis entscheidend. Aus dieser Quelle schöpft die Presse — die öffentliche Meinung; labt sich die Jugend. In der Grimasse und der Verzerrung des praktischen Lebens erkennt das scharfe Auge noch die unterirdischen Denkmotive, die es bestimmen. Und mir will scheinen, als ob unsere an Universitäten und Schulen gelehrte Ideologie, obwohl reich an In-

halten, reich an wundersam tiefem Erbgut in sich brüchig war und in einen breiten Strom von Relativitäten auseinanderfloß, der keine Harmonie der Lebensauffassung aufkommen ließ. Auf unser engeres Thema angewendet, heißt das: es gab keine allgemein gültige Politik im aristotelischen Sinne, die den unentbehrlichen Machtgedanken begrifflich meisterte; es gab keine allgemein gültige Rangordnung zwischen Macht und Recht, privater und öffentlicher Moral; und vor dem gefährlichen Begriff der Realpolitik, der bis in Schülergehirne hinein katastrophale Wirkungen übt, hat unsere, hat die europäische Ideologie ... man darf wohl sagen: kapituliert. Hier sind Versäumnisse schnell und gründlich nachzuholen.

Karl Joël: Geschichtsphilosophische Besinnung

Die Tragik kommt erst zu ihrem Höhepunkt, aber auch zu ihrem Umschlag, wenn wir erkennen, daß Vernunft wie Geschichte, indem sie sich so entgegenstreben, ihrer Natur gar nicht widersprechen, sondern sie erfüllen, daß sie an diesem Widerspruch nicht kranken, sondern von ihm leben, daß sie ihn in sich tragen als treibenden Stachel und spannende Kraft. Geschichte ist nun einmal mehr als bloßes Geschehen in der Menschenwelt, als vergängliches Wellenspiel des Lebens. Doch der Historiker weiß es: aus der Unendlichkeit täglichen menschlichen Tuns und Leidens seit Jahrtausenden bis heute zieht er aus wenigen Wirkungen weniger Menschen und Menschengruppen in wenigen Völkern und Zeiten nur einen schmalen Strang des Geschehens als Königslinie hervor, die er Weltgeschichte nennt, das heißt Geschichte von Weltbedeutung. Denn nur die bedeutungsvolle Auslese menschlichen Geschehens

ist Geschichte. Und so teilt der Historiker in der Masse des Werdens Akzente aus, die das Bedeutsamere hervorklingen lassen. Jeder Komparativ aber ist gewollt oder ungewollt ein Hinweis auf einen Superlativ. Indem das Relative in Graden sich abstuft, hört es schon auf, rein relativ zu sein, orientiert es sich am Absoluten. Und wirklich ohne die Sehnsucht nach dem Absoluten ist auch die Geschichte nicht zu verstehen. Man braucht wahrlich nicht nur an Martyrien und Religionskriege zu denken, um zu erkennen, daß auf jene Berge des Lebens, die allein in den geschichtlichen Horizont hineinragen, die Menschen zuletzt doch nur stiegen für das eine, das not tut und, was es auch war, für ein absolutes Ideal. In tausend Trieben und Gestalten ist es immer noch das alte Titanische oder Heroische, das in der Geschichte zum Himmel ringt. Der Enthusiasmus, meint Goethe, ist die Wirkung der Geschichte; aber er ist es, weil er schon Ursache der Geschichte ist, weil die Geschichte im Enthusiasmus, den sie erweckt, nur die Kraft weitergibt, von der sie selber erweckt ward. Oder hat nicht der Glaube tausendmal mehr Geschichte gemacht als der Unglaube, der Fanatismus tausendmal mehr als der Skeptizismus, der Geist Cromwells mehr als der Geist Humes, des Aufklärers, der Geschichte doch höchstens geschrieben hat? Aber auch der Historiker der Aufklärung läßt nicht die Geschichte verdämmern im gleichmütigen Wellenspiel, läßt sie heller und höher ansteigen und sich ausspinnen zu allgemeineren, festeren Zusammenhängen. Und mag heute die Geschichtsphilosophie, die in den letzten Jahrzehnten viel weniger bebaut als bestritten war, noch ein Kampfesfeld methodischer Richtungen sein, auch die sogenannten Kollektivisten, die nur das Allgemeine und Zuständliche der Geschichte in ganzen Völkern und Zeiten sehen wollen, behandeln doch als geschichtlich nur Völker und Zeiten, so-

fern sie sich auch unterscheiden, sofern sie als Individuen und durch Individuen wechselnd sich entfalten, und andererseits auch die historischen Individualisten wissen, daß der einzelne geschichtliche Bedeutung doch nur erlangt auf dem allgemeinen Grunde der Zeit und des Volkes, als Glied eines allgemeinen Zusammenhanges und gesehen im Lichte allgemeiner Werte. Geschichtlich ist nur das Individuelle in allgemeiner Beleuchtung oder das Allgemeine in individueller Gestaltung.

Aus „Vernunft und Geschichte“ (Die neue Rundschau, April 1916).

Ferdinand Tönnies: Die Zukunft der Staatsgemeinschaft

Über den Wert der Parteien entscheiden von Zeit zu Zeit die Staatsbürger als Wähler. Möge ihre Entscheidung in den Augen der unterliegenden Partei oder sogar unparteiischer Dritter trügen oder nicht — auch Richtersprüche werden angefochten und erfahren zornige Kritik — es ist doch eine Entscheidung.

So entscheidet der Sieg zwischen den Staaten; gibt es keine andre Entscheidung? Der Sieg beruht nicht schlechthin auf roher Gewalt, zumal dann nicht, wenn die an Zahl erheblich Schwächeren siegen; Geist und sittliche Gewalt haben ihren Anteil daran und veredeln den Triumph der Waffen. Die Schönheiten des Sieges und die luftreinigenden Wirkungen der Kriegsgewitter, die den Weltgeschicken eine neue Gestalt verleihen und oft die Kultursonne heller als zuvor erglänzen machen, lassen immer von neuem die Furie als einen zur göttlichen Weltordnung gehörenden Engel erscheinen.

Auf der andern Seite wird die Furie geliebt und angebetet von den Unterlegenen, weil sie Abwaschen der Schmach,

Wiederherstellung der nationalen Ehre, Wiedergewinnung verlorenen Landes, kurz: Rache in Aussicht stellt. Wie in frühen Zuständen zwischen den Clans und Geschlechtsgenossenschaften, so macht heute zwischen den Staaten mehr als alles andre die „Blutrache" den Krieg zu einer dauernden Institution.

Zur göttlichen Weltordnung gehöre der Krieg, wie Pestilenz und Hungersnot, so verkündete einst der ehrwürdige und geniale Feldherr, Graf von Moltke. Sind wirklich auch heute noch Epidemie und Hunger stehende Einrichtungen in Westeuropa, die man hinnehmen muß als Schickungen des Himmels, mit denen dessen Mächte sich von Zeit zu Zeit in Erinnerung bringen? Werden Ärzte, Hygieniker, Volkswirte und Menschenfreunde durch solche Erwägungen sich abhalten lassen, den „grauen Weibern" die Tore zu versperren? — Freilich nicht durch ähnliche Mittel läßt sich dem ewigen Kriege wehren. Aber wehren muß ihm ebenso, kann ihm nur die wissenschaftliche Erkenntnis, in erster Linie die vertiefte Erkenntnis des Rechtes, demnächst die des sozialen Lebens und seiner Gesetze. Wenn die bedeutendsten Erkenntnisse dieser Art nur soweit Gemeingut der Menschheit würden, wie es die astronomischen und einige andre naturwissenschaftliche Grundeinsichten schon geworden sind, so wären die groben diplomatischen und publizistischen Täuschungen nicht mehr möglich, denen heute noch die Völker hilflos preisgegeben sind.

Aus „Naturrecht und Völkerrecht" (Die neue Rundschau, Mai 1916).

Deutsche Zukunft

Ernst Troeltsch: Der deutsche Freiheitsgedanke

Das Nationalitätsprinzip ist das natürliche Korrelat der Demokratie. Aus der Selbstregierung der Völker folgt die Selbstgestaltung und -gruppierung. Sobald der Staat von den Individuen her aufgebaut wird, wird das gruppierende Prinzip schließlich immer das instinktiv fühlbarste sein, das heißt die Sprach- und Gesittungsgemeinschaft, die wirkliche oder vermeintliche Blutsverwandtschaft. Das hat keine erschütternde, sondern im Gegenteil eine mächtig verstärkende Wirkung auf diejenigen Staaten, denen das Geschick eine wesentliche nationale Einheit von ihrer Bildungsgeschichte her gewährt hat. Aber es ist ein tödliches Sprengpulver für alle diejenigen Staatsgebiete, die durch geographische, wirtschaftliche und militärische Notwendigkeiten zusammengeschlossen, aber von verschiedenen Völkern und Sprachen seinerzeit besiedelt worden sind. Eine Freiheit und Demokratie, die die Selbstbestimmung der Individuen zu freier Vereinigung als Programm hat, ist daher eine gänzliche Zersetzung solcher Staatsgebilde, und jede feindliche Diplomatie, die sich des Nationalitätsprinzips bedient, kann den Feuerfunken in dieses Pulverfaß werfen. Wir haben das ja vor und in diesem Kriege zur Genüge erlebt und sehen vor allem Rußland sich dieses Mittels bedienen. Vor der deutschen Freiheitsidee versagt nun aber die Gefährlichkeit dieses Mittels. Hier ist der Staat nicht das Erzeugnis der Individuen, ihrer Interessen und ihrer Verwandtschaft. Hier ist er den Individuen vorgeordnet als ein Erzeugnis der

Geschichte und besteht die Freiheit in der bewußten und pflichtmäßigen Hingabe und Einflußnahme der Individuen gegenüber einem Ehre, Wohlfahrt, Treue und Gemeinsinn in sich schließenden sittlichen Gute. Die nationale Einheitlichkeit ist auch hier freilich ein gewaltiger politischer Vorteil, aber keine unerläßliche Notwendigkeit. Nur von diesem Standpunkte aus läßt sich das Europa zerstörende nationalistisch-demokratische Fieber dämpfen und den Diplomaten das Handwerk der schlimmsten Vergiftung legen. Das wäre ein ungeheurer Gewinn an Festigkeit und Ruhe. Es bedarf keines Wortes, um zu sagen, daß an diesem Punkt zunächst und zu allererst unsere eigensten und nächsten Zukunftshoffnungen liegen, die Hoffnungen auf eine Klärung und Überwindung des Nationalitätenproblems in Österreich-Ungarn. Auch hier hat die moderne Demokratisierung neben die alten herrschenden Nationalitäten die sich neu erfassenden und organisierenden, bisher zurückstehenden Nationalitäten gestellt. Der auswärtige Beobachter kann sich hier keine andere Lösung denken als möglichste Freigebung der Nationalitäten auf Grund freier Wahlrechte, aber auch bewußt gewollte Selbsthingebung der Nationen selbst an eine österreichisch-ungarische Staatsidee, die sich mit genügendem geistig-ethischen Gehalt erfüllen kann, um die Anziehungskraft der östlichen Nachbarstaaten aufzuheben oder zu mindern. Das aber wäre eine Lösung, die dem Geiste der deutschen Freiheitsidee verwandt ist und nur auf einer ihr ähnlichen Grundlage zustande kommen kann. Wir kennen in Deutschland wohl die mit der Annäherung an die östlichen Grenzen wachsenden Schwierigkeiten, die einer solchen Lösung entgegenstehen, aber wir können um unser und Österreichs willen auf diese Hoffnung nicht verzichten. Wort und Feder können zur Lösung freilich nicht allzuviel tun; aber was sie überhaupt tun können, wird darin bestehen müssen, unermüdlich

zu sagen, daß nur die Freiheit dies Problem lösen kann, daß aber diese Freiheit nicht die westlich-individualistische sein kann, sondern nur die Freiheit eines organischen Staatsgefühls.

Eine letzte Folgerung greift weit hinaus in die Völkerwelt und in die Zukunft. Sie mag daher nur angedeutet sein. Der deutsche Freiheitsgedanke enthält neben der freien Einordnung zugleich das Recht der geistigen Individualität und ihre gegenseitige Hochschätzung. Auf die Völkerwelt übertragen heißt das ein System gegenseitiger Achtung und freier Entwickelung der Völkerindividualitäten nebeneinander, wobei dann freilich die Selbstbeschränkung auf das zur staatlichen Existenz Notwendige und die gegenseitige Gewährung der Entwickelungsfreiheit innerhalb dieser Grenzen mitgedacht ist. Demgegenüber hat der französische Freiheitsgedanke die Intoleranz des fanatischen Dogmas, das er nötigenfalls mit Feuer und Schwert ausbreitet. Natürlich wird dann Frankreich der Beschützer der Befreiten; darin setzt sich die alte französische Hegemonie-Politik auf dem neuen Boden fort. Das ist heute freilich bereits gegenstandslos und höchstens ein agitatorisches Hilfsmittel der französischen Machtpolitik. Um so wichtiger ist die Völkeridee, die aus der englischen Freiheit sich ergibt. Sie wünscht alle einzelnen Völker möglichst zu parlamentarischer Selbstregierung und freier Selbstbestimmung gebracht und begegnet den Gefahren der Reibungen und Gegensätze durch die Aufrichtung einer englischen Seeherrschaft über die Welt. Ohne die englische Seeherrschaft gebe es nur das Chaos in der Welt. Die Ordnung werde von der großen englischen Commonwealth aufrechterhalten, die dazu von Gott auserwählt sei und alle angelsächsischen Völker, und was sich ihnen anschließt, zugleich beglücke und begrenze. Was in diese Commonwealth nicht eingehe, müsse wie Amerika in feste Freundschafts- und Verwandtschaftsbeziehungen aufgenommen

oder, wie Deutschland, niedergehalten werden, damit es das System nicht stören könne. Das sei nun einmal der von der Vorsehung geordnete Weltlauf, der England seine Größe und der Welt Freiheit und Glück verbürgt. Die Freiheit der Welt, soweit sie deren fähig ist, sei eine englische und ihr Friede sei eine Pax Britannica. Dem setzt nun aber unser Freiheitsgedanke nicht bloß unser eigenes Recht auf Existenz und Entwickelung, sondern den freilich kühnen und sehr idealistischen Gedanken einer freien gegenseitigen Achtung und Entwickelungsgewährung entgegen, bei der jedes Volk zur Entfaltung seines Geistes und Gehaltes kommen soll, wobei wir hoffen, daß der Geist der freien Einordnung in ein größeres Ganzes oder besser in die große Menschheitskultur die dafür unentbehrliche Selbstbegrenzung der Einzelstaaten mit sich bringen müsse.

Es ist eine kühne Hoffnung, ein sehr unrealistischer Glaube, von dem wir aber nicht lassen können, weil auf ihm unsere Zukunft und unser ganzes geistiges Wesen beruht. Darauf mag denn auch die Zukunft Antwort geben. Einstweilen haben wir immerhin ein Unterpfand dieser Hoffnung an dem gegenseitigen Verhältnis der Zentralstaaten zueinander, das bloß auf dieser Grundlage möglich ist. Hier ist es nicht sowohl eine idealistische Hoffnung, als eine Forderung praktischer Politik. Gelingt es von hier aus, einen großen mitteleuropäischen Block zu bilden, so wächst damit auch die ideale Hoffnung, daß dieser mit der deutschen Freiheitsidee gegebene Völkergedanke auch darüber hinauswirke und auch andere Staaten an sich ziehe. Dann wäre die Freiheit auch der Friede, wenigstens für absehbare Zeit. Damit das möglich werde, muß freilich in Geist und Gesinnung der Völker sich manches ändern, und die Änderung wird darin bestehen müssen, daß neben und über der englischen und französischen Freiheitsidee die deutsche zu ihrem großen Welteinfluß komme.

Friedrich Meinecke:
Wie weit geht das Naturrecht der Nationen?

Ich kann nicht zugeben, daß das apriorische Recht der Nationen bis zur Einheit reicht, wenn man die Einheit im politischen Sinne meint. Die politische Einheit einer Nation ist ebenso wie ihre Souveränität nur ein Ideal, ein Zielgedanke ihrer Entwicklung, der aber erst dann zum Rechte wird, wenn jene von Kjellén genannte Reihe anderer realer Voraussetzungen von ihr erfüllt wird. Das apriorische, unter allen Umständen, aus biologischen wie aus axiomatischen Gründen anzuerkennende Recht der Nation geht nach meiner Meinung nicht weiter, als das Recht des Individuums gegen den Staat. Und es ist weit genug, um ihr die Bürgschaft der Existenz zu geben. Es ist das Recht auf freie geistige Bewegung und Entfaltung ihrer geistigen Kraft und Eigenart. Man kämpft gegen die Natur, wenn man es vergewaltigt, und man erstickt zugleich unersetzliche Keime der Kultur. Zur inneren geistigen Einheit bringt es dann die Nation, die ihre Sprache und Literatur frei entwickeln kann, ganz von selbst; der politischen Einheit aber bedarf sie dafür nicht unbedingt. Deutsche Schweizer, Deutsch-Österreicher und Deutsch-Ungarn konnten und können auch ohne politische Vereinigung mit dem Deutschen Reiche lebendige Glieder der einheitlichen deutschen Kulturnation sein; ein ähnliches geistiges Einheitsband erhoffen und gönnen wir auch den Polen, die unsere Ostmarken bewohnen, und den Bürgern des vom russischen Joche befreiten polnischen Zukunftsstaatswesens, den Rumänen, die Ungarn, Siebenbürgen und Bukowina bewohnen, und den Bürgern des rumänischen Nationalstaates. Freilich, wird man einwenden, die Nationen begnügen sich auf die Dauer mit der Einheit der Kulturnation nicht; sie streben früher oder später doch

zur letzten idealen Erfüllung des Nationalgedankens, zum geschlossenen Nationalstaate, und poetisch und literarisch fängt es zwar an bei ihnen, aber politisch endet es. Wir geben zu, daß eine solche immanente Entwicklungstendenz im modernen Nationalleben da ist und daß die Sehnsucht zur ungebrochenen, Geistiges und Politisches umfassenden Gemeinschaft des nationalen Staates nie ganz zu beschwichtigen ist und den Menschen nicht ausgeredet werden kann. Aber das Leben erfüllt nun einmal nicht jede uns eingepflanzte Sehnsucht; andere Notwendigkeiten begrenzen und dämpfen sie, und der gereifte Charakter richtet sich ein mit ihnen und bleibt triebkräftig und gesund auch in der Resignation. Zu dieser Reife des Verzichtes haben es bisher nur die Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen gebracht, — auch die baltischen Deutschen konnten sie so lange üben, als ihnen das nationale Existenzminimum gewährt wurde. Aber ist denn, so müssen wir vom höchsten und vergleichenden Standpunkte aus fragen, das moderne Nationalleben überhaupt schon zum Stadium der männlichen Reife gediehen? Hier und da wohl, aber noch nicht allgemein und sicher; nach wenig mehr als einem Jahrhundert nationaler Aspirationen sind wir noch immer auf der Stufe der Flegeljahre, und der aufgeregte Nationalismus intra et extra muros ist zum großen Teile Pubertätsfieber. Wie aus Haß und Mord der Religionskriege schließlich, durch innere geistige Umbildung wie durch Zwang der Verhältnisse getrieben, die Idee der Toleranz emporblühte, so könnte aus den Erschütterungen dieses Weltkrieges vielleicht auch ein föderatives und tolerantes Nationalgefühl in Mitteleuropa sich emporringen, das sich männlich bescheidet und die Notwendigkeiten der Lage anerkennt. Denn zwingend und gebieterisch sind diese Notwendigkeiten. Der furchtbare konzentrische Druck von Westen und Osten zwingt alle mitteleuro-

päischen Nationalitäten, sich zusammenzuschließen zu großen, leistungsfähigen Deichverbänden und sich dabei gegenseitig die Grundlagen ihrer nationalen Existenz zu garantieren. Je fester diese Deichverbände und je stärker die sie tragenden Solidaritätsgefühle sein werden, je mehr man aufeinander vertrauen lernt, um so weiter kann das Maß der politischen Bewegungsfreiheit für alle angeschlossenen Nationalitäten gesteckt werden. Reif werden dafür heißt alles, und unser aller Existenz und Rettung hängt davon ab. Nur sehen wir nicht mehr mit der frohen, unbedingten Hoffnung auf dieses Ziel wie in den ersten Kriegswochen. Denn das innere deutsche Nationalgefühl hat sich noch lange nicht reif genug dafür erwiesen, und der Riß zwischen Moderados und Exaltados geht mitten durch die führenden Schichten unseres Volkes hindurch. Die wahren Erben Bismarckscher Realpolitik sind heute die Moderados und nicht die Exaltados. Auch ihr Machtrausch ist eine Sentimentalität, und ihre phantastischen Forderungen würde ein Bismarck mit seinem kühlen Sinne für das Mögliche und Erreichbare erbarmungslos kritisiert und unterdrückt haben. Ihr Herrengefühl, das die Quelle aller ihrer Übertreibungen ist, ist freilich in der Atmosphäre, die Bismarck in Deutschland geschaffen hat, groß geworden. Aber das Bismarcksche Herrengefühl war unendlich viel klüger, geschmeidiger und maßhaltender als das ihrige.

Aus „Probleme des Weltkriegs“ (Die neue Rundschau, Juni 1916).

Rudolf Borchardt: Die deutsche Verantwortung

Es wäre ein unendlicher Irrtum, anzunehmen, der heillose Zustand Europas, den wir einrichten sollen, verlange die

rücksichtsloseste Hand. Meine Herren, er verlangt die mildeste und die weiseste, er verlangt einen Staatsmann viel eher in Steins als in Bismarcks Sinne, ausgestattet mit der vollen Unendlichkeit der deutschen Idee, mit der tiefsten Wärme und Weite der deutschen Bildung und mit der schöpferischen Phantasie, die vor Neubildungen und neuen Zwischenformen zwischen Herrschaft und Freiheit nicht zurückschreckt. Wir bedürfen eines Symboles gerade der Seelen- und Schöpfungsart, die die Welt uns abspricht, oder wir werden ihr nicht geben können, was sie durch allen Hader hindurch doch heimlich von uns erwartet, von uns allein empfangen kann.

Staatssekretär Solf: Die Deutschen von 1914

In den letzten Jahren vor dem Kriege waren Anzeichen wahrnehmbar, die auf die Anfänge einer bedrohlichen Mechanisierung unseres Lebens deuteten. Das Leben hatte vielfach einen unfrohen und innerlich leeren Charakter angenommen, ein dumpfer Geist lastete schwer auf manchen unter uns. Die Menschen wurden ihres Wirkens und durch ihr Wirken nicht froh; das höchste Gut der Erdenkinder, die Persönlichkeit, stand in Gefahr, den Menschen verloren zu gehen. Hier hat der Krieg wahrhaft wohltätig gewirkt. Haben wir alle doch staunend erlebt, wie in eben jenen Augusttagen der Geist schwerer, dumpfer Verdrossenheit von uns wich, wie das Leben von Millionen Menschen einen höheren Sinn, einen tieferen Gehalt bekam. Und wenn ich jetzt vor Ihnen der Erwartung Raum gebe, daß jener Geist der Schwere, der Verstimmung und Unzufriedenheit für immer von uns gewichen sein möge, so gebe ich eigentlich nur den Zielen, denen unsere Gesellschaft zustrebt, eine konkretere Fassung. Sie

werden jetzt klar erkennen, wie schön und wahrhaft fruchtbar unsere Arbeit sein kann.

Ich wiederhole es: Den Geist von 1914 wollen wir erhalten! Das ist: Der Geist, der unser Volk beseelte, als es in diesen Krieg auszog, erfüllt von dem festen Willen, das Vaterland zu verteidigen, das Werk, das Erbe unserer Väter zu schützen und zu bewachen.

Unterstützt von seinen treuen Bundesgenossen, deren wir mit freudiger Dankbarkeit gedenken wollen, hält Deutschland, unerschütterlich in dem Willen, einen ehrenvollen Frieden mit Sicherheit für eine glückliche Zukunft zu erkämpfen, einer Welt in Waffen stand. Das kann es, trotz der Riesenreiche unserer Feinde, die vier Fünftel des Erdballs ausmachen, weil dieses territorial kleine Land von einem Volke bewohnt ist, das einen in sich geschlossenen Organismus bildet, in dem alle Kräfte zur Entfaltung gebracht sind, alle Glieder sich in einem vorbedachten Rhythmus harmonisch zum Ganzen verbinden.

Das muß uns für die Zukunft eine heilsame Lehre geben, die wir vor allem in unserer Gesellschaft beherzigen wollen; die Lehre, daß es auch im außerpolitischen Leben nicht nur auf die plumpe Masse, die bloße Zahl, die brutale Gewalt ankommt, daß nicht die Quantität, sondern die Qualität den Sieg verbürgt. Ich erinnere an das Wort eines der größten Deutschen, des Freiherrn vom Stein, daß „die relative Schwäche der preußischen Monarchie gegen die Nachbarstaaten nur durch moralische und intellektuelle Kräfte ersetzt werden könne", Worte, die heute noch für das geeinte Deutsche Reich Gültigkeit haben.

Meine Herren! Die Wellen der Erschütterung, der Freude und des Leids werden sich nach dem Kriege wieder glätten. Die Deutsche Gesellschaft aber will den Acker, auf dem die

Einheit erwachsen ist, weiter bestellen, damit er, auch ohne daß der Kriegspflug ihn zu durchfurchen braucht, für das Land segensreiche Frucht trage.

Karl Leuthner: Der deutsche – der sozialistische Krieg

Für einen Sozialdemokraten, dem der Krieg zum deutschen Krieg geworden ist, war es entscheidend, ob er den Mut fand, über den Zusammenbruch des sozialistischen Internationalismus unumwunden und ungeschminkt die Wahrheit zu sagen. Das weiß Doktor Paul Lensch („Die Sozialdemokratie, ihr Ende und ihr Glück"), das spricht er aus, indem er es das geschichtliche Verhängnis der deutschen Sozialdemokratie nennt, daß sie sich und die breiten Massen über das Schicksal der Internationale zu täuschen sucht. Ist es nicht, als wollte sie die Internationale der Zukunft auf das Verschweigen und Nichterkennen der Tatsachen der internationalen Politik aufbauen? Wo aber die Kunst der Schleier, der Verhüllungen geübt wird, gilt es, Gestalt und Farbe der Tatsachen stark, ja grell hinzumalen. Lensch sucht geradezu die heftigen Worte: „Die Internationale ist in Scherben gegangen", schreibt er, oder „die französischen Sozialisten sanken durch ihren Eintritt ins Ministerium zu Hehlern und Helfershelfern jener internationalen Mörderbande herab, die ihre Spitzel in allen Hauptstädten hat". Die französischen Regierungssozialisten tragen, wie er behauptet, die Schuld, „wenn noch heute über der Ermordung von Jaurès ein mystisches Dunkel schwebt"; das sei nur durch ihre Beihilfe möglich. Er beklagt ihren „abstoßenden nationalistischen Hochmut". Nicht minder schroffe Urteile werden über die englischen Sozialisten, über Vandervelde laut. Der Stein jedoch,

unter dem er die Leiche der Internationale begräbt, trägt als Inschrift die furchtbaren, schier unfaßlich grausamen Worte, die Huysmans vor Jahresfrist deutschen Sozialdemokraten gegenüber äußerte: „Wenn ihr erst vertrieben seid, werden alle, die es während der Okkupation mit den Deutschen hielten, ermordet, und von ihren Häusern bleibt kein Stein auf dem anderen." Das klingt wie ein Echo aus den Ausrottungskriegen indianischer Stämme, aber es ist der Ausspruch „des internationalen Sekretärs", der noch immer seines Amtes waltet.

Für die Zukunft der deutschen Sozialdemokratie, für das Erwachen ihres Wirklichkeitssinnes, für die Fähigkeit eines Mitlebens und Mittuns im Staate hängt so gut wie alles daran, daß die breiten Massen der deutschen Arbeiterschaft erfahren, wie es um die heilig geglaubte „internationale Solidarität" draußen eigentlich bestellt sei. Diejenigen jedoch, die gegen die nur allzu rasch und allzu leicht raumgreifenden Angriffe der äußersten Parteilinken die Politik des 4. August zu verteidigen haben und trotzdem sich kein Herz fassen können, dem deutschen Proletariat die Binde von den Augen zu nehmen, sind wahrlich nur die Strategen ihrer eigenen Niederlage; ihnen fehlt, wie Lensch sagt, „die Unerbittlichkeit gegen sich selber, das furchtlose Erkennen erbarmungsloser Tatsachen" Leider mangelt der Gradsinn und die mannhafte Entschlossenheit, sich zu den Tatsachen zu bekennen und einem mündigen Volke zur Prüfung sie vorzulegen, weit über die Kreise der Sozialdemokratie hinaus allen denen, die aus ungesunder und kleingeistiger Rücksicht auf eine nebelhafte künftige „Völkergemeinschaft" ihr eigenes Volk seelisch entwaffnen, indem sie ihm beschweigen und beschönigen, was die Wahrheit ist, die volle und ganze Wahrheit des Hasses, Neides und Rachgefühles in der Welt ringsum.

Aus der Neuen Rundschau, Oktober 1916.

Mitteleuropäisches

Hermann Bahr:
Der österreichische Staatenstaat

Das Österreich des Doktor Alexander Bach war eine Übersetzung aus dem Französischen, es war der Versuch, ein napoleonisches Österreich zu machen, es war ganz unösterreichisch. Jene tschechischen Autonomisten aber, und selbst die Schwärmer unter ihnen, die Träumer von einem freien Bund ganz selbständiger, sich nach ihrer Eigenart selbst verwaltender und von allen Seiten her ihre entfalteten Kräfte dann um Habsburgs Thron versammelnder Völker, was wollen sie denn im Grunde als unser altes Österreich, so wie es unter Ferdinand I. entstanden und von Karl VI. besiegelt und vom Kaiser Franz zum eigenen Kaisertum erhoben worden ist, nur in den reicheren, beweglicheren, unserem Willen, an der Weltwirtschaft teilzunehmen, angepaßten Formen dieser neuen Zeit? Und wen der „Staatenstaat" erschreckt, der erinnere sich doch, daß es unter Kaiser Franz Sitte war, amtlich von den „k. und k. Staaten" zu sprechen. Selbst jene Schwärmer unter den Autonomisten sind also keine verwegenen Neuerer, Österreich ist schon 1526 ein Staatenstaat gewesen und ist es in allen seinen großen Zeiten immer geblieben.

Wenn man darüber aber mit deutschen Böhmen spricht, die wenden nun freilich immer ein: Autonomie nennen es die Tschechen, und Rußland meinen sie damit! Ich muß gestehen: ich bin unfähig, mir vorzustellen, daß ein ganzes Volk geschlossen lügt, Mann für Mann und seit so vielen Jahren! Nehmen wir dies aber selbst an, so bleibt noch immer die

Frage, ob Böhmen, selbst wenn es will, russisch werden kann. Räumt man dies ein, und also auch, daß Autonomie durch Mißbrauch ein Werkzeug dazu werden könnte, so wäre dieser Einwand gegen sie in der Tat stärker als alle Gründe für sie. Doch scheint es mir von vornherein unmöglich, daß Böhmen überhaupt jemals russisch wird, angenommen selbst, daß es russisch werden wollte. Nicht bloß seine Lage, nicht bloß seine ganze Geschichte verbietet es, sondern auch noch ebenso der wirtschaftliche wie der geistige Zustand des tschechischen Volkes. Seine Bourgeoisie, kaum fünfzig Jahre alt, aber rasch aufgeschossen und jetzt eben daran, in die Weltwirtschaft einzutreten, für die sie sich mit einer bewunderswerten Energie gerüstet hat, weiß, daß ihr Platz nur an der Seite Deutschlands sein kann: ihr Weg zur Weltwirtschaft ist der Deutsche, sie hat keinen anderen, und wenn sie ihn verläßt, zerstört sie sich. Der Geist des tschechischen Volkes aber, sein Glaube ist abendländisch. Die Tschechen sind Katholiken, wenn auch nicht alle von derselben Art: Der eine Teil ist rein katholisch, im anderen lebt unter der katholischen Form heute noch insgeheim der Hussit fort. Beide sind russisch unmöglich. Ich weiß gar nicht, welcher von beiden es mehr ist, der reine Katholik oder der versteckte Hussit. Die beiden Feinde, die damals in der Schlacht am weißen Berge gegeneinanderstanden, wären gegen Rußland vereint. Solang es noch in Böhmen wirkliche Katholiken und wirkliche Hussiten gibt, kann Böhmen niemals russisch werden: das Herz Böhmens schlägt gegen Rußland. Erst müßte Böhmen ganz unkatholisch und unhussitisch, ein gottloser Haufen geworden oder Rußland müßte nicht mehr orthodox sein. Zwischen dem Rußland Dostojewskis und dem Böhmen des Hus und des heiligen Johannes von Nepomuk ist ein höllentiefer Abgrund. Nur entseelt könnten die beiden sich finden. Solange Böhmen

aus Katholiken und Hussiten besteht, gibt es hier, und wäre das ganze Land mit Russen besetzt, kein Rußland. Es müßte erst jeder einzelne Katholik, jeder einzelne Hussit niedergemacht und ausgerottet werden, Mann für Mann. Es gibt für Böhmen keine russische Gefahr, seine ganze Geschichte feit es gegen sie.

Ich fürchte für Böhmen eine andere Gefahr. Die Tschechen können, was sie sind, an Leib und Seele, nur in Österreich sein. Sie finden kein anderes Vaterland, auch wenn sie noch so sehr suchen. Nur muß sich dieses österreichische Vaterland auch von ihnen finden lassen. Was ich fürchte, ist das Mißtrauen gegen die Tschechen, nicht so sehr das Mißtrauen der Deutschen, als das ewige Mißtrauen der Bürokratie. Die Deutschen liegen jetzt mit den Tschechen in demselben Schützengraben beisammen, das ist die beste Schule der Verständigung; beide kommen heim, zu demselben starken Österreich bereit. Die Bürokratie aber, die leider in keinem Schützengraben liegt, hat noch immer nichts gelernt und, was schlimmer ist, noch nichts verlernt. Mißtrauen ist ihre Erbsünde. Sie schwelgt jetzt in Pauschalverdächtigungen Böhmens. Aber ungerechter Verdacht vergiftet ein Volk an seiner Seele. Selbst wenn es wahr wäre, daß einzelne Tschechen, durch den Widerspruch zwischen ihrem Pflichtgefühl für den eigenen Staat und ihrem Mitgefühl mit dem feindlichen Blutsfreunde verwirrt, an Österreich irre wurden, sollen diese Schuld die Millionen stocköstereichischer Tschechen büßen, die, draußen im Felde wie daheim im Lande, treu für Österreich einstehen? Das wäre das größte Verbrechen, nicht bloß an Böhmen, sondern an Österreich selbst. Ja schon auch nur einen solchen Verdacht, als sollte jetzt die ganze Nation gewissermaßen disqualifiziert werden, in den Tschechen aufkommen zu lassen, wäre ein nicht mehr gut zu machendes Verbrechen an Österreich, voll Unheil für alle Zukunft. Jeder Tscheche, der bereit zu Öster-

reich ist, muß Österreich offen finden, und wer von den Tschechen in einem Augenblick innerer Verwirrung des Gefühls etwa irre an Österreich geworden wäre, muß an Österreich wieder glauben lernen dürfen, kein österreichisches Volk ist ja vor solchen furchtbaren Augenblicken sicher, auch wir deutschen Österreicher nicht, keines darf sich vermessen, die anderen zu richten. Es gibt keine österreichische Politik als die des unerschütterlichen Vertrauens auf Österreich, der strengen Gerechtigkeit gegen alle seine Völker und des entschlossenen Willens, daß Österreich ihrer aller Vaterland werden muß, Vaterland an Leib und Seele.

Aus „Böhmen" (Die neue Rundschau, Januar 1916).

Engelbert Pernerstorfer: Böhmen in Österreich

Der nationale Chauvinismus in Böhmen ist immer Trumpf gewesen und hat bisher alle Verständigungsversuche im Lande gestört. Es gibt auch unter den Deutschbürgerlichen viele besonnene Elemente, die die politischen Notwendigkeiten erkennen und ihnen entsprechend handeln wollen. Die auch genau wissen, daß jeder Versuch, das tschechische Volk zu demütigen, erfolglos bleiben muß. Es ist zu selbstbewußt, zu kraftvoll, zu zahlreich auch, um sich nullifizieren zu lassen. Außerdem hat es einen großen Vorzug vor den Deutschen dadurch, daß es durchaus demokratisch gesinnt ist. Auch im Bürgertum. Auf deutscher Seite sind die demokratischen Überzeugungen wesentlich schwächer und eigentlich nur durch die Sozialdemokratie vertreten. Der böhmische Landtag, der übrigens jetzt aufgelöst ist, hat eine wenig volkstümliche Wahlordnung. Er setzt sich aus der Vertretung von städtischen und ländlichen Wahlkreisen, in denen ein Zensuswahl-

recht besteht, und aus Vertretern des Großgrundbesitzes zusammen. In dem Vordergrund der bisherigen Verständigungsverhandlungen stand immer auch die Frage der Landtagswahlordnung. Ihrer demokratischen Gestaltung würden sich die tschechischbürgerlichen Parteien nicht widersetzen. Wären auch die deutschbürgerlichen Parteien derselben Meinung, so würde dem vereinigten Willen dieser beiden Gruppen gegenüber der Widerstand des Großgrundbesitzes und der Regierung auf die Dauer nicht aufrechtzuerhalten sein. Natürlich würde eine demokratische Wahlreform das zahlenmäßige Übergewicht der Tschechen noch deutlicher als heute machen. Gefährlich könnte sie national den Deutschen wohl nicht werden, da eine Wahlreform allein ohne bestimmte organische nationale Schutzgesetze nie in Kraft treten würde. Daß die Deutschbürgerlichen an eine demokratische Lösung des Landesproblems nicht denken, beweist die Tatsache, daß im Januar von ihrer Seite eine Zusammentretung von „Notabeln“, wenn man will, stattgefunden hat, die nur die bisher wahlberechtigten Schichten vertraten. Es wurden nämlich zu den Beratungen eingeladen die gewesenen Landtagsabgeordneten, also Leute ohne den Schatten eines Mandates. Siegt unter den Deutschbürgerlichen die nationalchauvinistische Richtung, so ist der so notwendige Verständigungsgedanke wieder auf Jahre vergiftet und das politische Leben Böhmens neuerlich zur Unfruchtbarkeit auf lange hinaus verurteilt. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß den nationalextremen Politikern insofern durch den Krieg die Rechnung verdorben wird, als auf die aus dem Kriege Zurückkehrenden die Gemeinsamkeit des Schützengrabens versöhnlich wirkt. Denn was man auch sonst sagen möge, deutsche und tschechische Soldaten haben oft zusammen dem Feinde die Stirne geboten. Der Krieg hat Österreich erst wieder als Einheit gezeigt.

Aber nun entsteht die große Frage: Werden wir diese Einheit nach dem Kriege in Staat und Verwaltung herstellen können? Unmöglich so, daß alles beim alten bleibt. Es ist etwas gar zuviel Mannigfaltigkeit da. Die Monarchie besteht aus drei Teilen: aus Österreich, Ungarn und den Reichslanden (Bosnien-Herzegowina). Ungarn besteht aus zwei Königreichen (Ungarn und Kroatien), Österreich aus siebzehn Kronländern. Ich spreche nur von Österreich. Wir haben acht Nationen. Ich will nur von den Deutschen und Tschechen sprechen. Wie wollen sie sich national einteilen? Soll an den Kronländern wirklich nicht gerüttelt werden? Dann schleppen wieder alle Nationen eine Kette am Fuß. Das heißt, da es wahrscheinlich so kommen wird, die Arbeit wird furchtbar ermüdend werden.

Am Brünner Parteitag der sozialdemokratischen Parteien Österreichs wurde zum ersten Male das Schlagwort der nationalen Autonomie ausgesprochen. Dr. K. Renner hatte sie formuliert. Sie war eigentlich gar nicht etwas so Revolutionäres. Palacky hatte schon im Jahre 1848 die Einteilung Österreichs in nationale Gebiete vorgeschlagen. Die Konstituierung der Nationen als Rechtskörper gäbe die Möglichkeit der von Masaryk geforderten politischen Betätigung der Nation. Sie könnte schließlich, wenn die Heiligkeit des Fortbestandes der Kronländer nun einmal feststeht, selbst unter ihrer Schonung durchgeführt werden. Aber die Tschechen müssen wollen. Wenn sie hartnäckig Widerstand leisten, ist es kaum zu machen. Man wird dann wieder die Politiker brauchen. Die Formen der modernen Demokratie sind nun einmal nicht zu umgehen. Die Sachen etwa einfach dekretieren, wird den Machthabern selbst nicht leicht angängig erscheinen. Vielleicht hat der Krieg eine bessere Stimmung für die Verträglichkeit erzeugt. Wer kann da prophezeien? Aber das

eine ist sicher: man mag sich drehen und wenden, wie man will, fast alles hängt von den Tschechen ab. Wollen sie sich mit der absoluten Sicherung ihres Volkstums begnügen, den staatsrechtlichen Traum fahren lassen, so gebietet die Klugheit und die Gerechtigkeit, ihnen aufs äußerste entgegenzukommen. Im andern Falle werden wir mühsam weiterwursteln.

Zeigt sich aber irgendwie die Möglichkeit einer Verständigung, so muß an die Stelle der heutigen Feindschaft nicht nur Verträglichkeit treten, sondern herzliches Bestreben, einander zu verstehen. Wenn die Tschechen dann sehen, daß wir sie als ein tüchtiges und begabtes Volk achten, ihre Anhänglichkeit an ihre Nation als ein Zeichen der Treue einschätzen und ihrer nationalen Geistesentwicklung nichts in den Weg legen wollen, wird sich nicht plötzlich und unvermittelt, aber nach und nach und stetig das Zusammenleben unter einem gemeinsamen Dache nicht nur erträglich, sondern förderlich für beide Teile gestalten.

Ich fürchte, daß diese schöne Zeit nicht einmal Du als der Jüngere von uns beiden erleben wirst. Wir müssen uns damit begnügen, unablässig nach ihr zu rufen. Mögen unsre Stimmen auch jetzt verhallen, wir leben der festen Überzeugung, daß kein gutes und ehrlich gemeintes Wort ganz verloren geht. Ich finde mich mit Dir, dem ich in vielem widersprechen mußte, doch einig in dem Gefühle der Mitverantwortlichkeit für das Gemeinwesen, in dem wir nun einmal leben. Dabei verschlägt es nichts, daß die Grundstimmung, die in uns lebt, nicht ganz dieselbe ist. Du bist ein fanatischer Österreicher mit Leib und Seele. Ich bin ein Österreicher mit dem Kopfe, im Herzen bin und bleibe ich ein Deutscher.

Aus „Offener Brief an Hermann Bahr“ (Die neue Rundschau, März 1916).



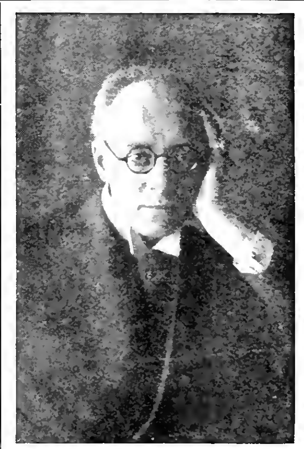
Peter Altenberg,
der Verfasser von
„Nachfechsung“



Hermann Bahr,
der Verfasser von
„Himmelfahrt“



Alice Berend,
die Verfasserin von
„Spreemann & Co“



Franz Blei,
der Verfasser von
„Logik des Herzens“



Rudolf Borchardt,
der Verfasser von „Der Krieg und die deutsche Verantwortung“



Laurids Bruun
Fischers Romanbibliothek
„Heimwärts“



Alfred Döblin,
der Verfasser von „Die drei Sprünge des Wang lun“



Franz Eulenburg
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Weltwirtschaftl. Möglichkeiten“

Robert Müller: Österreich und die Welt

Man könnte den Gegensatz zwischen Österreich und dem übrigen Deutschland auch einmal gerade in die These fassen, daß in Deutschland die Regel, in Österreich die Ausnahme gelte. Der Reichsdeutsche befolgt Vorschriften bewußt und peinlich; der Österreicher übertritt sie noch bewußter und peinlicher. Er sieht zu sehr das Menschliche eines Einzelfalles, um einer Allgemeinheit gerecht zu werden. Er ist gesättigt mit steter Psychologie, er erfaßt sofort die Situation des andern, die „Verhältnisse". Dieser psychologische Tick, der an Grillparzer so außerordentlich entscheidend war und eigentlich auch die Seele Lenaus ausmachte, führt bei gleichwohl starker Vitalität und Tatfreude zu einem gewissen Indifferentismus des Handelns. Wenn schon gehandelt wird, dann parador, in Ausnahmen; es wird nahezu dialektisch gehandelt. Man vertritt zwei Standpunkte, die Regel und die Ausnahme; die Regel aber in der Ausnahme.

„Freilich," so empfindet der Österreicher, „ich handle unerlaubt, ich unterschlage oder betrüge die Vorschrift; aber eben darin erkenne ich sie an, ja, ich halte sie, indem ich sie breche." Ein Quäker mag dies oberflächlich, geschwätzig und launenhaft finden; es liegt dennoch ein tiefer seelischer Gehalt, eine gewisse Kultur, eine Grundehrlichkeit darin. Diese österreichische Psychologie des Gebotes, der Sozietät, des Paragraphen, des Systems fand ihren genialsten Ausdruck in Nestroy. Nestroy ist ganz österreichisch in seiner Rolle des Ethikers als Dialektikers. Das Reinmenschliche und Tiefe wird stets zweiseitig sein. Nestroys Dialektik ist Wesen, Blutkreislauf, Appetit, Sauerstoffverbrauch; rein kultiviertes Österreichertum. In dem Publizisten Karl Kraus, einem hervorragenden jüdischen Charakterkopfe, der eine rassemäßige Ana-

logie darstellt, ist diese österreichische Art zu einer nicht mehr zu überbietenden Übervollendung gereift, die sich schon ins wertlos Pathologische hinüberornamentisiert. Es gibt auf dem ganzen Planeten keine Menschenkategorie, die das Sprechdenken, die sprachsinnliche Meisterschaft, das quälend Dialektische des Sinnierens derart beherrschte wie der Österreicher. Diese Spezialität allein macht das Österreichertum innerhalb einer Weltkultur unüberwindbar; nur mehr die russische Orthodoxie, der Fakirismus des Inders, die Transzendentalphilosophie des Norddeutschen ermöglichen einen derartigen Grad der Welt- und Lebensbeherrschung, wie ihn der Österreicher in seiner Dialektik erreicht. Sie bestimmt geradezu seine politische Aufgabe und deren naturgemäß schwankende Methoden. Sie resultiert in dem Geheimnis der „schweigenden Organisation" in Kunst und Gesellschaft, die auf der Ausnahme als der Regel aufgebaut sind.

Was ist Österreichs politische Aufgabe? Man konnte vor dem Kriege noch der Meinung sein, das Verhältnis Österreichs zu Deutschland sei bestimmt in einer Art Arbeitsteilung von Kulturzeugung und Kulturwehr. Dies stimmt auch heute noch, insofern beide als Verwaltungseinheiten gedacht bleiben. Aber man muß zu diesem Zeitpunkt der Weltgeschichte bereits eine innere und äußere Arbeitsgemeinschaft konstatieren, die der Krieg erfunden und geprobt hat. Sowohl Kulturwehr als Kulturzeugung, aus denen sich die innere und äußere Gemeinschaft zusammensetzt, wird von beiden Einheiten getragen. Ein Blick auf die politische Landkarte ergibt die Not der Aufrechterhaltung gemeinsamer Kulturwehr. Unter Kulturzeugungen waren vor dem Kriege Leistungen verstanden, die unter das Gebiet der geistigen Beherrschung und der Organisation des Stoffes fielen, weiters solche, die letzte sittliche und wohl auch künstlerische Normen aufstellten. Hier hatte

Deutschland zu zeugen, Österreich, das vulkanisch und weniger verpflichtend zeugt, zu vermitteln und an die nichtdeutschen Stämme des Reiches zu geben. Nach dem Kriege, der für die gehaltene deutsche Zeugung Höhepunkt und Rekord war, wird die Kultur abschwingend wieder auf der flockigeren österreichischen Art beruhen. Man kann dieses Bedürfnis schon jetzt vorausspüren. Wie Kulturwehr als Äußeres, wird auch Kulturzeugung als Inneres gemeinsam getragen sein. Der Österreicher wird unter die preußische Organisation, das etwas stockige Preußentum unter die Anmut Österreichs kommen dürfen. Die magdliche Frau des alten Liedes, die heute als deutsches Abbild in der Österreicherin lebt, und der persönlich verbliebene geistige Österreicher werden die deutsche Seele zu befruchten haben, die der Gefahr des Werkels bedenklich nahegerückt erscheinen. Ich sehe einen bitteren Kampf mit dem Preußentum als Begriff voraus und gemahne den Deutschen des Österreichertums. Möge er es ohne saures Vorurteil, ohne allzu schnelle Hinrichtung prüfen und begnadigen. Wie viele der deutschesten Werte mehr sind in dieser fremd durchkreuzten Deutschheit reiner und fruchtbarer ausgedrückt! Der Preuße, als Idee, mag seine Organisation geben; der Österreicher, als Idee, gibt seine Einbildungskraft, sein sinnliches Raffinement und das Lauterste seiner musischen Tugenden.

B. L. Freiherr v. Mackay: Balkanprobleme

Der Balkan war so wie ein von jungen, kräftigen Trieben schwellender Jungwald, der, eingeklemmt, überragt und überschattet von alten Baumriesen, ob seinen Wipfeln des blauen

Äthers Lichtraum sehend und doch von dessen Freiheit zurückgedrängt, mehr in die Breite als in die Höhe wächst und in der Wirre der eigenen Dichte, der Wurzel- und Gezweigverschlingung sich selbst erstickt. Als die Größeren in der Balkanvölkerfamilie die türkische Herrschaft abgeschüttelt hatten, schien sich ein wahrhaft großer innerer Freiheitskampf entwickeln zu sollen. Auf der einen Seite stand die Masse derer, die ihre befangenen Köpfe nicht aus dem orthodox-orientalischen Dunst der Begriffe und Weltvorstellung byzantinischer Überlieferung emporzustrecken wagten, auf der anderen Seite die fortschrittlich denkenden, klar und weit blickenden Männer, die nach der Helle des Westens ausschauten und ihre Völker zu deren Lichtkreis führen wollten, aber in der zielsicheren Organisation ihres Kampfes auf gerader Linie versagten. Die Fratze des Allslawismus — eine der größten Geschichtslügen der Welt in der betrügerischen Gleichstellung von Moskowitertum mit der unendlichen Fülle slawisch-völkischer Art-, Gattungs- und Gruppenbildungen — ist das scharfe Spiegelbild des in totem Strudel fließenden Widerspiels. Seine ersten Schrittmacher, ein Jungmann, Kollár, Šafařik, Hawliček, waren sämtlich aus deutscher Hochschulung hervorgegangen, und ihre politische Ideologie lief daher letzten Endes immer wieder im Brennpunkt der Wahrheit zusammen, daß die Südslawen sich vor dem Untergang ihrer Eigenart in der großrussischen Flut nur im Schutz eines starken Habsburgischen Reiches und in Anlehnung an deutsche Wissenschaft und Kultur, deren Freiheits-Pfingstgeist in Jena und Göttingen unmittelbar auf sie eingewirkt hatte, retten könnten. Und wenn der Kroate Gaj als erster Apostel der Bannerträger des großserbischen Programms auftrat, so hatte offenbar dieses selbst und dessen theoretische Stütze, der Illyrismus, der eine Sprachgemeinschaft zwischen sämtlichen

an der nordwestlichen Adria und deren Hinterland sitzenden Völkerschaften erkünstelte, mit der slovanská vzájemnost gar nichts zu tun. Kurz, wo außerhalb der russischen Grenzpfähle Propaganda für die an der Newa ausgegebenen Schlagworte der Allslawerei getrieben wurde, lief sie auf deren Verneinung hinaus, um schließlich in der Mündung eines engbrüstigen Nationalismus zu versanden, dessen unausrottbare Wahnvorstellung es ist, daß der natürliche Ausdehnungsdrang eines Staates unbefriedigt sei, solange nicht seine sämtlichen — wirklichen oder eingebildeten — Stammesgenossen von dessen Hürden umfaßt werden. Welche Giftfrüchte am Baum dieser engbrüstigen nationalistischen Kirchturmpolitik, die einen freieren europäischen Geist und Weltatem auf dem Balkan nicht aufkommen ließ, gewachsen sind, hat der Bundeskrieg, aus dem alsbald ein Brüderkrieg wurde, mit erschreckender Deutlichkeit gezeigt und beweist heute das abermalige Auflodern des makedonischen Vulkans, dessen Rauchsäule eine neue Weltkrieg-Katastrophenbildung von unabsehbaren Fernwirkungen ankündet.

Der Bundeskampf hatte den geschichtlich-folgegesetzlich entwickelten Vernunftszweck, die endgültige Entscheidung der türkischen Prozeßsache auf dem Balkan herbeizuführen, bewegte sich aber auf abgründigen Pfaden in seiner Abhängigkeit von den Petersburger Drahtziehern und in seiner widersinnigen Verkoppelung mit den großrussischen Weltmacht-Wahnideen. Er hätte, logisch instradiert und durchgeführt, zu dem hohen Ziel hinführen müssen, das seit Jahrhunderten den Balkanvölkern als Gewähr nationaler Sicherheit, politischer, wirtschaftlicher, sittlicher Rangerhöhung winkt: der offene Anschluß an die europäische Kultur mit ihrem universalistischen Fassungs- und Anpassungsvermögen. Heute hat die Weltgeschichte, die stets Ironien und überraschende

Verstellungen der Gleise ihrer Schicksalsführung liebt, das Problem neuerdings umgebildet. Europa ist zerrissen, die eine westliche Hälfte dem russischen Despotismus verpflichtet, der mittlere Kern mit der Türkei verbündet. Der Balkan steht wiederum am Herkulesscheideweg seiner Daseinslose. Wie er sich beim Blick auf die durch die britisch-französischen Sekundantendienste vervielfachte russische Gefahr vernünftigerweise entscheiden müßte, liegt zutag: wie er sich entscheiden wird, steht im Augenblick, da dies geschrieben wird, auf des Messers Schneide.

Nur ein Spieler hat die Wahl getroffen: Bulgarien. Es ist das Herz des Balkans, wie Deutschland das Nervenzentrum Europas bildet. Es vertritt das alte Thrakertum völkisch wie politisch und erhebt den Anspruch, dessen Herrenstellung im östlichen und mittleren Balkan zu erneuern. Die Fähigkeiten und natürlichen Veranlagungen dazu können ihm nicht abgestritten werden. Das Volk hat die wilde Tapferkeit seiner Vorfahren ererbt, wurzelt in einem knorrigen, arbeitszähen Bauernstand, ist urdemokratisch wie das alte Germanentum gesinnt, glüht in hochgespannter, ernster Vaterlandsliebe, lebt einfach, sittenrein, ehrt Weib und Wiege, ist fromm und — verschlossen, mißtrauisch wie die meisten Jägervölker und durch die Leiden langer Knechtschaft verhärteten Nationen. Das Gegenbild bietet Rumänien mit seiner freieren geistigen Beweglichkeit, aber auch schlafferen Lebensauffassung, mit dem Feudalismus seines Großgrundbesitzertums und den enterbten revolutionär gestimmten Kinetenmassen. Nicht umsonst liebt die mit französischem Esprit kokettierende jugendliche Intelligenz des Landes Bukarest das Paris des Ostens zu nennen und die Zugehörigkeit der Rumänen zum Kreis der Balkanvölker zu bestreiten. Eine weder sehr mannhafte noch berechtigte Schamhaftigkeit, da das

Gegenteil geschichtlich, sprachlich, anthropologisch und ethnographisch längst nachgewiesen ist: der wlachische Bojarenadel ist thrakischer Herkunft, wie es das Siegesdenkmal von Adam-Klissih und die eigentümlichen Verwicklungen der Fanariotenzeit gleich beredt bezeugen, während die enge Verwandtschaft der Volkssprache mit dem Albanischen unwiderleglich feststeht. Ganz ähnlich steht es um die Serben. Ihr Verhältnis zum Illyrertum erscheint analog dem der Rumänen zum Thrakertum; ihre Sprache ist aus dem Windischen entwickelt, während für ihren politischen Werdegang stets die Einflüsse erst des römischen, dann des germanischen Macht- und Kulturgebiets maßgeblich blieben; die Brücke der Rassenbrüderschaft, die man von Petersburg nach Belgrad geschlagen hat, ist also genau so brüchig wie irgendeine der ähnlichen Kunstbauten moskowitischer Universalreichphantasten. Das Volk ist im Kern zweifellos gesund, tapfer, tüchtig, entwicklungsfähig, aber kaum jemals hat die neuzeitliche Geschichte ein schlimmeres, abschreckenderes Beispiel der Welt vor Augen geführt, wie ein solcher Samen in den Händen einer gewissenlosen, sittlich entarteten und politisch verblendeten Regierung verdorben werden kann. Die Prätorianergruppe, die ihre gedingten Gesellen für den Thronfolgermord mit Bomben aus dem Staatsarsenal ausrüstete, hat nach wie vor in Kragujewatsch das Heft in der Hand und verstand es trefflich, die ganze von jeher zum politischen Fanatismus neigende Untertanenschaft in eine Kriegspsychose hineinzuhetzen, in deren Bann sie ihren Verführern fast willenlos gehorcht und blindlings, gezeichnet mit dem Brandmal des Schicksalsspruches: Quem deus vult perdere, prius dementat, seinem Verderben entgegenrennt. Endlich Griechenland! Wer jemals vor Athen hinaufblickte zum Parthenon mit seinen vornehmen, zu höchster Lauterkeit des Stils verklärten

Formen, zum Erechtheion, bei dem sich feinste Ästhetik mit der wunderbar ernsten Würde klassischer Kunst harmonisch abstimmt, zum Theseion, aus dessen totem Gestein eine seltsam belebte, rätselhafte Tiefe der Gedanken und Ideale griechischer Meister zur Nachwelt spricht, wer hinabschaute zum Piräus und die Entwicklung des weltberühmten Hafens zu einem modernen Handelsemporium bestaunte, das eine Strahlensammel- und Zerstreuungslinse des ganzen ägäischen Schiffsverkehrs geworden ist und noch Größeres für die Zukunft verspricht: der lernt mit den Griechen an die hohe Mission ihres Vaterlandes auf dem doppelten Fruchtboden wirtschaftlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklungstriebes glauben. Aber wenn er abseits der Heerstraßen, auf denen die Fremdenherden dem Fremdenführer-Leithammel folgen, sich weiter umsieht, so versteht er auch die Schwere und Vielheit der Hemmungen zu würdigen, die der Verwirklichung der großgriechischen Träume entgegenstehen. Schon in der unteren an den Lykabettos angelehnten Stadt, in den Siedelungen des gewöhnlichen Volks begegnet er vielem, was das Gegenteil europäischer Gesittung ist, und wagt er sich in das Innere des Landes, so glaubt er vollends in eine Kulturwüste zu geraten. Die Verkehrsmittel sind denkbar rückständig, die spärliche Bevölkerung lebt in primitiven Zuständen ungefähr von der Art, wie man sich des berühmten odysseeischen Schweinehirten Eumäus Dasein vorstellt, kurz man merkt sofort: der Grieche ist kein zäher, betriebsamer Bauer, der dem harten Boden seines Landes in unermüdlichem Ringen ein Höchstmaß der Früchte, die er zu tragen vermag, abzuringen weiß. Es ist dieselbe sozialwirtschaftliche Schwäche, die gewiß nicht zum wenigsten des alten Hellas Untergang mitverschuldete, und der slawische Bluteinschuß hat offenbar das Herzleiden nicht zu bessern vermocht.

Griechenlands Zukunft beruht auf der ihm geographisch und politisch natürlich gewiesenen Bestimmung, als seefahrende Nation die Führung im östlichen Mittelmeerbecken zu übernehmen, vorab aber auf der Größe seiner Kulturseele, deren Anziehungsvermögen und geschichtlich bezeugten Kräften eines Gärkeims geistiger Freiheiten, aufrüttelnder und vorwärtstreibender Völkerfieberkrisen. Könnte es aber jemals hoffen, der einen oder anderen Aufgabe gerecht zu werden im Bunde mit den Helfershelfern des Zarismus, der, nach Byzanz seine Faust ausstreckend, den Verkehr der Levante wie Leben und Zukunft der Balkanvölker von seinen Winken und Weisungen abhängig machen möchte?

Aus „Das Antlitz des Balkan“ (Die neue Rundschau, November 1915).

Halil Halid Bey: Die Welt des Islam

Über den Zustand des Glückes jener Moslemrassen, die bereits der Herrschaft dieser oder jener fremden Macht unterworfen sind, erscheinen einerseits in führenden Blättern Westeuropas glühende Schilderungen, während anderseits trotz des schreckenerregenden Vorgehens mit Feuer und Schwert zur Aufrechterhaltung der Herrschaft, Unzufriedenheit und Blutvergießen in diesen unterworfenen Ländern häufig vorkommen. Der Verstand des großen Publikums in Westeuropa ist nicht geschult zu begreifen, weshalb die unterworfenen Rassen des Morgenlandes sich gegen die „Gerechtigkeit und Ordnung“ empören, die die europäische Herrschaft ihnen sichert, und von Zeit zu Zeit so großes Blutvergießen für so geringfügige Zwecke verursachen. Haben diese Eingeborenen nicht entsetzlich unter der beklagenswerten Anarchie gelitten, die während der Regierung ihrer eingeborenen Fürsten herrschte?

Diese ganz unbegreiflichen Erscheinungen der Unzufriedenheit und der Empörung sind ohne Zweifel in höchstem Maße bestürzend. Aber diese Bestürzung des Volkes schwindet sofort, wenn authentische Berichte in den führenden Zeitungen versichern, daß der Einfluß des Fanatismus die einzige Ursache aller dieser bedauerlichen Vorfälle gewesen sei.

Es wird oft gesagt, daß die Muselmanen die größten Fanatiker der Welt seien. Gleichzeitig aber könnte hinzugefügt werden, daß sich ihr Fanatismus niemals so klar zeigt, als in der Bevorzugung der Mißwirtschaft ihrer eigenen Herrscher vor irgendeiner ihnen von einer fremden Macht auferlegten vorteilhafteren Regierungsform. Die Quelle dieser fanatischen Idee, wie in dem vorhergehenden Kapitel ausführlich dargelegt, liegt in der Tatsache, daß vernünftige Verwaltung, Freiheit und Wohlstand von ganz geringem Werte sind, verglichen mit den religiösen Schwierigkeiten, nationalen Entwürdigungen und heimischem Unvermögen, das die zivilisierte Regierung der Fremden im Gefolge hat.

Die Welt des Islam beginnt jetzt mit nervöser Besorgnis das Unheil zu betrachten, das westlicher Chauvinismus zu verursachen sich bemüht. Der Islam ist mehr ein sozialer Organismus als ein Glaube und inspiriert seine Anhänger mit einem starken Gemeinsamkeitsgefühl, charakteristisch für Völker mit konkreten nationalen Bestrebungen. Bis zu diesem Tage hat sein Körper gleichmäßig unter fremden Übergriffen gelitten und wird daher, durch ein gemeinsames Gefühl bewegt, Mittel zur Abwehr suchen.

Die Völker des Islam würden vielleicht auch Mittel zur Selbstverteidigung finden. Sie bilden einen zu großen Teil der gesamten Menschheit, um vollkommen zerstreut zu werden. Nicht immer werden sie leicht durch „überlegenen, moralischen Druck" auseinandergesprengt werden können, wenn

westliche und östliche Interessen aufeinanderprallen, wie es sich einige Leute in Westeuropa vorstellen. Isolierte Teile der Anhängerschaft des Islam können wohl zerstreut werden, natürlich nicht durch „überlegenen moralischen Druck", sondern durch das Schwert der zivilisierten Westmächte, wie es bisher der Fall war. Das Ganze aber wird nicht vernichtet werden können. Wer kann mit Gewißheit sagen, daß moslemische Nationen nicht imstande sein werden, in der Zukunft machtvollen Beistand zu finden, vielleicht sogar inmitten Europas? Es gibt Staaten, die nicht unendliche territoriale Eroberungen im moslemischen Osten, sondern die ehrliche Eroberung der Märkte dieser Länder erstreben. Und Boykottversuche in der gesamten islamischen Welt, gegen die Fabrikanten aus den Ländern gerichtet, die keiner moslemischen Rasse das Recht der Unabhängigkeit zugestehen wollen, könnte eine solche Unterstützung durch Mitteleuropa sichern. Auch werden die Muselmanen in Zukunft wissen, wie sie sich zu verhalten haben, und allesamt mit den übrigen Völkern des Orients gemeinsame Sache machen. Erwägungen des gegenseitigen Vorteils zwischen moslemischen und nichtmoslemischen orientalischen Völkern machen eine solche Entwicklung notwendig. Die Rechte und Freiheiten der Mehrzahl der übrigen morgenländischen Völker sind um nichts weniger der Gnade des eroberungssüchtigen Westens ausgeliefert als diejenigen der moslemischen Länder.

„Asien hat Raum für uns alle!" Lange ist dieses Wort die Losung der Chauvinisten des Westens gewesen und pflegte hauptsächlich an Rußland gerichtet zu werden, als diese Macht noch als der bedeutendste Kulturpionier in Asien galt. Wenn die vereinten Anstrengungen der asiatischen Rassen die oben erwähnte Entwicklung herbeiführen, werden diese asiatischen Völker natürlich ihr eigenes Losungswort haben. Ich will

wagen, dies Losungswort vorauszusagen. Es wird verkünden:

„In dem gastfreien Asien ist Raum vorhanden für alle wünschenswerten Fremden. Für solche jedoch, die ihre Hände nach fremdem Länderbesitz ausstrecken, ist es fortan verboten."

Aus „Panislamische Gefahr" (Die neue Rundschau, März 1916).

Wirtschaftspolitisches

Walther Rathenau: Rohstoffversorgung im Krieg

Wir schufen einen neuen Begriff der Beschlagnahme; mit etwas Willkür zwar, aber das Belagerungsgesetz stand uns zur Seite, und später ist alles auch unabhängig vom Belagerungszustand gesetzlich sanktioniert worden. Dieser Begriff der Beschlagnahme bedeutet nicht, daß eine Ware in Staatseigentum übergeht, sondern nur, daß ihr eine Beschränkung anhaftet, daß sie nicht mehr machen kann, was sie oder ihr Besitzer, sondern was eine höhere Kraft will. Diese Ware darf nur noch für Kriegszwecke verwendet werden; man darf sie verkaufen, verarbeiten, transportieren, in jede beliebige Form bringen, aber was sie auch erlebt: immer bleibt sie mit dem Gesetz behaftet, daß sie nur der Kriegführung dienen kann.

Zu Anfang hat man sich schwer mit diesem Begriff abgefunden und uns oft gesagt, das wäre nicht richtig gewesen, wir hätten alles konfiszieren sollen. Ich erwähne das nicht, um nochmals zu widerlegen, denn die Behauptung fällt in sich zusammen. Hätten wir die Güter auch nur eines einzigen Wirtschaftskreises, etwa der Metalle, requiriert, also alles Kupfer, Zinn, Nickel, Aluminium, Antimon, Wolfram, Chrom, so wären wir Besitzer geworden von Millionen einzelner Warenposten, und jeden Tag wären ungezählte Anfragen gekommen: Was soll mit diesem und jenem Warenposten gemacht werden? Darf er gewalzt, gezogen, gegossen werden? Wer soll ihn

bekommen? Er wird dringend gebraucht. Und auf der andern Seite hätte die ganze Verarbeitung stillgestanden, bis eine neue Verteilung vorgenommen war. Und die Überwachung und Verrechnung von Milliardenwerten unbekannter Posten wäre uns zur Last gefallen.

Der Begriff der Beschlagnahme hat sich bewährt, und wird aus unserem Kriegswirtschaftsleben nicht mehr verschwinden. Aber die neue Rechtsform hat uns durch schwere Gefahren geführt. Denn in dem Augenblick, wo eine Ware beschlagnahmt war, hörte die Friedenswirtschaft auf. Wenn bei einem Metallindustriellen die Metalle beschlagnahmt waren, durfte er nicht mehr Friedensarbeit leisten, er war auf Kriegsaufträge angewiesen; er mußte seine Anlagen und Maschinen, seine Arbeitsmethoden und Produkte auf Kriegsarbeit umstellen, er mußte ein neues wirtschaftliches Leben anfangen. Es war eine furchtbare Belastungsprobe für die Industrien, vor allem der metallurgischen, der chemischen und der Textilproduktion.

In jenen schweren Wochen Ende letzten Jahres, als die Verfügungen erlassen waren, kamen meine Kollegen von der AEG. zu mir und sagten: „Wissen Sie, was Sie gemacht haben? Das kann für uns 60 000 brotlose Arbeiter bedeuten."

Es ist gegangen. Zwei Monate lang haben wir der Industrie noch gewisse Freigaben zugestanden, wenn auch schweren Herzens; denn wer konnte wissen, ob nicht die Tonne Salpeter, die hier freigegeben wurde, bei einer belagerten Festung oder bei einer Schlacht einen Ausschlag geben würde. Irgendwo muß man Verantwortungen übernehmen, und wir haben es getan.

Nach zwei Monaten war die Umstellung unserer Industrie vollzogen. Die deutsche Industrie hat diese Neugestaltung bewirkt, ohne davon zu reden, ohne einen Zusammenbruch, schweigend, großzügig, selbstbewußt, mit höchster Tatkraft und Schaffenslust. Das, meine Herren, ist ein Ruhmesblatt

der deutschen Industrie, das niemals vergessen werden darf! Weder Frankreich, noch England, noch die Vereinigten Staaten, noch irgendeine der feindlichen und halbfeindlichen Nationen macht das nach.

Das war der Begriff der Beschlagnahme; ihre Wirkung war die wirtschaftliche Umstellung. Und nun komme ich zum zweiten Werkzeug.

Wir wußten, daß diese Wirtschaft neu geboren werden mußte, wir wußten, daß sie nun in irgendwelcher neuen Form ihr Material verteilen und bereithalten mußte. Wie sollte das geschehen?

Der Heeres- und Marineverwaltung mußte die volle Freiheit gewahrt werden, ihre Aufträge dahin zu geben, wo sie wollten. Wir konnten keiner Behörde sagen: Wir schreiben euch vor, wo ihr eure Bestellungen zu machen habt. Auf der andern Seite mußte derjenige, der nun der Beauftragte der Behörde geworden war, das Material bekommen, das er brauchte. Es mußten Organismen geschaffen werden zum Auffangen, Aufspeichern und zum Verteilen dieses Warenstromes, der in einer neuen Bewegungsform und mit neuen Zufuhren durch die Adern des deutschen Verkehrs rollte. Da mußte abermals ein neuer Begriff entstehen, der Begriff der Kriegswirtschaftsgesellschaften. Heute ist das eine Sache, von der man wie von einer altererbten spricht. Viele dieser Kriegsgesellschaften sind in aller Munde; man kennt sie und empfindet sie als ein längst Gegebenes. Aber das Paradox ihres Wesens schien so groß, daß selbst in unserem engsten Kreise, der sonst in großer Einhelligkeit unsere Maßnahmen durchdachte, eine Spaltung über die Möglichkeit und Durchführbarkeit dieser Schöpfung entstand.

Auf der einen Seite war ein entschiedener Schritt zum Staatssozialismus geschehen; der Güterverkehr gehorchte nicht mehr dem freien Spiel der Kräfte, sondern war zwangs-

läufig geworden. Auf der andern Seite wurde eine Selbstverwaltung der Industrie, und zwar in größtem Umfang, durch die neuen Organisationen angestrebt; wie sollten die gegenläufigen Grundsätze sich vertragen?

Man hat denn auch hinterdrein mit größerem oder geringerem Wohlwollen uns gesagt, wie man es anders hätte machen sollen: wir hätten nicht die Gesellschaften gründen, sondern den behördlichen Apparat vergrößern sollen. Heute sind die Stimmen der Kritik verstummt. Wer indessen noch zweifelt, dem empfehle ich einen Besuch in der Kriegsmetall- oder Kriegschemikaliengesellschaft. Wenn er dort Tausende von Menschen an der Arbeit sieht, diesen Bienenkorb vor Augen hat, den Strom von Besuchern, Korrespondenzen, Transporten und Zahlungen verfolgt, so wird er sich sagen, in den Behördenrahmen war diese Aufgabe nicht mehr hineinzupressen, sie mußte den wirtschaftlichen Berufskräften und der Selbstverwaltung überlassen werden.

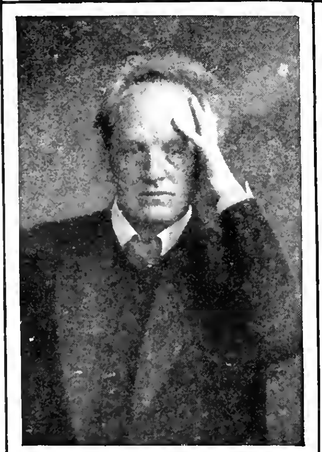
So entstand der Begriff der Kriegsgesellschaft aus dem Wesen der Selbstverwaltung und dennoch nicht der schrankenlosen Freiheit. Die Kriegs-Rohstoff-Gesellschaften wurden gegründet mit straffer behördlicher Aufsicht. Kommissare der Reichsbehörden und der Ministerien haben das unbeschränkte Veto; die Gesellschaften sind gemeinnützig, weder Dividenden noch Liquidationsgewinne dürfen sie verteilen; sie haben neben den gewöhnlichen Organen der Aktiengesellschaften, Vorstand und Aufsichtsrat, noch ein weiteres Organ, eine unabhängige Kommission, die von Handelskammermitgliedern oder Beamten geleitet wird, die Schätzungs- und Verteilungskommission. Auf diese Weise stehen sie da als ein Mittelglied zwischen der Aktiengesellschaft, welche die freie wirtschaftlich-kapitalistische Form verkörpert, und einem behördlichen Organismus; eine Wirtschaftsform, die vielleicht in kommende Zeiten hinüberdeutet.



Otto Flake,
der Verfasser von
„Horns Ring"



Franz Karl Ginzkey
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Die Front in Tirol"



Gerhart Hauptmann,
der Verfasser von „Der Narr in
Christo Emanuel Quint"



Hermann Hesse
Fischers Romanbibliothek:
„Schön ist die Jugend"



Arthur Holitscher
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Das amerikanische Gesicht“



Friedrich Huch
Fischers Romanbibliothek:
„Wandlungen“



Norbert Jacques,
der Verf. v. „In der Schwarmlinie
des österr.-ung. Bundesgenossen“



Johannes V. Jensen,
der Verfasser von
„Olivia Marianne“

Franz Eulenburg: Unsere weltwirtschaftlichen Notwendigkeiten und Möglichkeiten

Wir können nur auf eine Abnahme deutscher Produkte seitens der Länder rechnen, von denen wir auch entsprechend Rohstoffe und Nahrungsmittel in größerem Umfange abnehmen, mit denen wir also direkt oder indirekt in einem gegenseitigen Handelsverhältnisse stehen. Das läßt sich ersetzen durch einen starken Kapitalexport, wo Aussicht auf lohnende Verwertung durch Hebung der Produktivkräfte besteht. Eine dieser beiden Möglichkeiten muß aber vorhanden sein: diese gilt es, miteinander abzuwägen. Beim Kaufmann handelt es sich in erster Linie nicht um Waren-, sondern um Menschenkenntnis. So sehr die deutschen offiziellen Vertreter es oft daran haben fehlen lassen, so sehr hat der deutsche Kaufmann wohl diese Seelenkenntnis besessen. Es sind gerade die deutschen Methoden des Handels. Für sie bleibt allenthalben ein offener Markt bestehen, bei dem der Unternehmungsgeist die Hauptsache ausmacht.

So sind Entwicklungsmöglichkeiten der Weltwirtschaft allenthalben vorhanden: sowohl in Europa, besonders in Rußland, dann in geringerem Maße auf dem Balkan und weiter auf dem Ostkontinent, am stärksten im Amerika beider Hemisphären, da ja auch die Union bei weitem nicht gesättigt ist. Der Ausfuhrüberschuß der Union wird wohl aufhören. Gerade weil sie reicher durch den Krieg geworden ist, wird sie imstande sein, auch europäische Waren aufzunehmen. Es ist Platz für die verschiedenen Nationen auf den verschiedenen Märkten. England und die Vereinigten Staaten, Deutschland und Japan, Rußland wie Österreich-Ungarn werden sich ausdehnen können, ohne in notwendige direkte Kämpfe verwickelt zu werden. Reibungsflächen an sich sind kaum je ganz zu ver-

meiden. Eine Ausschließung vom Welthandel ist nicht in die Reihe ernster Erörterungen zu ziehen. Denn ein Land von siebzig Millionen sehr kaufkräftiger Nachfrage oder mit den drei Bundesgenossen gar von hundertfünfzig Millionen ist ein so großer Faktor im Weltverkehr, daß es nicht einfach mattgesetzt werden kann. Diese Bevölkerung umfaßt freilich nur den zehnten Teil der Erdbevölkerung. Aber an Kaufkraft und Zahlungsfähigkeit dürfen wir deren Wert doch ungefähr auf den sechsten Teil schätzen. Man kann weder ihre Nachfrage und ihren Absatzmarkt, noch auch ihre Produktion und ihre Angebote in der Weltwirtschaft entbehren. Darum sind auch weder die amerikanischen noch die japanischen Gefahren ernsthaft bedenklich. Im Gegenteil helfen diese Völker die Entwicklung der Weltwirtschaft beschleunigen.

Wir brauchen gewiß die Welt, um unsere Kultur aufrechtzuerhalten, um unsere Bevölkerung mit dem Notwendigen versorgen zu können. Aber die Welt braucht auch uns als Abnehmer wie als Käufer, als Vermittler wie als Produzenten. Ohne Reibungen werden die weltwirtschaftlichen Zusammenhänge nicht abgehen. Doch sie werden sich schon auf friedliche Weise zu entfalten wissen, wenn der Wille vorhanden ist. Dazu gehören für die Zukunft zwei Dinge: einmal eine privatwirtschaftliche Durchdringung in Form des Kapitalexportes und die ungehemmt freie Initiative der individuellen Kräfte. Wir dürfen niemals vergessen, daß jede Entwicklung stets eine Funktion der Zeit ist; sie muß also ausgenutzt werden. Auf der anderen Seite eine Handelspolitik, die uns nicht Bindungen und Fesseln auferlegt, sondern die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten versteht und vorwegnimmt. Rußland bietet in dieser Beziehung weit mehr Möglichkeiten als der nahe Orient. Unsere Stellung in Europa selbst als Land der Mitte wird zu festigen sein und sich unter der Voraussetzung vorteilhafter Handels-

verträge nach allen Seiten auszudehnen vermögen. Der innere Markt wird auch künftig die Grundlage unserer Stellung in der Weltwirtschaft bleiben, wie er es bisher gewesen ist. Er ist das Reservoir, aus dem alles andere entstammt. Diese Basis muß kaufkräftig und stark sein. Aber sich in diesen Kontinent einzuspinnen ist nun einmal nicht möglich. Vielmehr wird unsere ganze künftige Handelspolitik wie alle privatwirtschaftlichen Maßnahmen darauf gerichtet sein müssen, die weltwirtschaftlichen Möglichkeiten in friedlicher Weise auszunutzen. Eine Art internationaler Arbeitsteilung bestand wohl vor dem Kriege. England gab das Kapital, Deutschland die Arbeit und die Technik, Frankreich oft seine geistigen und kulturellen Werte. Es ist nicht gesagt, daß das so bleiben muß, daß nicht andere Wertverhältnisse sich durchsetzen können. Aber es steckte doch ein gewisser Sinn dahinter, insofern dadurch die eigentlichen Fähigkeiten der Völker für die Welt zum Ausdruck kamen. Diese Möglichkeiten auszunutzen wird der nächsten Generation Arbeit genug geben. An ihr mitzuwirken sind auch die geistigen Kräfte berufen. Denn das Psychologische versteht sich nun einmal für uns nicht von selbst, sondern muß stets von neuem errungen werden. Das aber ist eine wesentliche Bedingung wirtschaftlicher Betätigung überhaupt.

Leopold von Wiese: Der Wirtschaftsliberalismus

Weil unter den Fortschritten der Geld- und Kreditwirtschaft, der Industrialisierung und des Massenverkehrs die großen Freiheitsrechte, die unter schweren Kämpfen der Liberalismus errungen hat, auch mißbraucht worden sind, soll man darüber vergessen, daß nur er es war, der die Fesselung des Menschen

an den Boden, seine Sippe, an Zunft, Stand und Gemeinde aufgehoben hat und damit eine neue Welt erstehen ließ, die zwar Mängel besitzt, aber gegenüber der Gebundenheit des alten Zustandes unvergleichlich fortgeschritten ist? Das was den Massen heute das Teuerste ist oder wenigstens sein sollte, ist die Demokratie; sie ist aber aus dem Liberalismus, nicht aus dem Sozialismus geboren.

Es war notwendig, daß Adam Smith zunächst das Wesentliche und Positive des Systems gab; aber schon er schränkte die Lehre von der Harmonie der privaten und öffentlichen Interessen ein; schon er war einem Schutze der Schwachen nicht gänzlich abgeneigt. Malthus, Ricardo und Mill haben ihrerseits (durch ihre Bevölkerungslehre, ihre Theorie von der Grundrente und ihr Erbrecht) weitere Einschränkungen vorgenommen. Also schon die Väter des Liberalismus haben (im Gegensatze zu den älteren Sozialisten) daran gearbeitet, Übertreibungen ihres Systems zu beseitigen. Was man ihnen allenfalls entgegenhalten kann, ist, daß sie zu sehr die augenblicklichen, zeitlich vergänglichen Interessen von Individuum und Gesellschaft bedacht haben, daß ihre Harmonielehre nur für den gegenwärtigen Markt, nicht für die Vorbereitung der Zukunft gilt. Aber lag nicht die historische, Vor- und Rückschau anstellende Betrachtung der sozialen Dinge der ganzen damaligen Generation fern? Da war sicherlich Lists Einwurf gerechtfertigt, daß die öffentlichen Gemeinwesen die beständigen und dauernden Interessen verträten, in dieser Hinsicht sich also nicht in Harmonie mit den Privatinteressen befänden und um dieser ewigen Mission willen in das Wirtschaftsleben einzugreifen hätten. Gewiß. Aber gerade, wenn diese Staatstätigkeit den kommenden Generationen den Weg ebnen soll, wird sie die besten Kräfte des Liberalismus nicht unterbinden, also möglichst freien Verkehr erhalten müssen. Denn nichts verhindert

so sehr das Wachstum als Erstarrung. Es ist danach keineswegs eine gewundene Argumentation, wenn man in Lists Kritik und Lehre nur eine Fortführung und Klärung des Liberalismus sieht. Wie wenig staatssozialistisch er dachte, lehrte seine Begründung des Schutzzolls.

Was läßt sich also vom Systeme des Liberalismus in nächster Zukunft aufrechterhalten? Zunächst einmal in rein wirtschaftlicher Hinsicht, rein als Verkehrstechnik: Da ist es denn sicher, daß es keinen besseren Mechanismus des Marktes gibt als die Preisbildung nach Angebot und Nachfrage unter freiem Wettbewerbe. Darüber sagt Bourguin so richtig: „Man kann die soziale Organisation (des Liberalismus) vom Standpunkte der Güterverteilung aus kritisieren. Man darf ihr aber nicht vorwerfen, daß sie die Produktion den Bedürfnissen derjenigen Konsumenten, die einen Gegenwert in Tausch stellen können, nicht anzupassen vermag. Diese Anpassung vollzieht sich automatisch und unbemerkt, lediglich durch Bewegung der Kapitalien in der Richtung der gewinnreichsten und begehrtesten Produktion." Freilich wird dabei nur die Nachfrage berücksichtigt, die über Gegenwerte (Geld) verfügen kann. Da also dieser Verkehrsmechanismus nur ein wundervoller Automat für Besitzende ist, wird eine Stärkung der wirtschaftlich Schwachen durch künstliche, bewußt eingreifende Mittel der Staatsgewalt nicht entbehrt werden können. Aber das verlangt nicht die Vernichtung der freien Preisbildung und des freien Wettbewerbs. Es bedeutet nur, daß einmal Wirtschaftsfreiheit auch Vereinigungsfreiheit in sich schließt, also Unternehmer-, Konsumenten- und Arbeiterverbände gebildet werden, die den atomisierten Wettbewerb in einen solchen freier Gruppen wandeln. Es bedeutet weiter, daß auch Staat und Gemeinde an Produktion und Verkehr teilnehmen, sich dabei aber (soweit sich nicht die öffentlichen Monopolbetriebe aus

ihren Hoheitsrechten ergeben) auf den Boden der privatwirtschaftlichen Verkehrsnormen stellen. Es bedeutet schließlich sozialpolitische Unterstützung der wirtschaftlich Schwachen, die (wie oben bereits gesagt wurde) nicht immer Arbeiter zu sein brauchen.

Alle diese Einschränkungen sollten nicht die Möglichkeit des Unternehmergewinns und der Spekulation ausschließen. Der tüchtige, ideenreiche, wagelustige Mensch muß Perspektiven zu außergewöhnlichem Gewinne und auf Erfolge vor sich sehen, die das durchschnittliche Ergebnis der Allerweltsarbeit überragen. Wer den Unternehmungsgeist, der aus einem kultivierten Eigennutze quillt, erdrosseln will, schädigt die Gesellschaft sehr viel mehr, als er ihr nutzt.

Wie, heißt das nicht, den Wucher, die Ausbeutung, den Betrug stützen und den ehrlichen Willen zur mühevollen Arbeit zugunsten eines spielerischen Abenteurertums untergraben? Sicherlich besteht hier wieder eine Schwierigkeit, daß sich nicht formelhaft die Grenze zwischen Gut und Böse festlegen läßt. Das ist sicherlich die praktische Schwäche des Liberalismus, daß er eigentlich nur ein System für anständige Leute ist. Aber dürfen wir nicht hoffen, daß der Fortschritt der Kultur und die wachsende Einbürgerung der Menschen in den freien Verkehr die Zahl der Betrüger und Ausbeuter vermindert? Soll man ihre Unterdrückung nicht lieber von der Sitte oder vom Strafrecht als von der Wirtschaftspolizei erwarten? Wer kein Vertrauen besitzt, daß mit Zunahme der Freiheit auch die Zahl derer, die nur einen falschen Gebrauch von ihr zu machen wissen, abnimmt, wird allerdings den Liberalismus ablehnen. Denn Liberalismus ist in erster Linie Vertrauen.

Aber noch eine Schwierigkeit steht vor uns: Man könnte einwenden: Hast du nicht bisher einen sehr wesentlichen Punkt im Dunkeln gelassen, den nämlich, ob du unter Liberalismus

die Freiheit der Person oder die Freiheit des Eigentums verstehst? Davon war bereits im ersten Kapitel die Rede. Hier aber sei noch einmal darauf hingewiesen, daß viele Sozialisten, wie es Hillquit tut, erklären: „Die Philosophie des Individualismus verleiht dem ökonomischen Kampfe zwischen Mensch und Mensch scheinmoralische und pseudowissenschaftliche Sanktion." Das soll bedeuten: Ihr gebt euch den Anschein, als ob ihr den großen und edlen Einzelmenschen retten wollet, in Wirklichkeit aber besorgt ihr (bewußt oder unbewußt) die Geschäfte des ödesten Bourgeois. Was sich auf euren Programmen wie ein hohes ethisches System ausnimmt, ist praktisch Manchestertum.

Darauf können wir, meine ich, freilich nicht bloß antworten, daß wir lediglich die Freiheit der Person wollen, aber mit dem Untergange des Eigentums vollkommen einverstanden wären. Die Beziehungen zwischen Liberalismus und Kapitalismus (im obigen Sinne) bieten die gleichen Schwierigkeiten wie die Relation zwischen Sozialismus und Demokratie. Aus Liberalismus kann Manchestertum werden, ebenso wie man um der Demokratie willen den Sozialismus vertreten kann, um dann erleben zu müssen, daß gerade jener das Gegenteil von Demokratie, nämlich Willkürherrschaft einer Gruppe, hervorruft. Wenn dem Wirtschaftsleben nicht hier wie dort politische und kulturelle Kräfte zu Hilfe kommen, so sind die Entartungsformen praktisch möglich. Wir können deshalb antworten: Freiheit der Person steht obenan, sie scheint uns aber ohne ein gewisses Maß von Eigentumsfreiheit nicht durchführbar. Damit nicht aus dieser Eigentumsmißbrauch werde, ist neben wirtschaftlichem ethischer, politischer und sozialpolitischer Fortschritt notwendig.

Zum Schlusse: Der Staatssozialismus enthält die Gefahr, daß er Freiheit und Initiative des Menschen allzusehr beschränkt,

daß er ferner Staat und Gemeinden mit einer Aufgabenfülle belastet, denen sie auf die Dauer nicht gewachsen sind. Am wahrscheinlichsten ist außerdem, daß er sich bei uns mehr als Staatskapitalismus verwirklicht, bei dem zwar die Kollektivkräfte der öffentlichen Gewalten vermehrt werden, die erhofften Fortschritte der Demokratie aber nicht eintreten.

Diese Gefahr läßt sich abwenden, wenn das Verständnis für individuelle Selbständigkeit wieder erwacht. Es kommt nicht darauf an, ein großes Programm persönlicher Rechte aufzustellen; vielmehr haben wir gelernt, was das 18. Jahrhundert nicht im gleichen Maße wissen konnte, Staat und Mensch als verbunden zu betrachten und die Ansprüche der organisierten Gesellschaft zu achten. Deshalb wird niemand eine radikale Plattform von Menschenrechten vertreten wollen, die eine feindliche Tendenz gegen den Staat schlechtweg aufweist. Aber gerade weil wir erkennen, daß sich Staat und Person gegenseitig fördern und in ihrem Gedeihen voneinander abhängig sind, also die Eigenschaften der staatlichen Gesellschaft bestimmt werden durch die Eigenschaften seiner Bürger, werden wir nicht nur um der Einzelmenschen, sondern ebenso um der Gesamtheit willen fordern müssen, daß die bleibenden Wahrheiten des Liberalismus nicht als praktisch überlebte Sophismen beiseitegeschoben werden. Die Krisis des Liberalismus, in der wir stehen, sollte besonders denen, die sich liberal nennen, Kraft und Einsicht geben, ihn nicht zu verleugnen.

Nicht in einem jeden Kompromiß halsstarrig ablehnenden Doktrinarismus werden wir heute sein Wesen sehen. Starke Zusätze sozialen Geistes und eines entwickelten Staatsbewußtseins sind unerläßlich. Um so fester sollten aber die Grundkräfte des Liberalismus im Willen und Denken der Gebildeten verankert sein: Wirtschaftlich ist es der freie Markt, sozial

die Entfaltungsmöglichkeit der Überdurchschnittlichen, politisch das Verhältnis des Vertrauens und der Achtung zwischen Regierenden und Regierten.

Edmund Fischer: Staatsmonopole

Wer nicht der Meinung ist, Zweck und Ziel der Volkswirtschaft sei die Reichtumsanhäufung einer Anzahl von Kapitalisten, wird in dem Werden einer planmäßigen und solidarischen Regelung des Wirtschaftslebens ein soziales Aufwärtssteigen sehen, das der Gesellschaft ein größeres Wohlergehen und einen festeren Bestand sichert und auch die Freiheit des Individuums nicht beschränkt, sondern mehrt. Das moderne Monopol ist ja auch stets nur der Abschluß einer zentralistischen Entwicklung, das heißt der Herausbildung wirtschaftlicher Formen, die Einheitlichkeit und Planmäßigkeit verlangen oder mindestens möglich machen. Als noch eine jede Familie ihre Nahrung selbst erzeugte, war keine Organisation der Lebensmittelversorgung notwendig. Wie weit die Monopolisierung gehen kann oder muß, welche Gebiete des Wirtschaftslebens sie umfassen soll, ergibt sich in jedem Falle aus dem Grade der Entwicklung. Wo sie möglich ist, da ist sie aber auch notwendig, jedenfalls soweit die Ernährung des Volkes in Frage kommt. Von dem Stand der Ernährung hängt die Gesundheit und Kraft, die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und auch die geistige Energie eines Volkes ab. Mit dem Steigen und Fallen der Lebensmittelpreise steigen und sinken auch die Ziffern der Morbilität und Mortalität und nehmen die Verbrechen zu und ab. Die planmäßige Regelung der Versorgung aller Teile des Volkes mit Lebensmitteln, auch mit Licht und Wärme, Wasser und Wohnung unter Ausschaltung des preisverteuern-

den Zwischenhandels, durch staatliche und kommunale Monopole, Produzenten- und Konsumentengenossenschaften, die demokratisch verwaltet werden, ist in den modernen Industriestaaten eine Lebensfrage geworden. Sie ist Gesundheits- und Sozialpolitik, und diejenige Bevölkerungspolitik, die einen sicheren Erfolg verspricht. Daß sie zu den wertvollsten Mitteln der Kriegsrüstung und somit der Landesverteidigung gehört, hat sich im gegenwärtigen Krieg nur zu deutlich gezeigt.

Was der notwendige Lebensbedarf für die Menschen bedeutet, sind Arbeitskraft, Rohprodukte und Verkehrseinrichtungen für die Industrie. Nichts anderes war der industriellen Entwicklung so nachteilig wie die Machtentfaltung des Grubenkapitals, das fortgesetzt die Kohlenpreise in die Höhe trieb und Streike, mit der Stockung der Kohlenzufuhr in der Folge, hervorrief. In Zukunft wird der Fabrikant, statt Kohle von der fernliegenden Grube, direkt Energie vom staatlichen Zentralkraftwerk zu einem billigen, für ganz Deutschland einheitlich gestalteten Preise beziehen. Die heute überlasteten Eisenbahnen können entlastet werden, die Produktivität wird eine Steigerung erfahren, die Produktionskosten werden sich verringern, die deutsche Industrie wird auf dem Weltmarkte konkurrenzfähiger werden. Das Wirtschaftsleben erhält durch die Monopole aber auch eine größere Stabilität. Weil die monopolistische Regelung bereits eine gewisse Stufe erreicht hatte, konnte die deutsche Volkswirtschaft die starken Erschütterungen bei Ausbruch des Krieges relativ leicht überwinden. Mehr als zwei Millionen Personen, die etwa sechsundeinehalbe Million Köpfe mit ihren Angehörigen ausmachen, werden in staatlichen und kommunalen Betrieben und Verwaltungen beschäftigt, was bedeutet, daß eine Einwohnerzahl so groß wie die des Königreichs Bayern bereits eine von der kapitalistischen Spekulation unabhängige, in allen Fällen gesicherte Existenz hat. Einen

ebenso großen Personenkreis umfassen die Konsumgenossenschaften, die zu den modernen Monopolbildungen zu zählen sind. Wäre das Getreide- und Milchmonopol, das Viehhandelsmonopol und der kommunale Lebensmittelvertrieb früher organisiert worden, hätte sich die Lebensmittelversorgung während des Krieges wesentlich einfacher und leichter vollzogen.

Die Lebensmittelmonopole dürfen natürlich nicht zu fiskalischen Zwecken nutzbar gemacht werden. Aber das Elektrizitätsmonopol kann auch bei fortgesetzter und starker Verbilligung der Energie mit der Zeit Hunderte von Millionen, vielleicht einmal Milliarden abwerfen zur Erfüllung staatlicher und kommunaler Aufgaben. Die staatlichen Bergwerke Preußens werfen jährlich rund 55 Millionen Mark für die Staatskasse ab und stellen nur den siebenten Teil der Bergwerke Deutschlands dar, welche demnach etwa 350 Millionen Reingewinn ergeben, der bei einer Monopolisierung des Bergbaues der Staatskasse zufließen würde, also der Gesamtheit zugute käme. Weshalb die Hunderte von Millionen Mark, die von privaten Unternehmern aus dem Versicherungswesen herausgeholt werden, nicht Staatszwecken dienlich gemacht werden sollen, ist nicht einzusehen. Die Versicherung des deutschen Volksvermögens, bei dem es sich um Hunderte von Milliarden handelt, ist eine öffentliche Angelegenheit wie die soziale Versicherung, ihre staatliche Regelung und Verwaltung liegt vor allem auch im Interesse der Versicherten. Die Schweiz und Australien haben die Verstaatlichung des Versicherungswesens in Angriff genommen, in England und in Rußland ist sie geplant, Italien hat bereits im Jahre 1911 die Lebensversicherung in ein staatliches Monopol umgewandelt. Tabak und Spiritus werden hoch versteuert, ein Tabakmonopol und ein Spiritusmonopol können hohe Erträge abwerfen, ohne daß sie eine neue Belastung bringen. Alle diese Monopole sind bereits in

den Kreis der Erörterungen gerückt. Sie werden auch kommen müssen, die enormen Anforderungen der Staatskasse werden sie erzwingen.

Die alten Einwände des Liberalismus gegen die staatlichen Monopole, daß sie zu einer Unterdrückung der wirtschaftlichen und politischen Freiheit führen, haben langst ihren Sinn verloren. Wer ist heute noch wirtschaftlich frei? Nicht einmal mehr die großen Unternehmer, die sich den Beschlüssen von Kartellen, Syndikaten oder anderen Organisationen unterordnen müssen und nicht frei in der eigenen Fabrik verfügen können. Unfreier als die Arbeiter und Angestellten in privaten Unternehmungen sind auch die Angestellten öffentlicher Betriebe nicht. Deren Lebensbedingungen, Lohn, Gehalt, Arbeitszeit, Pension usw. werden von der Volksvertretung festgesetzt, auf die sie einen möglichst großen Einfluß zu gewinnen suchen. Sie bilden heute ein treibendes Element in der Demokratisierung des Staatswesens. Ihre Freiheit wächst mit ihrer Macht, mit der Zunahme ihrer Zahl. Demokratisierend wirkt auch die monopolistische Entwicklung an sich. Die bürokratische und zentralistische Verwaltung wird in dem Maße unmöglicher, in dem die Monopole wachsen und sich vermehren. Auf die Kommunen und Genossenschaften, auf die Parlamente und die lebendigen Organisationen des Volkes müssen sich die modernen Monopole stützen, wenn sie lebensfähig werden wollen. Das sind die Anfänge einer demokratischen Selbstverwaltung der Volkswirtschaft, der sozialen Demokratie — das ist werdender Sozialismus!

Aus „Monopolismus“ (Die neue Rundschau, Juli 1916).

Ludwig Quessel:
Sozialismus und Kolonialpolitik

Fragt man, weshalb der englische Arbeiter den Krieg zur Niederwerfung Deutschlands in so hohem Maße zur Sache seiner Klasse gemacht hat, so muß die Antwort notwendigerweise darauf lauten, daß er in der Erhaltung und Erweiterung des englischen Kolonialmonopols eine Lebensfrage der englichen Arbeiterklasse sieht. In der Tat, wer der Auffassung ist, daß die Industrie der britischen Inseln aus eigener Kraft sich im freien Wettbewerb mit der Industrie der aufstrebenden Kontinentalmacht nicht zu behaupten vermag, was anderes bleibt dem übrig, als sein Volk und sein Land zur monopolistischen Beherrschung des Weltmarkts zu bestimmen. Und damit dieser Weg erfolgreich beschritten werden kann, muß man sich wohl oder übel mit den anderen Monopolisten einigen. So kam die Entente zustande, deren Ziel die Erweiterung des Kolonialmonopols war und geblieben ist. Die Entente Englands mit Frankreich führte zur Aufteilung von Nordafrika in eine westliche, französische, und eine östliche, englische Interessensphäre mit dem für Italien bestimmten Pufferstaat Tripolis in der Mitte; die Entente Englands mit Rußland brachte die Aufteilung Persiens in eine nördliche, russische, und eine südliche, englische Interessensphäre. Der Weltkrieg sollte die Krönung der allgemeinen Länderverteilung bringen mit dem Ziel der Ausschließung der deutschen Industrie von allen asiatischen und afrikanischen Märkten. Klar und folgerichtig strebte England diesem Ziele zu. Das britische Kriegsziel auf kolonialem Gebiete war einmal die Aufteilung der Türkei in eine nördliche, russische, südliche, englische, und westliche, französische Interessensphäre. Dazu sollte dann noch die Annexion von Deutsch-Ostafrika kommen, womit

der alte Traum des britischen Imperialismus von dem allgewaltigen, zusammenhängenden britischen Kolonialreich, das sich ausdehnt vom Kap der guten Hoffnung bis über das Yangtsetal hinaus, verwirklicht worden wäre. In Verbindung mit den russischen und französischen Eroberungen — die Aufteilung Chinas in eine englische, französische und russische Interessensphäre wäre die unmittelbare Folge eines Sieges der Entente über die Mittelmächte gewesen — hätte sich so das Kolonialmonopol der Entente auf Kosten Mitteleuropas über ganz Asien und Afrika ausgedehnt. Wie sehr die kolonialen Eroberungen der Ententevölker in den beiden letzten Jahrhunderten diesen gigantischen Plänen der Entente bereits vorgearbeitet haben, mag folgende Statistik ihres Kolonialbesitzes zeigen, dem zur Kennzeichnung seines monopolistischen Charakters der Kolonialbesitz Mitteleuropas gegenübergestellt sei:

Kolonialbesitz der Entente in qkm

	Flächeninhalt	Bevölkerung
England	28 571 000	318 000 000
Frankreich	9 317 000	40 868 000
Rußland	17 000 000	22 000 000
Belgien	2 265 000	20 000 000
Italien	1 537 000	1 380 000
zusammen	58 690 000	402 248 000

Kolonialbesitz Mitteleuropas in qkm

	Flächeninhalt	Bevölkerung
Deutschland	2 954 900	13 000 000
Österreich-Ungarn	—	—
Skandinavien	—	—
Dänemark	225 800	125 000
zusammen	3 180 700	13 125 000

Man füge zu diesen 58,6 Millionen Quadratkilometern mit über 400 Millionen Bewohnern noch das Territorium der drei Reiche alter Kultur Türkei, Persien und China hinzu, von denen das eine (Persien) bereits definitiv und die beiden anderen (Türkei und China) provisorisch von den Ententevölkern aufgeteilt sind, und rechne dem Kolonialbesitz der Entente noch Territorium und Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete zu, so erhält man das, was die Ententevölker mit der „gänzlichen und endgültigen Vernichtung der Militärherrschaft Preußens" erringen wollten: die politische Herrschaft über die drei Erdteile Asien, Australien und Afrika und einen erheblichen Teil der Neuen Welt, ferner die monopolistische Beherrschung aller Märkte der Alten Welt und schließlich die Verfügung über die Rohstoff- und Lebensmittelproduktion von mehr als einer Milliarde farbiger Menschen zugunsten der Ententevölker. Ja, über alle Maßen gewaltig ist das koloniale Kriegsziel der Entente! Am letzten Ende dreht sich dieser Krieg für die Entente gar nicht um die Provinzen, die man im Fall eines Sieges vom Körper der Mittelmächte losreißen könnte, sondern um die Aufteilung des osmanischen und chinesischen Reichs und um die industrielle Aussperrung Deutschlands von den Märkten dreier Erdteile. Dieses gigantischen Ziels wegen entfesselte die Entente den Krieg, und weil ihre Staatsmänner diese berauschenden Hoffnungen noch nicht preisgeben wollen, muß der Brand weiter rasen, selbst auf die Gefahr hin, daß dabei der Menschheit wertvollster Besitz in Schutt und Trümmer zusammenstürzt . . .

Es entsteht nun die Frage, ob die Sozialdemokratie nach dem Kriege den Weg zur kolonialen Negation wieder zurückfinden wird. Von modernen Soziologen ist häufig darauf hingewiesen worden, daß von allen sozialen Gebilden die Parteien das meiste Beharrungsvermögen besitzen. Selbst der Krieg, der

so vieles im sozialen Leben zum Untergang bringt, vermag auf die Parteien in der Regel keinen umstürzenden Einfluß auszuüben. Es wäre daher sehr gewagt, etwas Bestimmtes über die zukünftige Entwicklung der Sozialdemokratie aussagen zu wollen. Dennoch kann man sagen, daß die neuen Tatsachen, die der Weltkrieg gerade auf kolonialem Gebiet geschaffen hat, es der Sozialdemokratie nicht gestatten werden, bei der Tradition zu beharren. Man wird der deutschen Arbeiterschaft, die jetzt schon zwanzig Monate unter einer schweren Teuerung, hervorgerufen durch die Absperrung von kolonialen Zufuhren (diese beliefen sich in den letzten Jahren auf über 5 Milliarden Mark) gelitten hat, nicht einreden können, daß die Kolonialwirtschaft für sie ohne Bedeutung ist. Heute weiß auch der schlichteste Arbeiter, daß die Kolonialwirtschaft die physische Basis unserer Existenz geworden ist. Ohne ihre Rohstoffe und Futtermittel kann Deutschland nicht nur nicht den äußeren, sondern auch nicht den inneren Markt entwickeln. Wenn man aber die Notwendigkeit der Kolonialwirtschaft im allgemeinen bejahen muß, kann man sie im besondern für Deutschland nicht verneinen. Der Fall Hildebrand kann sich daher nicht mehr wiederholen. Man wird in Zukunft Parteigenossen, die die Notwendigkeit intensiver Kolonialwirtschaft für die europäische Menschheit hervorheben und das Kolonialmonopol der Entente, die unersättliche Raubgier des Vierverbands-Imperialismus brandmarken, nicht mehr aus der Partei ausschließen können. So schwer es der Linken der Sozialdemokratie auch fallen wird, in den ungeheuren Weltgeschehnissen dieser großen Zeit sich neu zu orientieren, so ist doch der Krieg ein viel zu strenger Erzieher, als daß sie seine Weisungen unbeachtet lassen könnte.

Aus der Neuen Rundschau, Juni 1916.

Daniel Ricardo: Das System der Fiktionen

Was unter friedlichen Verhältnissen als eine theoretische Spielerei angesehen wurde, ist zu einem Umstand von höchster praktischer Wichtigkeit geworden. Man denke an die Bedeutung des Geldes. Bestimmt dieses den Wert der Güter, so wird es als reines Kapital betrachtet. Wer viel Geld hat, ist ein reicher Mann, weil er sich zum Herrn über alle kaufbaren Gegenstände machen kann. Tritt aber das umgekehrte Verhältnis des Geldes zu der Ware ein, das heißt, bestimmt diese den Wert des Geldes, so verliert das Geld das Ansehen als Reichtum an sich. Es erscheint dann nur noch als Vermittler zwischen Mensch und Verbrauchsgut. Als Mittel, durch dessen Gebrauch sich der Mensch in nahe Beziehungen zur Ware bringen kann. Dieser Unterschied im Wesen des Geldes ist erst durch den Krieg zu einer allgemeinen Anschauung geworden. Der wahre Charakter ist sichtbar geworden, nachdem die große europäische Feuersbrunst alle Vorurteile, Schlagwörter, kunstvoll geschmiedeten Begriffe weggeschmolzen hatte. Das reine Gold ist zum Vorschein gekommen; und das Papier ist zum Träger der Fiktion geworden. Das Wirtschaftsleben im Frieden fließt im ruhigen Strome fort. Es gibt Erschütterungen, Umstürze, Krisen; aber die schlimmste Katastrophe bleibt hinter der elementaren Umwälzung durch den Krieg zurück. Oder hat jemand im tiefsten Frieden eine Tyrannei der Ware erlebt, wie er sie im Kriege täglich zu spüren bekommt? Die Frage wird schwerlich einer bejahen. Und so erklärt sich, weshalb das Geld im Kriege anders genommen werden muß, als wie es unter den Friedensglocken aufgefaßt wurde. Der Reichtum besteht nicht in der Menge des im Lande umlaufenden Geldes, sondern in der Art des Verhältnisses zwischen Geld und Wirtschaftsgütern. Man sagt, daß

die Holländer und Skandinavier im Golde schwimmen, weil sie von ihren Vorräten an Waren den vollkommensten Gebrauch machen können. Danach müßten diese Völker zu den reichsten Nationen der Erde gehören. Sie müßten reicher sein als England, Frankreich, die einstigen Bankiers der Welt; reicher auch als Deutschland, das ungezählte Millionen Mark baren Geldes in Kriegsanleihen angelegt hat. Ist dem wirklich so? Skandinavien sucht sich gegen den Goldstrom zu schützen. Man will nicht mehr Gold im Land haben, als unumgänglich nötig ist, damit das Gold nicht schließlich der Anlaß zu einer allgemeinen Preissteigerung der Waren wird. Um den Widerstand gegen das Gold richtig zu würdigen, muß man daran denken, daß das gelbe Metall als Verkörperung des Reichtums schlechthin gilt. Kein Wertmesser ist von so unbestechlicher Zuverlässigkeit; und kein Ziel aller Wünsche wird so deutlich empfunden wie das Gold. Und trotzdem gibt es Länder, die am liebsten Einfuhrverbote gegen das Gold erlassen würden. Einen stärkeren Ausdruck der Erkenntnis von der unbedingten Überlegenheit des Verbrauchsgutes kann es nicht geben. Wie verhält sich dazu die Behauptung, daß zum Kriegführen Geld gehört und daß die Nation den Sieg davontragen wird, die die letzte Milliarde ausgeben kann? In Rußland hat die Goldwährung faktisch aufgehört, zu bestehen; denn die Fabrikation von Banknoten erfolgt ohne jede Rücksicht auf den vorhandenen Goldvorrat. Geldscheine zu einem und zwei Kopeken sind hergestellt worden, obwohl gesagt wird, daß in Sibirien größere Kupferlager sein sollen als in Nordamerika. Der ganze Reichtum des Russischen Reiches wird in Papier eingewickelt; und da das Drucken von Banknoten ins Ungemessene fortgesetzt werden kann, so brauchte für Rußland der Tag, an dem die letzten 1000 Millionen ausgegeben sind, niemals anzubrechen. Frankreich hilft sich in ähnlicher

Weise. Es stellt Banknoten in riesigen Mengen her (vor kurzem wurde der Höchstbetrag der auszugebenden Banknoten auf 18000 Millionen Franken festgesetzt, nachdem er sich vor Ausbruch des Krieges auf 6800 Millionen gestellt hatte) und sucht die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß der französische Reichtum unerschöpflich sei. Wenn die erreichbare Menge des Geldes den Sieg bestimmen würde, könnte keine Macht der Erde ihn den Russen und Franzosen entreißen. Nun geschieht das trotzdem. Die Kraft des Geldes muß also begrenzt sein. Sie ist es durch die Unfähigkeit eines, im Frieden glaubhaften, Zusammenhanges, sich gegen die unerbittliche Indiskretion des Krieges zu behaupten. Damit ist die Anwendung der Fiktion vom Heil durch das Geld nicht etwa aufgehoben. Sie wird, im Gegenteil, mit äußerster Zähigkeit fortgesetzt. Und der suggestive Einfluß des Begriffes Geld zeigt sich am deutlichsten darin, daß die Völker trotz der Not, die sie mit dem Gelde haben, an seine Wundermacht glauben.

Aus „Neue Rundschau", Mai 1916.

Gustavus Myers: Der Trustmagnat

J. Pierpont Morgan war im Jahre 1861 ein kräftiger junger Mann, der eben vierundzwanzig Jahre alt geworden war. „Er erbte von seinen Eltern," sagt einer seiner Biographen, „ihre Reinheit des Charakters und ihre ungewöhnlichen Fähigkeiten." Diese ihm zugeschriebenen erhabenen Tugenden traten nicht besonders hervor. Zu einem kritischen Zeitpunkt, als die Regierung der Union am nötigsten Soldaten brauchte, beliebte es Morgan nicht nur zu Hause zu bleiben, sondern auch noch aus dem Verkauf wertloser Flinten zur Bewaffnung der Männer, die dem Ruf zu den Waffen folgten, Nutzen zu ziehen.

Abraham Lincoln erließ seine Proklamation mit dem Rufe nach Freiwilligen. Der Kampf war ein folgenschweres Ringen nicht nur zwischen Parteien, sondern zwischen zwei widerstreitenden kapitalistischen Systemen. Die sogenannten gewöhnlichen Leute — die Fabrik- und Werkstättenarbeiter, die Bewohner der Armenquartiere, die Vertreter der liberalen Berufe und die Farmer — strömten heldenmütig zur Anwerbung herbei. Hunderttausende zogen hinaus in die Lager und auf die Schlachtfelder, um niemals zurückzukommen.

Obgleich Morgan körperlich und geistig für den Militärdienst wohl geeignet war, ging er doch jeder Art von Pflichterfüllung aus dem Wege, die ihn im Gelderwerb und behaglichen Leben stören konnte. Er unterschied sich darin in keiner Weise von beinahe allen Männern von Stellung und Vermögen. Sie beschränkten ihren überschwenglichen Patriotismus auf Reden und Fahnenschwenken, waren aber sehr sorgfältig darauf bedacht, sich vom Gebiete persönlicher Gefahr fernzuhalten. Die Reichen, für deren Interessen die nördlichen Armeen im Grunde fochten, vermieden nicht nur als Klasse die Anwerbung, sondern gingen darauf aus, ihre eigenen Armeen zu demoralisieren, Untüchtigkeit unter ihnen zu verbreiten und den Tod unter sie zu säen. Während sie dieses taten und gleichzeitig in Armeekontrakten die Regierung, die Staaten und die Städte um große Summen betrogen, ließen sie das Aushebungsgesetz so berichtigen, daß es Männern von Vermögen leicht Gelegenheit gab, sich der Konskription zu entziehen, indem es ihnen erlaubte, Stellvertreter zu mieten.

Das erste feststellbare Geschäftsunternehmen J. Pierpont Morgans war einer dieser Armeekontrakte; und wenn es auch nicht in so großem Maßstabe gehalten war wie die älterer Kapitalisten, so war es doch (nach der herrschenden kapita-

listischen Auffassung beurteilt) ein sehr tüchtiger Streich für einen jungen Mann von vierundzwanzig Jahren. Sein Erfolg ließ in Zukunft viel größere Dinge erwarten, und in dieser Beziehung wurden Morgans Bewunderer nicht enttäuscht.

Im Jahre 1857 bezeichneten die Armeeinspektoren eine große Anzahl Hallscher Karabiner als durchaus unbrauchbar und als ein veraltetes und gefährliches Muster. Die Regierung versteigerte daraufhin von Zeit zu Zeit große Mengen davon zum Preise von je ein bis zwei Dollar; fünftausend davon blieben jedoch in dem in Newyork befindlichen Armeearsenal und lagen noch dort, als der Bürgerkrieg ausbrach.

Am 28. Mai 1861 machte ein gewisser Arthur M. Eastman aus Manchester, New Hampshire, der Regierung das Angebot, diese Flinten zu drei Dollar das Stück zu kaufen. Die Regierungsbeamten hätten, da sie die bei den Armeelieferungen herrschenden großen Betrügereien kannten, bei diesem Angebot wohl Verdacht schöpfen können, zogen aber augenscheinlich seine Ehrlichkeit nicht in Frage. Die Flinten wurden zu je 3,50 Dollar an Eastman verkauft. Aber entweder fehlte Eastman das Geld zur Bezahlung, oder er war von einer im Hintergrund stehenden Hauptperson als Strohmann vorgeschoben worden. Ein gewisser Simon Stevens erschien jetzt auf dem Schauplatz und willigte ein, für Eastman bis zur Höhe von 20000 Dollar zu bürgen; diese Summe sollte zur Bezahlung der Flinten verwandt werden; als doppelte Sicherheit nahm Stevens ein Pfandrecht auf die Flinten. Aber von wem erhielt Stevens das Kapital? Aus den amtlichen und gerichtlichen Aufzeichnungen geht hervor: von J. Pierpont Morgan.

Der nächste Schritt in diesem Geschäft bestand darin, daß Stevens am 5. August 1861 dem General Fremont, der in

St. Louis kommandierte, telegraphisch mitteilte, daß er fünftausend neue Karabiner von tadelloser Verfassung habe und anfrage, ob Fremont sie nehmen wolle. Aus Fremonts Hauptquartier kam die Order, sie sofort nach dem Hauptquartier der Armee in St. Louis zu verschiffen. Während der ganzen Zeit waren die Karabiner in dem in Newyork befindlichen Arsenal geblieben. Als Fremonts Auftrag eintraf, bezahlte Morgan der Regierung die Summe von 17 486 Dollar, — 3,50 Dollar für den Karabiner. Die Flinten wurden direkt von dem Arsenal nach St. Louis verschifft. Und welches war die Summe, die die Regierung dafür bezahlen mußte? Die Fremont aufgemachte Rechnung lautete auf den Betrag von 22 Dollar für das Stück der Sendung.

Dies war einer der vielen Armeekontrakte, die öffentlich und amtlich als höchst skandalös angesehen wurden; eine der besonderen Kongreßkommissionen des Jahres 1862 ging unverzüglich an die Untersuchung der Sache. Nachdem sie umfassende Nachforschungen angestellt hatte, berichtete diese Kommission:

So wurde tatsächlich der Vorschlag gemacht, der Regierung fünftausend ihrer eigenen Flinten zu je 22 Dollar zu verkaufen, wobei, falls das Anerbieten angenommen wurde, die Absicht bestand, diese Flinten von der Regierung für je 3,50 Dollar zu erlangen . . . Es ist sehr klar, daß sogar das Kapital, mit dem der Erwerb ausgeführt wurde, im Vertrauen auf die vorher getroffene Abmachung, wieder zu verkaufen, geborgt wurde. Die Regierung verkaufte nicht nur an einem Tage für 17 486 Dollar Waffen, die sie sich am Tage vorher verpflichtet hatte, für 109 912 Dollar zurückzukaufen — wobei die Vereinigten Staaten 92 426 Dollar verloren —, sondern sie lieferte tatsächlich das Geld, um selbst die 17 486 Dollar zu bezahlen, die sie empfing.

Die Regierung weigerte sich, die für jeden der fünftausend Karabiner verlangten 22 Dollar an Morgan zu bezahlen, worauf Morgan auf die Erfüllung seiner Ansprüche drang. So kam der Prozeß J. Pierpont Morgan gegen die Regierung der Vereinigten Staaten in die gerichtlichen Protokolle. Er steht dort als Fall Nr. 97. Um über diese Ansprüche, wie über viele andere ähnliche, zu einer Entscheidung zu kommen, ernannte der Kriegsminister eine Kommission, die von J. Holt und Robert Dale Owen, dem Sohne des berühmten Robert Owen, gebildet wurde.

In ihrem Bericht vom 1. Juli 1862 stellt diese Kommission fest, daß ihr 104 Fälle von Forderungen an den Staatsschatz bis zur Höhe von 50 Millionen Dollar zugewiesen worden seien und daß sie 17 Millionen Dollar davon als übertrieben und betrügerisch ausgeschaltet habe. In bezug auf Morgans Anspruch erklärte sie, daß General Fremont nicht das Recht gehabt habe, den Kontrakt für die Lieferung der Flinten abzuschließen, daß sie aber aus der Tatsache, daß die Waffen in den Dienst der Armee übergegangen seien, eine rechtliche Verpflichtung der Regierung anerkenne. Als besten Ausweg aus dem schlimmen Handel bestimmte sie, daß Morgan mit 13,31 Dollar für den Karabiner bezahlt werden solle, und sie wies darauf hin, daß selbst bei diesem Preise Morgan und Stevens so ständen, daß sie 49000 Dollar über den Preis erhielten, für den ihnen von den Vereinigten Staaten die Flinten verkauft worden waren. Nach dieser Entscheidung wurden von der Regierung im ganzen 55550 Dollar an Morgan gezahlt, was nur als Abschlagssumme angenommen wurde.

Diese Regelung entsprach nicht den Ansprüchen. Das ganze Pfund Fleisch wurde verlangt. Eine Klage auf Zahlung von weiteren 58000 Dollar wurde beim Beschwerde-

hof in Washington eingebracht. Dieses Mal wurde der Fall als Simon Stevens gegen die Regierung der Vereinigten Staaten bezeichnet. In der Darlegung des Falles vor Gericht wurde Nachdruck auf die Tatsache gelegt, daß nach Aussage der Regierung die Karabiner von dem von der Regierung beauftragten Artillerieoffizier untersucht und für unbrauchbar erklärt worden seien. Richter Peck sagte, als er die Entscheidung aussprach: „Nach einer Vereinbarung zwischen Stevens und einem gewissen J. Pierpont Morgan sollte die Zahlungsanweisung für die ersten 2500 gelieferten Karabiner auf den Namen Morgan ausgestellt werden, was auch geschah; die besagte Anweisung wurde von dem Artilleriehauptmann der Armee der Vereinigten Staaten F. D. Cadwallader unterzeichnet und lautete auf die Summe von 55 550 Dollar. Nach einer weiteren Vereinbarung kam diese Anweisung in die Hände der Herren Ketchum, Cohn & Co." Diese Zahlungsanweisung wurde ungefähr am 10. September 1861 honoriert. Die anderen 2500 Flinten, sagte der Gerichtshof, waren von Fremont ebenfalls in Empfang genommen worden.

Erhielten Morgan und seine Genossen von der Regierung alles, was sie verlangten? Ja, sie erhielten es. Richter Peck war der Ansicht, daß Fremont, wenn er eingewilligt habe, die Flinten zu kaufen, einen für die Regierung bindenden Kontrakt abgeschlossen habe, und Kontrakt sei Kontrakt. Der Gerichtshof nahm keine Kenntnis von der Tatsache, daß die wertlosen, für untauglich erklärten Flinten als neu bezeichnet worden waren, zog auch nicht in Betracht, daß das Geld, mit dem sie von der Regierung gekauft worden waren, tatsächlich Regierungsgeld gewesen war. Er sprach Stevens in dem Urteil gegen die Regierung 58 175 Dollar zu.

Infolge dieser besonderen Entscheidung konnte die Regie-

rung jetzt geltend machen, daß sie gegen die Horde der Kontrahenten schutzlos sei, die die Beamten durch Bestechung dazu gebracht hätten, beschädigte Schiffe und mangelhafte Panzerung, wertlose Gewehre und Kleider aus Lumpenwolle, dünne Zelte, Decken und Schuhe und Futterbeutel, die in Stücke zerfielen, verdorbene Nahrung und ähnliche Ausrüstungsgegenstände und Vorräte anzunehmen. Kein einziger dieser Betrüger kam ins Gefängnis oder wurde auch nur damit bedroht.

Dies war in Wahrheit der Beginn von J. Pierpont Morgans geschäftlicher Laufbahn; die Tatsachen finden sich unverrückbar und unangreifbar in den gerichtlichen Protokollen. Von dieser Art waren die „Patrioten", zu denen er und seine kapitalistischen Genossen gehörten; doch füttern seitdem und heute mehr als je Geistlichkeit und Politiker und seichte, kriecherische Schriftsteller das Publikum beständig mit Fabeln, die sämtlich Morgans schrankenlose Wohltätigkeit und seinen erhabenen Patriotismus dartun sollen.

Arthur Holitscher: Das Taylorsystem

Ein Mann namens Frederik Taylor war jahrelang als Ingenieur in den Bethlehem-Stahlwerken, die dem Carnegie-Trust gehören, tätig. Auf dem Weg von der Gießerei ins Büro und zurück blieb er zuweilen auf dem Hof stehen und sah zu, wie die Roheisenklumpen, die sich dort im Freien sonnten, von Leuten auf Karren verladen wurden.

Ein kleiner Deutscher, den er in seinem Buch („Scientific Management" by F. Taylor, ich glaube bei Macmillan erschienen) schonungsvoll Schmidt nennt, lenkte durch sein Gebaren Taylors Aufmerksamkeit auf sich. Dieser kleine

Deutsche war ein kräftiger Bursche, der es zuwege brachte, täglich etwa $12^{1}/_{2}$ Tonnen „Pig-Iron" auf die Karren zu laden. Für einen Tagelohn von 1,15 Dollar leistete er diese Arbeit. Taylor sah dem Burschen zu und erkundigte sich beim Aufseher nach dem Privatleben des kleinen Deutschen. Schmidt war Familienvater, hatte sich von seinem Lohn ein Stückchen Land vor der Stadt erworben, auf dem er täglich eine Stunde, eh er in die Werke kam, eine Stunde, nachdem er abends heimkehrte, mit eigenen Händen ein Häuschen baute, für sich und die Seinen, um darin zu wohnen.

Dieser Schmidt ist ein Dieb! sagte sich Taylor. Die zwei Stunden Arbeit, die er an seinem Häuschen tut, beweisen, daß er zwei Stunden Kraft den Bethlehem-Stahlwerken entwendet, die ihm diese Kraft doch für 1,15 Dollar pro Tag abgekauft haben, das ist klar.

Taylor ließ Schmidt kommen und frug ihn, ob er nicht gern 1,85 Dollar verdienen möchte? Schmidt bejahte diese sonderbare Frage, konnte sich aber nicht enthalten, Taylor nach den Bedingungen zu fragen, die als Gegenleistung von ihm verlangt würden. Taylor rief hierauf einen Aufseher und ging mit dem Aufseher und Schmidt in den Hof zu den Eisenklumpen hinaus, wo er den beiden ein paar Körperbewegungen vorzumachen begann.

Schmidt ahmte auf Wunsch Taylors diese Körperbewegungen nach, arbeitete im Tempo, das ihm Taylor mit: Eine — zweie — dreie bestimmte, setzte sich zur Ruhe hin, wenn Taylor „Rührt Euch" kommandierte, ... Schmidt fing an 1,85 Dollar pro Tag zu verdienen und dafür $47^{1}/_{2}$, schriftlich: siebenundvierzig und eine halbe Tonne pro Tag zu verladen (gegen $12^{1}/_{2}$, die er bis zu diesem Tag bewältigt hatte), ... Schmidt verdiente für seine vervierfachte Leistung anderthalbmal so viel wie früher. Sein Häuschen weiter-

bauen, das konnte er natürlich nicht mehr, dazu war er am Abend zu müde, am Morgen zu schlaftrunken. Das System Taylor aber war geboren, das System der „wissenschaftlichen Ausnutzung der menschlichen Kraft im Dienste der Fabrikarbeit", das System des „Speeding-up", der Aufpulverung, wie ich es nennen möchte, das System der Anspannung und des Verbrauches der menschlichen Energie bis an die äußerste Grenze der natürlichen Bedingungen.

Andere haben dieses System auf andere Gewerbe angewandt, Gilbreth z. B. auf das Maurergewerbe. Der amerikanische Maurer hebt den Ziegelstein nicht mehr mit beiden Händen, sondern mit der rechten Hand, derweil führt die linke den Spachtel in die Kalklösung. Auf diese Weise wird ein Ziegelhaus im Tempo von 350 Ziegeln die Stunde erbaut, statt wie bisher im Tempo von 120 Ziegeln die Stunde.

Ein neuer Typus des Aufsehers (oder haben die Pharaonen und Caracalla ihn schon vorgeahnt?) ist so in das amerikanische Arbeitsfeld eingetreten. Der Aufseher vor der Geburt des Taylor-Systems hatte die Pflicht, nachzusehen, ob die Arbeit richtig und pünktlich gemacht wurde. Der neue aber, der speed-boss, „Hetz-Vogt", bestimmt das Tempo, die Stückezahl, die geliefert werden muß; er ist der Mann, einen Rekord von seinen Leuten zu verlangen; wer den Rekord nicht einhält, fliegt aus seinem Job und kann zusehen, wie er weiterkommt in diesem Leben.

Was sind die Folgen dieser Stückarbeit, dieses mörderischen Tempos, für den Arbeiter und die Industrie? Erst rangiert der Tüchtige den Untüchtigen aus, das ist selbstverständlich. Dann aber rangiert der Tüchtigste sich selbst, wie gesagt den Tüchtigsten, aus. Denn bei dieser Art von Arbeit wird natürlich ein solch ungeheures Plus an Waren produziert, daß die Fabriken immer öfter und für immer längere Zeit

zusperren müssen, weil sie so schon nicht mehr wissen, wohin mit ihren aufgehäuften, aufgestapelten Lagern. Amerika produziert dreimal so viel Waren, als es selber konsumiert, und der Export hält mit dieser Überproduktion nicht Schritt.

Der Arbeiter also feiert einen Teil des Jahres, zehrt seine elenden Ersparnisse, wenn er dergleichen überhaupt hat, gänzlich auf und hat sich somit aus seiner eigenen Tüchtigkeit einen guten soliden Strick gedreht, wie man sieht.

Das System aber, das hundsföttische Stückarbeit-Schindsystem in seiner neuesten Variante blüht, erobert sich in dem weiten Amerika einen Fabrikationszweig nach dem anderen, eine Fabrik nach der andern, streckt schon seine Fangarme zu uns herüber, nach dem Creuzot, nach Essen, nach dem Vogtland, überallhin . . .

Eine weitere Konsequenz dieser Kraftausnutzung bis ins Extreme ist die — vorläufig — spezifisch-amerikanische Einrichtung der „Age Line", der Altersgrenze.

Es ist in Amerika für einen Arbeiter, der die Vierzig überschritten hat, sehr schwer, eine Stellung in einem Fabrikbetriebe oder einem Geschäftsbetriebe zu finden. Es ist aber auch sehr schwer, mit vierzig Jahren eine Stelle zu behalten. Der speedboss erstattet dem Chef eine kleine Anzeige, der brave, tüchtige Arbeiter erhält am Sonnabend in dem Kuvert mit seinem Wochenlohn einen Schreibmaschinenwisch und kann damit direkt ins Wasser gehen. Das ist das Gescheiteste, das er tun kann. Der Boß telephoniert an ein Büro, Montag morgen um sechs stehen fünfhundert junge Männer vor dem Fabriktor, auf dem die Tafel hängt:

„We dont employ people over 40!"

und der Boß hat die Wahl unter den Kräftigsten und Jüngsten.

In Newyork hat man mir einen Arbeiter gezeigt, der sich die Haare färbte; daß sich Arbeiter, eh sie in ihren Job gehen,

die Schläfen mit Schuhwichse schmieren, gehört zu den alltäglichen Beobachtungen; welche legen rot auf; andere geben zehn Dollar im Monat für „drugs“ aus, das heißt: für Arsenikpräparate, die die Herztätigkeit während der Arbeitsstunden künstlich stimulieren.

In Chicago las ich in einer Zeitung einen Artikel mit der Überschrift: „Was kann ein vierzigjähriger Arbeiter, der seinen Job verloren hat, beginnen?“ Antwort: Er kann z. B. Portier vor einem Kinematographentheater werden.

(Wie die organisierten Gewerkschaften, die die besten und tüchtigsten Arbeitskräfte um sich versammelt haben, dieser Tyrannei begegnen, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß die großen Truste keinen organisierten Arbeiter aufnehmen mögen. Die „Unions“ aber stehen, zufolge ihrer skandalösen Schikanen, die sich zumeist gegen die privaten und gewiß unschuldigen Arbeitgeber richten, im ganzen Lande in gewiß nicht unberechtigtem Verruf.)

Heute zerreiße ich den Rest meiner Empfehlungsschreiben, die ich an allerhand große Kaufleute, Fabrikanten, Millionäre Chicagos mitbekommen habe und in meinem Koffer führte die ganze Reise lang. Siebzehnmal mindestens habe ich nun denselben Dialog mit Kaufleuten, Fabrikanten, Millionären geführt. Nach fünf Minuten fing mein Gegenüber an, auf die „Labour Unions“ zu schimpfen, nach zehn hielten wir bei den Wohltätigkeitsorganisationen, und als mein Gegenüber dann aufsprang, zum Fenster lief, mir den Wolkenkratzer auf der anderen Seite der Straße zeigte zum Beweise für das wunderbare Wachstum des Vaterlandes, da wußte ich, die Zeit sei gekommen, meinen Paletot vom Nagel zu holen. Denn was nachher kam, waren vier neue Empfehlungsbriefe an Kaufleute, Fabrikanten, Millionäre, die den frommen Wunsch maskierten: Scher dich zum Teufel, Europäer.

Was geschieht mit den Alten, Ausrangierten, Abgetanen, denen, die mit Vierzig noch nicht ihr Schäfchen auf dem Trockenen haben, ja es nicht mal zur Würde eines speed-boss gebracht haben, mit den Opfern?

Zum Glück stirbt der amerikanische Arbeiter jung. — Zu seinem Glück. — Zum Unglück Amerikas nimmt der Prozentsatz der Selbstmorde, der Geisteskrankheiten, der Verbrechen aus Not in schaudererregendem Maße zu. — Irren-, Zuchthäuser schießen in die Höhe und können ihren Inhalt kaum fassen. — In Industriestädten bin ich nach Sonnenuntergang angebettelt worden wie nur noch in Rom und Neapel. — Wer von der hoffnungslosesten Erniedrigung der menschlichen Kreatur ein Bild gewinnen will, mag in die Volkshotels in Kansas City, in South Clark Street in Chicago, ja, in die vielgerühmten Mills-Hotels auf der Newyorker Ostseite gehen, mag um ein Uhr nachts die „bread-line", die Brotlinie vor den Toren einiger großer Speisehäuser, der Heilsarmee, der Brot- und Suppen-Missionen sich formen sehen, Häuservierecke lang, zweitausend, dreitausend kräftige Männer, die wortlos und geduldig warten, Hungernde, Arbeitslose, Bescheidene, Bettler, in der Nacht . . .

II

Der Krieg als Erlebnis



Wiederaufbau

Eine besonders wichtige Aufgabe wird den Kriegshilfsvereinen **auf dem Gebiete des Wohnungswesens, insbesondere durch Errichtung neuer Siedelungen** zufallen.

Man hat längst erkannt, daß die bessere Gestaltung des Kleinwohnungswesens eins der wichtigsten Mittel zur Gesundung des Volkskörpers ist. Der ärmeren Bevölkerung muß die Möglichkeit geboten werden, zu günstigen Bedingungen ein gesundes wohnliches Eigenheim zu erwerben. Die Versorgung insbesondere unserer Kriegsverletzten und Kriegerwitwen rückt die Siedelungsfrage jetzt noch mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. In Ostpreußen aber bedeutet sie nicht nur ein **soziales**, sondern auch ein **nationales** Problem: Ostpreußen muß einen Wall gegen den östlichen Nachbar bilden.

Zur Schaffung von Eigenheimkolonien in Ostpreußen drängt auch die Tatsache, daß in den Städten vielfach die zerstörten Häuser aus sanitären und baupolizeilichen Gründen nicht an alter Stelle wiederaufgebaut werden können. Dort ansässig gewesene Arbeiter und Handwerker werden den sichersten Stamm für eine Ansiedelung vor den Toren der Stadt bilden. Neue Ansiedler werden unter den vor Beginn des Krieges in Ostpreußen wohnhaften sowie unter den dort

gebürtigen, aber abgewanderten Kriegsverletzten, denen die Weiterausübung des bisherigen Berufes unmöglich ist, vielleicht auch unter den Soldaten, die der Krieg mit Ostpreußen bekannt gemacht hat, zu gewinnen sein. Wenn man aber Leute, die die sozialen Vorzüge West- und Mitteldeutschlands kennengelernt haben, auf die Dauer an Ostpreußen fesseln will, wird man ihnen besondere Vorteile bei der Ansiedelung zukommen lassen müssen, die sie in anderen Provinzen nicht genießen. Solche Vorteile werden in sehr niedrigen Mieten oder, wo der Ansiedler ein Eigenheim erwirbt, in einer besonders niedrigen Verzinsung bei entsprechend höherer Amortisation der zweiten Hypothek, um den Ansiedler möglichst bald in den festen Besitz des Anwesens zu bringen, bestehen können. Ein Gedeihen derartiger Kolonien ist nur dann zu erwarten, wenn der Unternehmer der Kolonie keine spekulativen Absichten verfolgt, sondern sich mit dem Ersatz der ihm selbst entstehenden Kosten begnügt.

Hier werden die Kriegshilfsvereine in dankenswerter Weise helfend eingreifen können, indem sie ihrem Patenkinde — Stadt oder Kreis — entweder die Mittel zum Erwerbe eines geeigneten Ansiedelungsgeländes zur Verfügung stellen oder ihm die Gewährung der oben erwähnten besonderen Vorteile an die Ansiedler ermöglichen. Ob die Zuwendung der Mittel geschenkweise oder durch Hergabe zinsloser, aber amortisabler Darlehen geschieht, ist für den Erfolg nicht wesentlich. Sehr hoch werden die hierzu erforderlichen Summen nicht sein; denn bei den ostpreußischen Siedelungen handelt es sich nicht etwa um die Anlage moderner Gartenstädte, sondern um eine kleine Anzahl von Stellen, deren Kosten einschließlich Landerwerb in der Regel 6000 Mark pro Stelle nicht zu überschreiten brauchen. Erfreulicherweise liegen bereits einige Anträge von ostpreußischen Städten an ihre Patenvereine

vor, so aus Gumbinnen, Rastenburg, Gerdauen, Domnau, Marggrabowa und Guttstadt.

Das Bestehen solcher Kolonien wird einen heilsamen Einfluß auf die Hebung des gerade in den ostpreußischen Kleinstädten seit vielen Jahren sehr darniederliegenden Kleinwohnungswesens überhaupt ausüben. Denn wenn vor den Toren der alten Stadt die Möglichkeit gegeben ist, zu günstigen Bedingungen eine gesunde, billige Wohnung mietweise oder eigentümlich zu erhalten, werden sich die jetzigen Besitzer der Häuser mit unzulänglichen Kleinwohnungen ganz von selbst zu sanitären Verbesserungen gezwungen sehen, falls sie ihre Mieter nicht verlieren wollen.

In großzügiger und durchgreifender Weise kann auf eine Verbesserung des Wohnungswesens dadurch hingewirkt werden, daß zur Anlegung von Wasserleitungen die Vereine den Gemeinden Beihilfen geben oder auch amortisable Darlehen zu niedrigem Zinsfuß, in den ersten Jahren vielleicht ganz zinsfrei, wie es seitens verschiedener Vereine dankenswerterweise beabsichtigt ist; besonders erwünscht wäre auch die Gewährung billigen Kredits seitens der Sparkassen der Patenstädte an ostpreußische Kleinstädte zur Durchführung derartiger Anlagen.

Eine weitere Aufgabe, die ebenso häufig wie die Wohnungs- und Siedelungsfrage an die Kriegshilfsvereine herantreten wird, ist die bessere Gestaltung der Stadtanlage und des Stadtbildes, eine Verbesserung in wirtschaftlicher wie ästhetischer Hinsicht.

Die meisten ostpreußischen Städte, vorzugsweise die aus der Ordenszeit stammenden, haben von Hause aus eine mustergültige Stadtanlage, aber durch die Anforderungen der Jetztzeit, namentlich in bezug auf den Verkehr, sind Änderungen geboten. Die Kosten derartiger Maßnahmen, ins-

besondere die des Grunderwerbs bei Veränderung der Fluchtlinien, fallen nach dem Gesetz den Gemeinden zur Last; diese aber werden aus Mangel an Mitteln oft nicht daran denken können, das auszuführen, was nötig und wünschenswert ist. Mancher Plan in dieser Hinsicht würde also ein frommer Wunsch bleiben, wenn nicht von dritter Seite den Gemeinden Mittel zur Verfügung gestellt würden.

Das Stadtbild der kleinen ostpreußischen Landstädte, über deren bauliche Entwicklung nicht wie in den alten Kulturstädten erfahrene und vielseitig gebildete Stadtbauräte gewacht haben, läßt viel zu wünschen übrig. Wahl- und ziellos, wie es das gerade vorliegende praktische Bedürfnis des einzelnen Bauherrn erheischte, sind dort die neueren Bauten entstanden. Die vorhandenen Marktplätze sind vielfach mit unschönen Häuserblocks, deren enge Höfe ebenso wie die an ihnen liegenden Kleinwohnungen den Anforderungen an Sauberkeit, Licht und Luft wenig entsprechen, besetzt; in anderen Orten hat man sich gescheut, den für die Marktbedürfnisse viel zu großen Marktplatz durch den erforderlich werdenden Neubau des Rathauses zu zieren, das Rathaus ist vielmehr in eine unscheinbare Seitenstraße verwiesen worden. Die Gründerzeit hat in Ostpreußen wie allerorten viele Auswüchse der Häßlichkeit gezeitigt. Mitten aus den Reihen der alten niedrigen Häuser, deren Hauptreiz gerade in ihrer Geschlossenheit, Anspruchslosigkeit und schlichten Sachlichkeit liegt, ragen Mietshäuser im schlimmsten, anderwärts längst überwundenen Villenstil oder gar Warenhäuser mit kahlen, hohen Brandmauern auf.

Und doch ist gerade in Ostpreußen so viel bodenständige Kultur in den alten Häusern in Stadt und Land erhalten, daß es bei gutem Willen ein Leichtes sein muß, die verloren gegangene Tradition wieder zu beleben, wobei selbstverständ-

lich die neuzeitlichen Errungenschaften in hygienischer und technischer Beziehung weitgehendst zu berücksichtigen sind. Es gilt, im wahrsten Sinne des Wortes, die Heimat zu schützen vor dem Eindringen wesensfremder Elemente, und da ist es zu begrüßen, daß die „Ostpreußenhilfe" seit Beginn ihrer Wirksamkeit mit dem „Deutschen Bund Heimatschutz" Hand in Hand arbeitet. In den Satzungen fast aller Kriegshilfsvereine findet sich die Bestimmung, daß die Vereine ihre auf bessere Gestaltung des Ortsbildes gerichteten Bestrebungen im Sinne des Heimatschutzes verwirklichen wollen: so wird die „Ostpreußenhilfe" dazu beitragen, die bodenständige Bauweise in Ostpreußen wieder zu Ehren zu bringen, was zum Beispiel durch Gewährung von Bauprämien an solche Besitzer, die ihre Häuser in besserer und schönerer Gestalt wieder aufbauen wollen, geschehen kann.

Manche ostpreußische Städtchen liegen an großen schönen Seen, und doch merkt man im Städtchen selbst von dieser reizvollen Lage nur wenig, da jeder Durchblick verbaut ist. Der Blick auf die vielfach vorhandenen monumentalen Bauwerke der Ordenszeit ist oft durch unschöne Neubauten versperrt. Kurz, jede ostpreußische Kleinstadt steckt voll latenter Möglichkeiten zur besseren Gestaltung des Stadtbildes. In dieser Hinsicht hat der zerstörende Krieg zum Teil Abhilfe geschaffen, indem er Unschönes beseitigte und versteckte Schönheiten aus ihrem Winkel hervorzog. Die umfangreichen Zerstörungen bieten eine nie wiederkehrende Gelegenheit, beim Wiederaufbau das Stadtbild zu verbessern. Die Patenvereine haben zum Beispiel verschiedentlich Beihilfen in Aussicht genommen für die einwandfreie Gestaltung und baukünstlerische Durchbildung besonders bemerkenswerter und exponierter Gebäude, sogar für den Umbau oder Neubau von Rathäusern, wobei Architekten der Patenstädte mitwirken werden. Für die Stadt

Ortelsburg wird seitens des Berliner Hilfsvereins die Erweiterung der Marktstraße, ein Durchbruch zur Eröffnung eines Ausblicks nach dem bisher unsichtbar gebliebenen See und mit Benutzung des fortzuräumenden Brandschutts die Anlage eines Uferwegs um den See geplant; in Domnau beabsichtigt der Schöneberger Hilfsverein eine würdigere Herstellung des Zuwegs zur alten, hochgelegenen Ordenskirche, eine bessere Gestaltung des jetzt sog. Schöneberger Platzes, eine Umbildung der Fassaden und des Eingangs des Rathauses, die Aufstellung eines Marktbrunnens und verschiedene andere Anlagen, die verhältnismäßig geringe Kosten verursachen, aber doch dem kleinen Städtchen ein freundlicheres und gefälligeres Aussehen verleihen werden.

Hans Vorst: Der Krieg als Schicksal

Die öffentliche Meinung des Landes, dem man angehört, hat immer, aber besonders jetzt im Kriege, einen übermächtigen Einfluß auf den einzelnen, und selbst die Stärksten und Unabhängigsten können sich ihm nicht ganz entziehen. Über die selbstverständliche, notwendige und fruchtbare Liebe zum eigenen Volk und Vaterland hinaus verführt der Krieg durch den heftigen Gegensatz der Interessen zu besonderer nationaler Einseitigkeit. Gerade während ich in Frankreich täglich die wüstesten Schmähungen über alles Deutsche lesen und hören mußte, habe ich die lebhafteste Genugtuung bei dem Gedanken empfunden, daß das deutsche Volk und die deutsche Presse auf diesem Gebiet im ganzen eine weit würdigere Haltung bewahrt hat, wenn es auch bei uns natürlich an gewissen Verirrungen nicht gefehlt hat. Aber allgemein kann man sagen, daß die Menschen in solchen Zeiten allzu leicht

geneigt sind, den Feind als den „bösen Feind“ zu betrachten und alle möglichen besonderen Laster auf seinen Scheitel zu häufen. Und wenn man dann, wie ich, Gelegenheit hat, die feindlichen Länder, von denen man so lange durch eine feste Schranke getrennt war, mit eigenen Augen zu sehen, so ist man fast überrascht von der alltäglichen Beobachtung, daß es drüben ist wie bei uns und daß auch dort wieder, wie immer, allgemein-menschliche Tugenden und Laster ihr ewig-altes Spiel treiben. So tritt dann langsam, auch im Kriege, das Menschliche gegenüber dem Nationalen wieder in den Vordergrund. Man steht vor der unmittelbaren Anschauung, daß es auch drüben Menschen sind wie wir, die den Krieg für ein unsägliches Unglück ansehen, unter dessen Wunden sie bluten und leiden, das sie aber, wie wir, aus Vaterlandsliebe tragen wollen bis ans bittere Ende. Sie lieben ihre Helden, wie wir, weil sie die heimatliche Erde mit ihrem Leben gegen den „bösen und gewalttätigen“ Feind verteidigen; sie ehren sie, wie wir, für ihre Wunden und Entbehrungen; ihre Mütter und ihre Frauen weinen, wie bei uns, um den Verlust des Sohnes oder des Geliebten, — und doch erhebt sich nirgends eine starke Hand, um alle diese entsetzlichen Leiden unnötig oder doch aufhören zu machen, denn ihnen allen erscheint, unter dem Eindruck einer geheimnisvollen Gewalt, der Krieg jetzt, wie auch uns, als unvermeidlich und unabänderlich.

Und so tritt durch die Reisen im feindlichen Lande die Tragik des Krieges noch stärker hervor. Denn daß er entsetzlich ist, das wissen und erleben wir alle. Aber seine ganze Tragik erlangt dies Entsetzen erst durch die Einsicht, daß es sich in der Volksseele überall nicht als Schuld, sondern als Schicksal darstellt. Auch hier werden ja die Menschen nicht durch die Dinge, sondern durch ihre Meinungen über

die Dinge bewegt. Auf meinen Reisen, auf denen ich, wie erwähnt, auch viel mit einfachen Leuten in Berührung gekommen bin, habe ich mich davon überzeugen können, daß im Volksbewußtsein nirgends der Gedanke lebt, den Krieg gewollt zu haben. Im Gegenteil wird überall die „Schuld" am Kriege dem Feinde zugeschoben.

Aber der Krieg ist da, und ein weiteres Ergebnis dieser Reise ist mir dies, daß sich vorläufig noch immer keine andere Aussicht zeigt, als die auf den Erschöpfungskrieg. Im feindlichen Auslande und bei uns sind manche Friedensstimmen laut geworden, aber sie sind wirkungslos verklungen. Der Kanzler hat zu Beginn des Krieges im Reichstag erklärt, daß wir uns nicht mit den Eroberungsplänen tragen, die uns die Feinde zuschreiben, daß wir nur einen Verteidigungskrieg führen und uns der Feinde erwehren wollen. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß der Kanzler jetzt, wo dies und mehr als dies erreicht ist, erklären konnte, wir seien bereit, vernünftige Friedensvorschläge zu erwägen. Doch mögen wir die Hand zuerst nicht bieten, weil der Erfolg so offenbar auf unserer Seite liegt. Wer die Stimmung im feindlichen Auslande kennt, weiß, daß man dort denselben Standpunkt einnimmt, aber aus dem entgegengesetzten Grunde. Dort zeigt sich keine Neigung, den ersten Schritt zu tun, gerade weil man weiß, daß man sich im Verlust befindet und nichts von Bedingungen wissen will, die auf dieser militärischen Lage beruhen. Ehe diese bisher unversöhnlichen Gegensätze der Auffassung einen Ausgleich finden, zeigt die Zukunft nichts als Krieg. Denn unsere Feinde sind Menschen wie wir und werden, ehe sie sich als besiegt bekennen, kämpfen, wie wir es tun würden, wenn wir in ihrer Lage wären, nämlich bis zur Erschöpfung. Und so günstig auch die Lage der Mittelmächte ist, wäre es doch töricht, sich darüber zu täuschen, daß die

Koalition, die uns gegenübersteht, von der Erschöpfung noch weit entfernt ist.

Und dennoch verdanke ich denselben Reisen, die diese Überzeugungen in mir bestärkten, erst recht die gute Zuversicht, daß trotz allem die Sache des Friedens gerade durch diesen Krieg gefördert werden wird und letzten Endes doch die Macht triumphieren wird, der ich mit diesen Aufzeichnungen auch am liebsten gedient hätte — die Humanität.

Franz Karl Ginzkey: Die Tiroler Standschützen

Die Einrichtung der Tiroler Standschützen ist schon alt, sie reicht bis ins 17. Jahrhundert zurück. Ohne irgendwelche innere militärische Organisation bildeten sie lediglich sogenannte „Schießgesellschaften", die sich später dem landesamtlichen Gefüge nach in den Hauptschießstand, den Bezirksschießstand, den Gemeindeschießstand gliederten. Heute umfassen sie eine ganz besondere, nur für Tirol und Vorarlberg bestehende Landsturmorganisation, deren neueste gesetzliche Grundlage auf zwei Verordnungen vom 25. Mai 1913 beruht und sich mit der Landesverteidigung und der „Schießstandordnung" für Tirol und Vorarlberg befaßt. Die „k. k. Schießstände" unterlagen bisher der Landsturmpflicht und genossen als gemeinnützige und volkstümliche Einrichtung den besonderen Schutz und die Unterstützung der Staatsverwaltung, der Landtage und der Gemeinden. Sie hatten im Frieden das Recht, sich ihre Bekleidung, Ausrüstung und Gliederung selbst zu beschaffen, ihre Offiziere und Unterkommandanten selbst zu wählen, mit Vorbehalt der kaiserlichen Bestätigung für den Dienst des Landsturms.

Wie außerordentlich groß das Interesse für das Schützenwesen in Tirol ist, beweist der Umstand, daß es im Jahre 1908 bereits nicht weniger als 60 000 Schützen in dem verhältnismäßig kleinen Lande gab, so daß auf je vierzehn Einwohner ein Schütze entfiel. Das hat sich späterhin noch erhöht. Die oberste Leitung über alle Schützen hatte im Frieden der Landeshauptmann für das Schießstandwesen mit dem Titel „Landes-Oberst-Schützenmeister". Ein k. k. Schießstand konnte gebildet werden, sobald sich zwanzig Schützen desselben Ortes oder benachbarter Orte zusammenfanden. Ihre Aufgabe lautete: sie hätten das gesamte Schießwesen für die Zwecke der Landesverteidigung zu fördern, junge Schützen heranzubilden, den Gemeinsinn für die Verteidigung des Vaterlandes zu beleben und zu pflegen. Ihre Rechte waren: Führung des k. k. Adlers auf der Fahne, auf Schild und Siegel; Stempel- und Portofreiheit bei dienstlichen Postsendungen; das Abhalten von Freischießen; Anspruch auf Festgaben aus Staats- und Landesmitteln und auf Beiträge zur Errichtung von Baulichkeiten und zur Erwerbung von Grundstücken; ferner der Anspruch auf ärarische Waffen und auf Bezug der Munition zum Erzeugungspreise des Ärars.

Eine Verpflichtung, die mit der Ausbildung für den späteren Felddienst zusammenhing, war die Vorschrift, daß die Schießstätte mindestens eine Länge von 300, womöglich aber von 600 Schritten haben müsse.

Zum Eintritt war jeder Tiroler berechtigt, der das sechzehnte Lebensjahr vollendet hatte, wobei natürlich auch auf gutes, bürgerliches Ansehen geschaut wurde; wen die öffentliche Stimme als unwürdig verbannte, der vermochte seine Aufnahme auf keinen Fall durchzusetzen.

Jedes Mitglied war gesetzlich verpflichtet, alljährlich an

mindestens vier Schießübungen teilzunehmen und dabei wenigstens sechzig Schüsse abzugeben.

Sehr wichtig war den Tirolern die Erlaubnis, bei patriotischen und kirchlichen Festlichkeiten mit Fahne und Gewehren in ihren Schießstandsformationen mittun zu dürfen. Wer je einem solchen festlichen Aufmarsch der Schützen beiwohnte, wie sie in ihren schmucken feldbraunen, neuen Uniformen oder den ehrwürdigen Kostümen aus der Väterzeit aus ihren grünen Tälern stramm herausmarschierten, den Zieler als tänzelnden Harlekin voran, der vergaß das farbenprächtige Bild nicht wieder. Bei solchen festlich heiteren Friedensanlässen erwies sich der vaterlandsgetreue kriegerische Sinn der Tiroler in seiner liebens- und achtenswertesten Form. Und wie sehr hat dieses starke und reine Volk nunmehr bewiesen, daß es auch im Ernstfall seiner Überlieferung getreu zu bleiben weiß!

Ihre Offiziere und Unteroffiziere wählten die Standschützen aus ihren eigenen Reihen durch Stimmzettel oder Zuruf. Die Wahl unterlag der Bestätigung des Oberschützenmeisters. Jeder Standschütze, der nachwies, daß er die nach der Schießstandsordnung geltenden Vorschriften fünf Jahre hindurch erfüllt habe, genoß die Begünstigung, von der vorletzten Reservisten-Waffenübung befreit zu sein. Vermochte er den gleichen Beweis für zehn Jahre zu erbringen, wurde ihm auch die letzte Waffenübung erlassen, was kein geringes Entgegenkommen von seiten der Militärbehörde bedeutete. Dies wenige in Kürze über die Friedensorganisation der Standschützen.

Bei Kriegsausbruch wurden alle jene aus dem Schießstande ausgeschieden und in das gemeinsame Heer oder die Landwehr eingeteilt, die sich im wehrpflichtigen Alter befanden, bereits Reservisten waren oder bei den Musterungen

sich als tauglich erwiesen. Unterdessen aber hatte sich das Korps der Standschützen durch massenhaften freiwilligen Eintritt, schon zur Zeit, als das Verhältnis zu Italien bedrohlich wurde, ganz außerordentlich vermehrt. Es wird erst nach dem Krieg oder bei völlig veränderter strategischer Lage möglich sein, in Ziffern anzugeben, was an wehrfähigen Bataillonen in den drei großen Bezirken von Nord-, Mittel- und Südtirol zusammentrat. Tatsächlich war es bei Ausbruch des Krieges möglich, die ganze große Tiroler Front entlang in sämtlichen Jochen, Päßen und Sätteln, die der Feind wie vermeintlich schlecht verriegelte Tore hinterlistig einzudrücken hoffte, hartnäckigen und entscheidenden Widerstand entgegenzusetzen. Wie stark in dieser „Grenzwacht“ im eigentlichsten Sinne der Anteil der Tiroler Standschützen Schulter an Schulter mit den anderen noch verfügbaren Truppen gewesen war, wird die Kriegsgeschichte zum ewigen Ruhm des Landes aufzuzeichnen und zu bewahren wissen. Um jene Zeit kämpfte und blutete aber die eigentliche Blüte der Tiroler Manneskraft in den endlosen Schützengräben Galiziens, der Heimat schmerzlich fern, Wunder über Wunder an Tapferkeit und Opferfreude vollbringend. Greise, Kinder und „Mindertaugliche“ waren es, die zu Hause, im „Landl“, die alte Heldenfahne Tirols entfalteten.

Im Augenblick, als der Krieg mit Italien unvermeidlich schien, wurden die Standschützenbataillone, die den Namen des Bezirkes trugen, aus dem sie sich ergänzten, in aller Eile mit dem nötigen Train (Trägerabteilungen) ausgestattet, es wurde Munition an sie verteilt, Geistliche mit militärischem Rang wurden ihnen zugewiesen, auch erhielten ihre Kommandanten aus den Reihen der kränklichen oder pensionierten Offiziere der Armee militärische Berater, die ihnen in allen taktischen und administrativen Fragen zur Seite stehen sollten.

Es wurde exerziert, Schützengräben wurden gebaut, und die im Schießen noch nicht genügend Ausgebildeten hatten das Versäumte raschestens nachzuholen. Dabei nahm aber das Militärkommando Rücksicht auf die Erwerbsfähigkeit der Schützen, so daß man ihre Teilnahme am Exerzieren nur verlangte, wenn es ihnen die häuslichen Arbeiten gestatteten.

Interessant war die anfängliche Versorgung der Standschützen mit Sanitätsmaterial. Alles Verbandzeug und auch alles sonst vom Arzt Benötigte wurde nämlich den Rettungsdepots der Alpenhütten entnommen, die dort in den üblichen großen Kisten in Friedenszeiten aufgestapelt liegen. Man baute das Material auf praktische Gebirgskraxen um und teilte jedem Bataillon je zwei Medikamenten- und zwei Verbandtornister zu. Ihre Ärzte brachten sich die Standschützen fast ausnahmslos aus der Heimat mit; jedem Bataillon schloß sich meist ein Arzt aus der betreffenden Gegend an.

Die Feldausrüstung der Schützen war zu Anfang oft sehr dürftig; sie konnte erst nach und nach ins Moderne, Erstklassige ersetzt werden. Hatte doch das ungeheure Ringen gegen Rußland nicht nur grimmige Opfer an Menschenmaterial, sondern auch an immer wieder zu ergänzenden Kampfmitteln erfordert. So hatte man auch den Standschützen schon zu Anfang ihre neuen Armeegewehre abgenommen; die Ergänzung konnte nur langsam Schritt für Schritt vollzogen werden. Auch an Spaten fehlte es; man schnitt sie zum Teil aus alten Schaufeln zurecht. Brotsäcke verfertigte man aus alten Zwilchhosen, es galt im Anfang eben alles zu verwenden, was verfügbar war, bis es durch Besseres ersetzt werden konnte. Ein großer Teil der Standschützen sah sich anfangs auch genötigt, im heimischen Bauern- oder Zivilgewand zum Exerzieren oder zum Wachdienst an-

zutreten; als Abzeichen galt eine schwarzgelbe Binde am rechten, eine grüne am linken Arm. Bei Ausbruch des Krieges gegen Italien waren jedoch die „Feldbataillone" der Standschützen bereits allgemein mit hechtgrauen Monturen versehen; nur die zurückbleibenden „Wach- und Ersatzabteilungen" trugen noch teilweise Zivilkleidung.

Die Adjustierung der Leute, ihre Exerzier- und Gefechtsübungen, die Mannschaftsschulen, die applikatorischen Besprechungen mit ihren Offizieren stießen anfangs auf ziemliche Schwierigkeiten, da die Leute ja nicht als Gesamtheit in Kasernen, sondern einzeln auf ihren oft weit verstreuten Höfen wohnten und die rechtzeitige Vereinigung zuweilen ein Ding der Unmöglichkeit war.

Bei Aufstellung ihrer Bataillone hatten die Standschützen von ihrem alten Rechte Gebrauch gemacht, sich ihre Chargen und Offiziere selbst zu wählen. Gleich nach der allgemeinen Bewaffnung und Ablegung des Landsturmeides traten alle in den Bezug der üblichen Gebühren, die mit denen der aktiven Heeresmacht vollkommen gleichgestellt sind. Die Offiziers- und Unteroffizierschargen sind gleichlautend mit denen der Armee. Befindet sich eine Standschützenabteilung im Verbande mit anderen Truppen, so gehen die Kommandanten der letzteren (sei es nun stehendes Heer, Landwehr oder Landsturm) im Recht der Befehlgebung unbedingt voran, ganz ohne Unterschied des Ranges. So hätte sich zum Beispiel ein Hauptmann der Standschützen den Befehlen eines Leutnants oder Fähnrichs der Infanterie oder Jägertruppe, mit dem er in derselben Gefechtsfront kämpft, unbedingt zu fügen. Die Standschützenoffiziere (sie tragen Rosetten am Kragenaufschlag und eine silberne Säbelquaste) sind eben vor allem als vermittelnde Bindeglieder zwischen ihren soldatischen Heimatsgruppen und den militärischen Kommanden

zu betrachten. Ihre Einflußnahme ist mehr interner Natur, aber ebendeshalb von großer disziplinärer Wichtigkeit. Da sie aus der freien Wahl ihrer Untergebenen hervorgingen, mit ihnen schon daheim in den Schießständen persönlich verkehrten, alle Besonderheiten ihrer Leute kennen und darauf einzugehen vermögen, besitzen sie auch deren besonderes Vertrauen, was ihre Einwirkung im Interesse des Dienstes sehr wichtig macht.

Karl Fr. Nowak: Vormarsch

In Sianki beginnt der Vormarsch. Jetzt werden wir aus den Karpathenbergen, die also Rußlands weiter Friedhof waren, niedergleiten in die galizische Ebene, und die Brandfackeln werden unsre Wege überhellen, die dem russischen Rückzug leuchteten, die Brandfackeln von Tal zu Tal, von Stadt zu Stadt, die zugleich die Fanale unsrer Siege waren. Im Auto jagen wir hinter den Siegern her, um noch etwas vom Glanz, vom Rausch ihres Vorwärtsgehens zu erhaschen, wir sprengen zu Roß hinter ihnen drein, quer über die Hänge und Hügel, über die hin, gestern noch und vorgestern, ihre Bajonette stürmten. Noch einmal wird die Welt grell, abenteuerlich und schrankenlos, noch einmal wird sie malerisch im Geiste uralter Legenden, die uns Kindern, uns Schülern einst von der Wüstenei und vom Grauen siebenjähriger, dreißigjähriger Kriege erzählten.

Von Stadt zu Stadt ist die Vernichtung hier ein Künstler, der die Romantik der Schrecken liebt. Turka ist solch Ort schwarzer Verlassenheit. Schwermütig sind die Straßen brandrauchender, dachloser Trümmer, und die Brücke hat

noch in ihren zusammenhanglosen Sprengresten eine letzte, rhythmische Schönheit in den geborstenen Brückenpfeilern am Fluß, den die endlosen Trains jetzt durchwaten, sonnenbestrahlt vor der zerschmetterten, buntfarbigen Häuserzeile am Ufer, die auf Plinius wartet, damit er den neuen Untergang Pompejis beschreibe. Turka ist wirr, ist eigenwillig in den Linien der Zerstörung, aber Pilzno mit dem abgedeckten, strengen Rynek ist klassizistisch, voll Reinheit und Klarheit nach der Feuerzeichnung, wie ein Kolonnadenentwurf von Knobelsdorff.

Und verschlafene Idylle der Verlassenheit wandern vorbei, Wunder der Errettung lösen sie ab, die alle Granaten vergeblich suchten. Wir aber jagten weiter, immer weiter, durch Trains und blökende Viehherden, oft grüßen uns marschierende Soldaten, schwer stoßen die verhüllten, mystischen Kolonnen vor, die vielleicht morgen schon die grauen, langen Tücher von den Rohren streifen, vielleicht morgen schon ihre Siegeslieder vor Przemysl aus 30,5-Kehlen singen werden. All das ist ein Kaleidoskop, all das ist ein Riesenrad. Niemand kann seine hunderttausend Speichen, wie es Berge, Hügel, Schützengräben, Flüsse überrollt, auch nur minutenlang behalten. Nur ein Gefühl, nur ein Taktschlag, nur ein Zwang wird stärker. Es hämmert aus Kolonnen und Menschen, aus Tieren und Fuhrwerk, aus Landschaft und Städten: Vorwärts, nur vorwärts . . . Keinen einzigen Blick zurück, jeden nach vorn . . . Unbegreiflich, wo eigentlich unsre Truppen sind, unbegreiflich, wie sie eigentlich so vorwärtsflogen. Kaum ist's möglich, die Kilometerzahl zu übersehen, da wir folgen. So schnell folgen wir. Aber selbst die Reserven sind noch nicht eingeholt. Selbst unser Auto packt endlich ein Fieber. Wütend donnert's im Räderdrehen und Achsengestampf: „Vormarsch, Vormarsch."

Und wenn es über Gruben und Trichter rast, erst recht erbost: „Vooormarsch — — Vorrrmarsch."

In Alt-Sambor dehnen sich alle Straßen leer. Aber die Fenster sprechen von Erlösung. Das Auto spürt die Legende, durch die wir fahren; ganz langsam gleitet es. Die Straßen sind dunkel, aber die Zimmer sind hell hinter den Scheiben, durch die kein Laut dringt. Auf den Tischen in den niedern Zimmern, auf den altmodischen Schränken stehen viele Kerzen in silbernem Leuchtergerät, festlich und siebenarmig. Die Juden haben wieder Freitagabend. Sie beten zu ihrem Gott.

Sie gehen in ihren Zimmern hin und her, in den langen, schwarzen, seidenen Gewändern, die sie mehr als ein Halbjahr mit den Leuchtern, mit den Gebetbüchern verborgen hielten, und auf ihrem Haupt sitzt ein alter, brauner, pelzverbrämter Hut. Ihre Lippen bewegen sich, man hört nicht, was sie sprechen, aber die Ruhe ist tief, die ihr Antlitz glättet. Am Ende des Ortes trägt eine Mutter das Abendbrot auf. Der Mann mit dem Pelzhut sitzt schon bei Tische, rückt Messer und Gabel zurecht, die Mutter kommt mit der Suppenschüssel und geht wieder, das kleine Mädchen gegenüber dem Alten, das Kind im festlich roten Kleid, beginnt die Suppe zu essen. Es hat ein ganz zartes, feines Gesichtchen, das vielleicht nur unter dem tiefschwarzen, glänzenden Haar so blaß ist. All das hinter den Scheiben, die nicht sprechen und doch alles zeigen, all das war Gottesdienst zu Alt-Sambor bei schimmernden Kerzen, zur Feier Jehovas, der die Russen vertrieb . . .

Gestern erst ward ihre Rotte von hier ausgetilgt.

Plötzlich geht die Straße aufs neue über Berg und Tal. Sieben Berge, wie die sieben Riesen aus dem Märchen, ragen in die Nacht, sechs überwand mit Keuchen und Stöhnen

das Autotier, zuletzt aber sprang die Mutterschraube vom Rade los. Zwei Meter von der Kammhöhe bäumt der Wagen, knirscht und stockt eine Sekunde, dann schickt er sich an, kopfüber tausend Schritte zurück in die Taltiefe zu schmettern. Niemand gibt einen Laut von sich, jeder weiß: die nächste Sekunde ist Leben oder Tod. Und sekundenschnell tut jeder das Selbstverständliche: dunkle Gestalten steigen auf die Autositze, erklimmen schleunigst die Wagenschlagkanten. Wir springen in die Finsternis. Krachend stößt der Wagen zweihundert Meter tiefer seitlich gegen die Bergwand. Wir liegen oben im Graben: gerettet, unverletzt — und ohne Auto.

So hilflos müde und gleichgültig sehen auch die Pferdekadaver aus, die am Straßenrand bleiben. Wir umstehen den armen Freund, dessen Reifen auch noch rissen, dessen Schilde verbogen sind und dessen Rücken sich im Berg verbeulte. Morgen werden vielleicht Autoärzte kommen und zusehen, wie dem armen Kerl zu helfen ist: gute Nacht für heute, — einsam stehen wir in der galizischen Finsternis.

Eine Stunde verrinnt, dann knarrt es über die Straße. Unser Hauptmann reckt sich im Graben hoch, er schnuppert fast in die Nacht: Hoho, da sind ja landesübliche Fuhrwerke! Wir vergessen alle Vornehmheit, vergessen alle herrschaftliche Vergangenheit, gestern noch auf stolzen Rossen, heute gar im Automobil, — jetzt wird die ärgste Bauernfuhre eine Kostbarkeit. Und wirklich die Kolonne naht.

„Steh!" donnert der Hauptmann auf polnisch. Die Kolonne steht.

„Die beiden ersten Wagen machen kehrt. Richtung wird angesagt. Marsch!"

Die Bauern jammern. „Lieber Herr Hetmann" ... „Gnädiger Herr Hetmann" und „Großer Herr Hetmann" ...

„Wir kommen von Przemysl her, wir sind den ganzen Tag gefahren, die Pferde können nicht mehr . . . Sind arme, magere Pferde."

Ein Karabiner knackt. Und noch zwei Karabiner knacken. Der große Herr Hetmann macht kurzen Prozeß. Seine Stimme ist ruhig und tief. „Ich zähle bis drei. Dann stelle ich euch an die Wand und lasse euch erschießen. Eins — zwei —"

Zehn Wagen wenden. Zehn Wagen haben auf einmal runde, kräftige Pferde, denen es nichts ausmacht, daß sie schon von Przemysl liefen. „Halunken," brummt der Hauptmann, „acht Wagen sollen sich zum Teufel scheren. Steigen wir ein."

Da tanzt ein Goldkäfer jählings über dem fernsten, siebenten Berg. Tanzt strahlend in die Nacht, wiegt sich im tiefsten Schwarz, ein Goldkäfer, spielerisch in der Luft, und surrt zu Tale nieder. Vielleicht ist dies die Rettung vor dem Holzmarterkasten der Bauernfuhre. Ein Auto kommt: nein, zwei, drei, zwölf Autos kommen! Über den Bergrücken tanzt ein Goldkäferballett. Feurige, große Bälle, nichts sichtbar als sie allein, fahren über die schwarze Kuppe. Von hundert zu hundert Meter ein Ball, eine Feuerkette, ein ganzer Feuerkranz, der rhythmisch zu uns niederschwebt. Die Bewegung hat alle Schwere verloren, die Riesenautos, die da anrollen, die ganze Kolonne schmiegt sich irgendwo an die Lichter, die Lichter aber tanzen allein durch die Nacht, schweben und singen: „Vormarsch . . . Vormarsch . . ."

Sie stoppten auch eine Weile. Die Goldkäfer waren dann, da sie vor uns standen, Eisenbüffel geworden, zwölf hochbepackte und hochgetürmte, deutsche, unaufhaltsame Eisenbüffel, die Pioniergerät und Brückenbaudinge, Telegraphenrollen, drahtlose Batterien und das ganze märchenhafte Geheimnis

der deutschen Kraft nach vorwärts durch die galizische Einsamkeit trugen. Sie hatten nicht ein Eckchen frei. Sie fuhren wie das Geheimnis weiter.

Wir aber stiegen in die Bauernkarren. Stießen uns noch zwei Stunden durch die Nacht, dann blieben wir unter Gottes freiem Himmel, schirrten ab und schliefen, nahe einem zerschossenen Meierhof, im Bauernkarren. Der Himmel war wolkenlos, doch dunkel. Aber die Nachtigallen im Busch schluchzten und jubilierten. Denn es war im Mai.

Was ein Auto sich gestatten kann, darf eine Bauernfuhre noch lange. Als wir eine Weile in den Morgen gefahren waren, zerbarst des Wagens linkes Hinterrad. Und jetzt marschierten wir zu Fuß weiter bis Dynow. Im kühlen Kirchenschiff war dort der Krieg vergessen. Das Hochamt rauschte auf in süßer, weltverlorener Inbrunst; weiße Bäuerinnen knieten, und sie waren alle wie eine Schar jungfräulicher Novizen, als wollten sie Marien das Gelübde tun. Sie trugen blütenschimmernde, schneeige Tücher, die ihr Haar verbargen. Weihrauch und Lichterglanz strich über ihre Häupter hin. Die Orgel sang; breit hielt der Altar seine Arme geöffnet. Und sie schritten alle ins Nebenschiff, der Priester im Prunkgewande, die weißen Ministranten und die weißen Bäuerinnen, die Kerzen in den Händen hielten und den Blick zur Erde senkten, als wären sie jetzt Nonnen. Die Kirche war bald leer. In blauen Weihrauchwolken schwebte, hoch oben in der Hallenmitte, Christus mit dem Lächeln verzeihender Schwermut, hoch oben im freien Hallenbogen ans Kreuz geschlagen. Und nur noch eine junge Bäuerin, die ihr Leid, ihr Bangen, ihre Sehnsucht von allen andern trennte, kniete auf den Steinfliesen. Ihr Kleid war eine weiße, ruhende Glocke auf der kalten Erde . . .

Die neuen Bauernfuhren kamen. Vom Rynek ratterten

wir noch einmal los. Fern rollte, da die Pferde anzogen, ein dumpfer, verhallender Schlag: die Front war näher ... In dieser Stadt mußten unsre Leute eben erst angekommen sein. Die Juden zeigten verklärte Gesichter; sie zogen den Hut bis zur Erde tief, die Bäuerinnen falteten stumm die Hände, aber die jungen Mädchen lachten und jubelten; sie warfen Blumen in unsern Wagen. Von einem Ende des Ortes zum andern waren wir auf unsern Karren Kaiser und Könige, sie alle umdrängten uns, winkten mit Tüchern und schwenkten Fahnen. So glücklich waren sie ... Der dumpfe Donner in der Ferne aber ward stärker.

Und draußen, vor dem Orte, begegnen uns wirklich schon die ersten Boten: Verwundete gehen aus der Front zurück. Sie marschieren einzeln, den Arm in der weißen Mullbinde, die Pfeife im Munde. Sie kommen in losen Schwärmen, langsam, fast lässig, mit ruhigen Augen. Dann wieder eine geschlossene Kolonne mit Deutschen, die den Anfang machen, in der Mitte marschieren Russen, Österreicher schließen den Zug. Feldgrau, erdgrau, hechtgrau: gleich weiß sind überall nur die Verbände. Sie eilen nicht, sie murren nicht. Sie grüßen. Und die Deutschen singen:

„Sonnenschein, Sonnenschein,
Wir wollen nichts als Deutsche sein ..."

Die Schwerverwundeten werden freilich in Wagen vorübergefahren. Lastenautos, Sanitätswagen, Bauernfuhren. Dann treten die Leichtverwundeten zur Seite. Sie hören auf zu singen: sie salutieren.

Todmüde halten wir abends am Ziel. Auch die lange, geheimnisvolle Kolonne ist überholt, die noch viel schmetterndere Konzertierer in die Schlachtenmusik von heute nacht schicken wird als die 30,5-cm-Mörser. Todmüde sinken wir ins Bett. Jetzt trommeln uns — endlich, endlich! — die Maschinenge

wehre in den Schlaf, die Gewehrsalven krachen, das Geschütz=feuer brüllt. Nahe, ganz nahe, keine drei Kilometer weit, geht das Prasseln, das Hämmern, das Dröhnen nieder, das vor der Stadt zum Vormarsch spielt. Minutenlang flammt das ganze Zimmer auf, taghell im gelben Lichtstreif der fünfzig salvenfeuernden Batterien. Und ganz ruhig werden wir unter all dem Geknatter, Geklirr und Getön, das uns in den Schlummer singt, wie niederrauschender, fruchtbringender, schwerer Regen. Jetzt sind wir an der Front, morgen sind wir mitten drin im Vorwärtsgehen der Heere . . .

Die springenden Lichtstreifen malen allerlei krause Buchstaben in den Himmel. Wer will, kann sie zusammenreimen:

Radymno—Przemysl—Jaroslau—Lemberg.

Norbert Jacques: Weiße Damen

Der Hauptmann aus dem alten Badenergeschlecht, dem ich über das Stammschloß seiner Familie in Überlingen erzählen konnte, trieb uns den ganzen Weg über mit seiner Eile. Wir durchstürmten die Schwarmlinie, die hier von kroatischen Truppen gehalten wurde. Der Hauptmann wollte nämlich noch ein Endchen Sonntagsmesse erwischen. Die österreichisch=ungarischen Stellungen bohrten sich trotzig einen Hügelkamm hinan, waren finster wie Kasematten und wuchtig wie Bastionen.

Hinter der Front lag ein alter galizischer Ort mit einer Schloßruine und einem Kloster, und der Kirche dieses Klosters galt die Ungeduld des Hauptmanns. Außerdem war in dem Kloster der Divisionsstab des Abschnittes untergebracht, und deshalb und weil der Ort öfter in den Heeresberichten genannt wurde, darf ich seinen Namen nicht nennen, obgleich sich

dieser Name nicht zu verbergen braucht, weil er einst . . . einst im Polenlande Klang hatte und mit Lemberg rivalisierte. Einst! Heute ist er ein weltvergessenes polnisch-jüdisches Nest.

Über ihm hingen, drohend, wie ein verzogenes Gewitter, die ungeheuren zerfallenen Mauerwerke eines einstigen polnischen Königsschlosses, und neben diesem ergingen sich an einem winterlichen Park weiße, friedfertige Klostergebäude.

In ihnen war der Divisionsstab, dem ich einen Besuch machen wollte. Wir klingelten am Gartentor. Der Ruf der Glocke erscholl laut hinter der Mauer. Es kam kein uniformierter Bursch aus Böhmen, kein Janós und kein langhaariger Pole, kein blonder Niederösterreicher und kein stachelhaariger Kroat öffnen, wie es am Tor zu einem Divisionsstab Gewohnheit war.

Sondern als sich das Tor aufzog, stand eine weiße Dame dort, eine kleine alte Frau, die mit mütterlicher Anmut lächelte und vor uns ihre Gestalt neigte, die die weißen Ordensgewänder der Schwestern von der unbefleckten Empfängnis weit und schön umschwebten. Die Ruinen des Königsschlosses schauten in ihrem verblühten Trotz brutal in den weißen Hof.

In einem Zimmer beugen sich, hinter einem Vorhang von Drähten, die Telephonisten, ewig die Hörkapsel überm Ohr, an einem Tisch. Morsezeichen und Worte klingen phonographisch vom Korpskommando, aus der Schwarmlinie . . . Die Räume sind von weiten Gewölben überspannt. Anderswo, wo die Generalstäbler, mit den schwarzsamtenen Aufschlägen auf dem Rot des Kragens, sitzen, hängen in hünenhaften Formaten alle Kriegsfronten der Erde. Es gibt einen großen Eßsaal, sogar ein kleines Café.

Aber dann hören Mann und Krieg auf in dem Kloster. Der fromme Hauptmann hat schon von früher her Freundschaft geschlossen hinter der Scheidemauer. Am Tor steht eine

weiße Gräfin und empfängt uns, den Hauptmann und mich, allein. Ein weiter, dunkler Gang, der hallt, umfließt das blütenweiße, in edlen Falten gewellte Kleid der Nonne. Die Zeit versinkt. Die schöne, adelige Nonne lächelt und spricht in zarter, sprudelnder Gewandtheit. Sie führt uns. Leise wallt der schwere Flanell ihres faltigen Gewandes. Der Gang hallt. Das liebliche Gesicht lächelt und plaudert.

Wie alt ist dies Gesicht? Das kann man unmöglich sagen. Es ist eine innige Blüte drauf, die wie aus alter Zeit ist, aus abgewandter Zeit. Das weiße Kleid leuchtet im dunkeln Gang.

Woher kommen die wilden Trommelschläge der Haubitzenbatterie, die brutal hinein verdonnern?

Und aus jeder Tür tritt eine weiße adelige Gestalt; sie stehen dort, lächelnd in einer weltlich ertappten Neugier. Wir verbeugen uns voreinander, mit einer fröhlich feierlichen Höflichkeit wie auf einem Ball. Die weißen Gewänder liegen wie Lauben von Jasmin um die edeln Klosterfrauen. Ist nicht eine jede im Rahmen ihrer Türe eine Herzogin, die aus einem mittelalterlichen Bild herausstieg, mit weichem, süßem Mund, in einem fremden weichen Deutsch eine duftige Plauderei über nichts führt? Schön, elegant, mit weißen Schuhen. Jasmin! Fremde Blume, fremder Duft in unserm Klima.

An meinem Jackenärmel bemerkte ich Lehm aus den Schützengräben. Man geniert sich drüber und fürchtet die mondenhafte Weiße der Klosterfrauen damit zu berühren. Es ist brauner, getrockneter Lehm, wie ihn Millionen unsrer Brüder nun zur Wohnung und zum Grabe haben. Soll es möglich sein, daß rund um diese weiße, versunkene Insel Krieg ist?

Die Gräfin mit dem zarten Gesicht unterhält mich über die Kosaken, die vor kurzem im Klostergarten lagerten und nicht

so kühn waren, das Kloster der weißen Damen zu betreten. Ich soll dann französisch mit den Damen sprechen, meint der Hauptmann, der, wie aus Cyrano von Bergerac, neben einer Freundin geht. Aber sie weigern sich mit einem entzückenden österreichisch-polnischen Patriotismus. Wir sind eingefangen in eine weltmännische Spielerei.

An der Kirchentüre reichen mir die blütenhaften Finger der Gräfin das Weihwasser, und auf den Fliesen vor dem Altar berühren meine Knie das ausfließende weiße Gewand. Treffen sich unsre betenden Gedanken in dem Geheimnis hinter der goldenen Tür des Tabernakels?

Dann gehen wir durch den Klosterpark, der sich hoch und weit aus einem Talgrund erhebt. Äcker und Wälder, Einsamkeit und weiße Nonnen. Man macht sich süße Augen und Komplimente. Russische Batterien wirbeln roh hinter dem Hügel. Österreichische Granaten kreuzen sich mit russischen Schrapnellen. Die Täler und Höhen donnern von Mordzwang und Wut der Völker.

Der Mund der Nonnen spricht lieblich und süß und ist wie ein verborgener kleiner Springbrunnen, der in einem Blumengebüsch leise singend den Abend verbringt. Wir verehren. Wir lieben. Und doch sind die weißen Klosterfrauen so tief von uns in ihre faltenreichen Gewänder und ihre himmlische Brautschaft verloren, wie die Idylle ihres Klosters von der Zeit abirrte.

Wie die Gräfin den Sieg erzählt, den der große Sobieski in jenen Hügeln vor uns über die Türken errang, damals, als dies Kloster noch wirklich auf der Welt war! . . . Das Wappen des letzten Polenkönigs schaut in die Allee. Wie die ehrwürdige Frau diesen Namen Poniatowski sagt! . . . So als ob Polen nie verloren gewesen wäre! . . . So als ob die wilden Batterien, deren Gedonner die Landschaft wie mit

einem Netz überstrickt, die Ankunft des Königs in den zerfleischten, verwitterten Ruinenmassen des alten Königsschlosses über dem Kloster ankündigten ...

Wieder hallt der weite Gang. Die weißen Herzoginnen erscheinen in den Rahmen ihrer Bilder, lächeln wie verliebt in ihrer ertappten Neugier und verbeugen sich weit und feierlich. Die Gräfin plaudert mit lächelnden Augen, mit einer weltfremden, keuschen Süßigkeit und in mädchenhafter Zartheit.

Wir küssen den Klosterdamen zum Abschied ehrfürchtig und verliebt die Hand. Die Batterien brüllen. Das Automobil wettert die schlechte Straße zurück, die mit einem künstlichen Wald vor den russischen Kanonen maskiert ist. Über dem Hügel ostwärts blitzen in der Dämmerung Schrapnelle, werfen braunroten Rauch und Sprengknalle in den Abend. Die ersten Leuchtraketen kämpfen mit der Dämmerung. In unerbittlicher Parallelität laufen die eigenen und die feindlichen Linien durch das große Land. Und hinter uns bleibt etwas liegen wie eine Insel von Jasmin. So mondenweiß, so unirdisch erdlichen Duftes voll, wie Jasmin, der in unsern Gärten blüht und eine andre Heimat hat, liegt das Kloster der weißen und ehrwürdigen Frauen von der unbefleckten Empfängnis in der Zeit und dem von Kampf, Haß, Stahl, Feuer und Tod durchpflügten Strypatal.

Robert Michel: Bäume und Pflanzen

Wie unter den Menschen gibt es auch in der Welt der Bäume im Kriege viele Tote, Schwerverwundete und Leichtverwundete. Die Kriegsverwundungen der Bäume entstehen auf verschiedene Art: Es lagert zum Beispiel eine Trainkolonne am Rande eines Dorfes. Die Wagen werden auf

einem Parkplatz in Reihen aufgestellt. Die Pferde werden unter die Bäume in der Umgebung geführt und an die Baumstämme angebunden. So sind sie einigermaßen vor der Sonne und vor dem Regen geschützt. Die Pferde zerren nun hin und wieder an den Ketten und Halftern, und diese wiederum schinden die Rinde des Stammes. Manche Pferde versuchen auch ihr Gebiß an der Rinde, vielleicht aus Hunger, vielleicht aus Langerweile. Bäume, die einigemal solche Einquartierungen unter ihrem Laubdach hatten, schauen schließlich ganz kläglich aus, wie Menschen, denen man die Kleider vom Leib gerissen hat. Die Soldaten denken natürlich auch nicht daran, die Bäume zu schonen, wenn sie einen Nutzen von ihnen haben können. In jedem Lager werden Feuer angemacht, zum Abkochen des Essens und in der kalten Jahreszeit auch zum Erwärmen. Da nehmen die Soldaten das Holz, wo es am nächsten ist. Da trockenes Holz leichter brennt als frisches, fallen in der Regel zuerst die etwaigen Vorräte an Brennholz geflüchteter Einwohner zum Opfer, dann kommen die Gartenzäune an die Reihe, dann Straßengeländer und ähnliches. Ist aber kein trockenes Holz mehr zu finden, so werden von Bäumen und Sträuchern Äste herabgeschlagen und als Brennholz verwendet. Natürlich fängt das frische saftige Holz nur schwer Feuer. Da pflegen sich die Soldaten damit zu helfen, daß sie für das Anheizen Rindenstücke von alten Bäumen mit den Bajonetten abspalten. Du siehst, lieber Florian, daß schon infolge dieses alltäglichen Bedarfes unzählige Bäume zu Schaden kommen müssen. Dann mußt Du bedenken, daß ungeheure Mengen von Bäumen ihre Äste oder auch ihre Stämme zu allerlei militärischen Zwecken hergeben müssen: zum Bau von Brücken, von Befestigungen, von Prügelwegen, zum Einrichten von Hindernissen und für allerlei andres. Man würde wohl nicht

fehlgehen in der Annahme, daß durchschnittlich für jeden Mann, der da draußen kämpft, ein Baum sein Leben lassen muß. Es wäre schwer ein Ende zu finden, wollte man alle Anlässe anführen, bei denen Bäume zu Verwundeten werden. Zum Beispiel, muß durch eine niedrige Allee hochbeladenes Fuhrwerk geführt werden; da fallen die Äste gleich zu Hunderten zum Opfer. Ähnlich ist es, wenn längs Alleen Telegraphenleitungen errichtet werden, wo noch keine waren. Häufig kommen Bäume und ganze Wälder durch die Bevölkerung zu großem Schaden: wenn der Grundherr weit weg ist, glaubt der Bauer, da es ohnehin Krieg ist, im herrschaftlichen Walde frei schalten zu dürfen. Besonders in Russisch-Polen sieht man oft Wälder, die von der Bevölkerung arg verwüstet sind. Dabei nimmt sich niemand die Mühe, den Baum forstmäßig zu schlagen. Meist findet man Baumstümpfe in der Höhe von einem Meter. Einmal fragte ich einen polnischen Bauer, als er mit dem Beile in bequemer Höhe auf einen Waldbaum losschlug, warum er ihn nicht, wie es sich gehöre, unten fälle. Er antwortete mir: „Im Kriege wird man sich doch nicht bücken, wenn man einen Baum fällen will."

In diesem Zusammenhange muß ich auch anführen, daß ich sehr häufig bei alten ausgehöhlten Bäumen sah, wie Landleute oder Arbeiterabteilungen in den windgeschützten Aushöhlungen ein Feuer machten, um dort zu kochen oder sich die Hände zu wärmen. Kannst Du Dir vorstellen, lieber Florian, wie es da in den Säften eines solchen Baumes zugeht? Das leitet hinüber zur Anführung jener Verwundungen der Bäume, die durch Feuer entstehen. In den vielen Ortschaften, die im Kriege durch Feuer zugrunde gehen, gibt es natürlich auch zahlreiche Bäume. Die bleiben nach dem Brande mit verkohlten Ästen und mit trockengesengten Blättern stehen.

Bäume im Bereiche eines Gefechtes bleiben natürlich selten vom Schießen unverwundet. Die Infanteriegeschosse sind nicht sehr verderblich, denn sie machen nur kleine Löcher oder bei Streifschüssen nur unbedeutende Rillen. Solche Verwundungen heilen sehr rasch. Ärger ist die Wirkung des Artilleriefeuers: ein Schrapnellhagel vermag in einer Baumkrone ordentlich herumzusplittern, und Volltreffer der Artillerie vermögen ganze Baumstämme zu knicken. Einmal sah ich einen alten Baum, neben dem ein großes Mörsergeschoß eingeschlagen hatte. Er war bis zu seinen dünnsten Wurzeln aus der Erde gerissen, und von Stamm und Ästen war nur ein wirres Splitterwerk übriggeblieben. Nicht weit davon stand ein alter Baum, der kurz vorher vom Blitz getroffen war. Er hatte einige Äste eingebüßt, und längs des ganzen Stammes war ein Streifen von Rinde losgerissen. Wie milde war die Wirkung des Blitzes, der von den Menschen seit Urzeiten als eine der gewaltigsten Kraftäußerungen der Natur gefürchtet wird, im Vergleiche zu der Wirkung des Geschosses, das von Menschen gemacht ist, um Menschen zu töten.

Auf vielen Bäumen im Bereiche der Front, besonders auf hohen alten, werden Beobachtungsstände eingerichtet, und auch diese Behandlung schädigt oft die Bäume an Leib und Leben. Manche kommen dabei ganz glimpflich davon, besonders dann, wenn aus ihrer Krone heraus nach der gewünschten Richtung Ausblick genug ist, so daß keine Äste abgesägt werden müssen; aber auch so einem Baum werden doch meistens lange Nägel ins saftige Holz getrieben, welche die verschiedenen Aufsteigvorrichtungen festhalten sollen. Mit Vorliebe wird aber beim Einrichten eines Beobachtungsstandes der ganze obere Teil des Baumes abgesägt, weil so am besten Raum für den Platz des Beobachters gewonnen wird und gleichzeitig auch ein freier Rundblick.

Einmal sah ich ein ganzes Leichenfeld von alten Bäumen; das war im Vorfeld eines Werkes von Przemysl; die starken Stämme lagen unregelmäßig übereinander; die unteren Teile der Kronen waren vom Hinstürzen zerschmettert, wogegen die Hälften, die obenauf kamen, wie dichtes Buschwerk in die Höhe standen. Überhaupt mußten alle Bäume fallen, welche in dem Gebiete rings um eine Festung standen, in dem ganzen Raume, der für die Wirkung der Festungsgeschütze in Betracht kam. Das Vorfeld einer Befestigung muß immer möglichst übersichtlich sein, damit man jede feindliche Annäherung sofort bemerkt, und überdies soll dadurch dem Feinde das Abschätzen der Entfernungen erschwert werden. Noch jetzt liegen längs den Straßen vor manchen Festungen die gefällten Baumstämme, da noch keine Gelegenheit war, sie wegzuschaffen. Unlängst sah ich an einer solchen Straße ein bemerkenswertes Bild: die alten Pappelstämme, die im vorigen Jahre gefällt worden waren, lagen noch in den Straßengräben und quer in die Felder hinein; aus den zurückgebliebenen Stümpfen aber waren neue Triebe hervorgewachsen, in dichtem Kranze und so hoch wie ein Mann. Das hatte immerhin etwas Tröstliches; Polen ist ja das Land der Pappeln und Galizien das Land der Weiden; beide Baumarten gedeihen sehr leicht und pflanzen sich durch die alten Wurzeln fort.

Eine besondere Erscheinung im Kriege sind jene jungen Bäume, welche gefällt werden, aber dann eine Art Scheinleben fortführen dürfen. Solche künstlich eingesetzte Bäume findet man häufig dort, wo die Batterien im freien Felde eingebaut waren und sich durch das Einpflanzen der Bäumchen vor Entdeckung schützen wollten. Für ähnliche Zwecke, besonders auch zum Verdecken frisch aufgeworfener Befestigungen, fallen ungeheure Mengen von Baumästen zum Opfer.

Aber nicht nur die Bäume und Sträucher, sondern auch die niedrigen Pflanzen kommen durch den Krieg vielfach zu Schaden. Freilich sind die Angaben über die „feindlichen Horden, welche die ganze Saat zerstampfen", ein Märchen. Vorrückungen in breiter Front, bei denen große Feldstriche verwüstet werden, kommen verhältnismäßig selten vor, meist nur, wenn eine Stellung im Sturm genommen wird; wenn aber Stellungen geräumt und neue Stellungen bezogen werden, erfolgt dies nicht in so breiten Formationen, und wo es angeht, werden hierzu die Wege benützt. Wirklich zusammengestampften Erdboden, auf dem nichts mehr wächst, sieht man nur auf jenen Feldern, welche mehrmals ein Truppen- oder Trainlager beherbergt haben, und ferner in breiten Streifen längs der Straßen, wo die Truppen neben der Straße marschiert sind, weil diese von Fahrkolonnen in Anspruch genommen oder weil das Gehen abseits weniger beschwerlich war. Diese festgetretenen Stellen wieder aufzuackern wird keine leichte Aufgabe sein. Größeren Schaden als durch das Zerstampfen der Felder erlitt die Landwirtschaft dadurch, daß große Landflächen infolge der Kriegsereignisse und mangels an Zugtieren und Arbeitskräften unbebaut geblieben sind. Als wir nach Beginn der großen Offensive vom Anfang Mai an allmählich durch ganz Galizien kamen, sah ich, daß der Großteil der fruchtbaren Äcker in diesem Jahre brach geblieben war. Auf solchen Feldern wucherte unbehelligt allerlei Unkraut. Ich erinnere mich, daß ich im Mai besonders viele Brachfelder gesehen habe, die ganz gelb waren von blühendem Unkraut; späterhin traf ich häufiger weißblühende Felder an und manchmal ganz blaue. Diese farbigen Felder waren manchmal so schön, daß man darüber vergaß, wie teuer diese Schönheit dem Besitzer zu stehen kam. Hin und wieder waren in diesen Feldern auch

rote Inseln von blühendem Mohn. Das war eine Farbenpracht, die ich nie wieder vergessen werde.

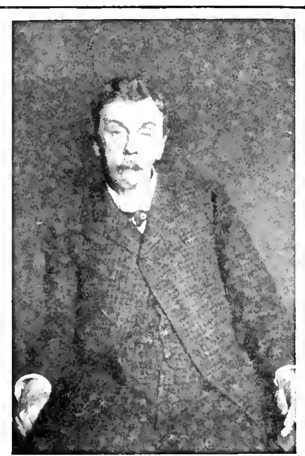
Abschließend möchte ich sagen, daß die grüne Natur sich wohl rascher von den Schäden des Krieges erholen wird als die Menschheit. Ganz alte Bäume sind verhältnismäßig sehr wenige zugrunde gegangen. Ein starker Stamm erfordert zum Fällen viel Arbeit und Zeit; diese hat man nur dort geopfert, wo es unumgänglich notwendig war. Auch als Baumaterial ist ein alter Stamm schwer zu bearbeiten; da wählt man lieber Bäume mittleren Alters, obwohl auch die nicht leicht zu fällen sind. Tatsächlich fielen in großen Mengen nur jene Bäume und Äste zum Opfer, die ohne zu große Mühe abgesägt oder abgespalten werden können, also Bäume bis zu einem Alter von etwa zwanzig Jahren. Für diese wächst der Ersatz rasch nach, und auch die vielen abgebrochenen und abgeschlagenen Äste sind kein unersetzlicher Verlust. Und bei den niedrigen Pflanzen wird im allgemeinen die Verwüstung, die der Krieg verursacht hat, verwischt sein, sobald der Bauer wieder das Feld bestellen kann.

Rudolf Requadt: Erkundung

Der Kriegsflieger von heutzutage ist in drei Hauptaufgaben tätig: Erkundung, Artilleriebeobachtung und Bombenangriff. Die Erkundung ist von diesen drei Haupttätigkeiten die interessanteste, die Artilleriebeobachtung die gefährlichste, dagegen der Bombenangriff die harmloseste. In der letzten Zeit ist auch der Luftkampf als Spezialaufgabe gesondert worden; er hat sich jedoch als natürliche Folgeerscheinung aus der Durchführung der eben genannten Hauptaufgaben ergeben.



Georg Kaiser,
der Verfasser von „Von Morgens bis Mitternachts"



E. von Keyserling
Fischers Romanbibliothek.
„Am Südhang"



Paul Kornfeld,
der Verfasser von
„Die Verführung"



Hans Land
Fischers Romanbibliothek:
„Artur Imhoff"



Angela Langer †
die Verfasserin von
„Der Klausenhof"



Oskar Loerke,
der Verfasser von
„Gedichte"



Emil Ludwig,
der Verfasser von
„Der Kampf auf dem Balkan"



Kaspar Ludwig Merkl,
der Verfasser von
„Die Kakteensammlung"

Die Erkundung oder Aufklärung zerfällt in zwei Teile, in die Nahaufklärung und in die Fernaufklärung.

Die Nahaufklärung, in der die Flugzeuge am meisten beschäftigt werden, hat in erster Linie den Zweck einer patrouillengemäßen Beobachtung, daneben auch den einer allgemeinen Artillerieerkundung. Es wird dabei eine bestimmte Strecke der feindlichen Front in einer gewissen Tiefe regelrecht abgeflogen, um die Stellungen des Feindes nach Merkmalen seiner Tätigkeit abzusuchen, welche dann dem Kommandostabe gemeldet werden. Aus dieser beobachtenden Aufklärung ergibt sich auch zugleich die allgemeine Artillerieerkundung: Wenn in den feindlichen Linien etwas entdeckt wird, was eines Bombardements wert ist, so wird das Ziel der Artillerieleitung signalisiert, welche darauf eine Beschießung veranlaßt. Die Beobachtungsresultate, die erzielt werden, werden auf verschiedene Art übermittelt. Es wird entweder nach Beendigung des Fluges dem Stabe an Hand einer Kartenskizze mit Eintragungen und Notierungen persönlicher Vortrag gehalten, oder die Beobachtungen werden bereits beim Fluge vom Flugzeug aus gemeldet. Die Verständigung vom Flugzeug aus ist möglich mittels drahtloser Telegraphie, der Signallampe, des Rußapparates, der Leuchtpistole, schließlich auch durch Abwerfen geschriebener Meldungen. Die drahtlose Telegraphie ist wegen der engen Raumverhältnisse eines Flugzeuges nicht besonders gut darin anzubringen und zu benutzen, weshalb auch nicht alle mit ihr ausgestattet sind; sie kommt bei der Nahaufklärung gar nicht oder nur ganz wenig in Betracht. Die Signallampe wird dagegen bei der Nahaufklärung mehrfach angewendet; sie besteht aus einer in einem luftleeren mit Gas gefüllten Raume angebrachten Spirale, welche mittels elektrischer Überspannung innerhalb einer geschickten Spiegelung derartig entzündet werden kann, daß sie sogar bei stärkstem Sonnenschein auf mehrere Kilo-

meter Entfernung sichtbar wird. Die Verständigung selbst beruht auf der Morsezeichengebung: wenn die Lampe kurz aufblitzt, so gilt das gleich einem Punkt, wenn die Lampe länger aufblitzt, so gilt das gleich einem Strich. Der Rußapparat, mit dem ebenfalls auf Grund der Morsezeichen gearbeitet wird, ist ein rußgefüllter, unter geringem Luftdruck gehaltener mit einer ventilmäßigen Öffnung versehener Kasten; wenn das Ventil kurz geöffnet wird, so entsteht in der Luft infolge des entströmenden Rußes ein punktartiger Fleck, wird das Ventil länger geöffnet, so entsteht durch die Vorwärtsbewegung des Flugzeuges natürlich ein Strich. Die Leuchtpistole kann nur nach vorheriger Verabredung benutzt werden; es werden Leuchtpatronen in verschiedenen Farben mitgeführt; jede Farbe hat eine sprechende Bedeutung. Die Zielbezeichnung für die Artillerieleitung geschieht durch Fallenlassen einer Rauchbombe oder eines Flaggenwimpels.

Die Fernaufklärung, die vorwiegend bei einem Bewegungskriege in Betracht kommt, erstreckt sich oft mehrere hundert Kilometer in das feindliche Gebiet hinein. Sie hat den Zweck, das Aufmarschgebiet des Feindes nach Truppen- und Transportbewegungen zu erkunden. Die gemachten Beobachtungen werden durchweg in einem Kroki, das ist eine Niederzeichnung einer Gegend nach dem Augenmaß, niedergelegt.

Die Beobachtung, sowohl bei einer Nahaufklärung wie bei einer Fernaufklärung, ist an und für sich sehr interessant, aber ganz und gar nicht leicht auszuführen. Das richtige Auskennen in militärischen Stellungen, wie sie der heutige Krieg gezeitigt hat, ist zuweilen geradezu ein Meisterkunststück. Man hat es mit der Zeit verstanden, das für den Feind Sehenswerte gegen den Anblick aus der Vogelschau beinahe völlig abzudecken, zu vertuschen, so daß es nur die Sicherheit einer längeren Er-

fahrung vermag, sich entgegen allen nasführenden Kniffen irrtumfrei auszukennen.

Die Steuerung des Flugzeugs erfordert wie bei allen andern Kriegsflügen auch beim Erkundungsfluge klaren Sinn und rasche Entschlußkraft. Abgesehen von den von vornherein möglichen fatalen Zufälligkeiten, wie sie bei jedem x-beliebigen Fluge an der Maschine oder infolge schlechter Luftverhältnisse eintreten können, können weitere ernstliche Zwischenfälle durch Kampf mit gegnerischen Fliegern und durch Beschießung von der Erde aus herbeigeführt werden. Es ist selbstverständlich, daß ein Aufstieg nur mit völlig intaktem Apparat erfolgt, aber es muß dann während des Fluges dafür gesorgt werden, daß er auch intakt bleibt. Die Konstruktion des modernen Flugzeuges ist so stabil, daß Komplikationen an ihm auch während der Fahrt unwahrscheinlich sind, dagegen steht die Tätigkeit des Motors so im Bereich aller Möglichkeiten, daß er beim Flug fortwährend gute Aufmerksamkeit verlangt. Wenn es dabei auch nicht möglich ist, eine direkte Einwirkung auf seine edeln Teile zu erhalten, so kann man doch durch eine instinktiv peinliche Behandlung eine gewisse Sicherheit für sein Funktionieren erzwingen. Vor allen Dingen muß darauf geachtet werden, daß die Benzin- und Ölzufuhr in geregelter Weise vor sich geht; geschieht das, so ist nach menschlichem Ermessen ein Versager nicht zu befürchten. Die Steuerung der Maschine ist einfach und stark; das Seitensteuer, mit dem man also die Kurven macht, wird durch Fußhebel geleitet; das Höhensteuer bzw. Tiefensteuer wird durch Anziehen oder Abschieben eines Hebels am Handrad reguliert; während das Quersteuer, mit dem man seitliches Heben und Neigen des Flugzeuges veranlassen kann, durch Drehung des Handrades selbst geführt wird. Die Steuerung kann nur durch Zerreißen der Drähte, welche die Steuerungsantriebe mit den Steuerungsflächen verbinden, gestört

werden; es müssen aber geradezu katastrophale Ereignisse sein, die einen solchen Fall herbeiführen könnten, der aber auch nur dann tragisch werden kann, wenn die Drähte an allen drei Steuerungen zugleich zerreißen; falls es nur an einer Steuerung geschieht, ist es möglich, durch geschickte Handhabung der andern Steuer das zerrissene zu ersetzen. Aus dem Vorstehenden geht also hervor, daß an der Maschine nur Motor und Steuerung Eventualitäten unterliegen, während das eigentliche Flugzeug selbst garantiestark ist. — Die Wirkungen schlechter Luftverhältnisse, — letztere lassen sich nie bestimmt voraussagen —, erfordern vom Flugzeugführer stete Aufmerksamkeit, weil sie gefährlich sind. Häufig, oder richtiger gesagt, fast immer treten in der Luft die berüchtigten Böen auf; sie wehen in jeder Stärke von der erträglichen Brise bis zum heftigsten Sturme. Die Maschine, die mit ihnen zu kämpfen hat, geht anstatt in ruhigem Fluge in Schwingungen, Wippsereien, macht je nach der Stärke der Böen kleine Bocksprünge, Fälle; wenn die Böen den Charakter eines Sturmes annehmen, so kommt es dabei auch vor, daß sie buchstäblich Hunderte von Metern in der Luft umhergeschleudert wird, kurz, sie führt in der Regel Schaukelbewegungen aus, wie es ein Fischerkahn auf bewegten Meereswogen tut. In solchen Luftströmungen kippt die Maschine möglicherweise ab; man kann das jedoch leicht verhüten, indem man den durch die Böen verursachten abnormen Bewegungen fortwährend durch die Steuerung Gegenwirkung setzt. Wenn ein Apparat einmal ins Abkippen kommt, so ist es trotzdem nicht immer gesagt, daß er auf jeden Fall zur Erde niederknallen muß, es ist bei der Bauart des modernen Apparats vielmehr meist wahrscheinlich, daß er sich beim Niederfallen von selbst wieder auffängt, wenn das nicht bereits vom Führer geschehen ist. Die sogenannten Luftlöcher, das sind luftleere Räume in der Luft, sind sehr gefürchtet.

Falls ein Flugzeug einmal in eine solche Stelle gerät, so stürzt es, weil Propeller und Tragflächen den nötigen Haltestoff, die Luft, verlieren, mit Blitzesschnelle den luftleeren Raum gleich einem Abgrund hinab. Wenn dann die Tiefe des Luftloches noch in genügender Höhe über der Erdoberfläche endet, so ist es wahrscheinlich, daß sich das Flugzeug in der neubeginnenden Luft wieder auffängt, sonst aber zerschellt es. — Mit den bis jetzt angeführten Fatalitäten ist also bei jedem x-beliebigen Fluge zu rechnen. Beim Kriegsflug kommen jedoch noch, wie bereits gesagt, zwei weitere in Betracht: Luftkampf und Abschuß. Für den Luftkampf sind die Flugzeuge entsprechend bewaffnet, gegen Abschuß mit Panzerungen geschützt. Die persönliche Bewaffnung besteht aus Handfeuerwaffen und einem dolchartigen Seitengewehr; der Beobachter führt zuweilen auch einen Karabiner mit sich. Der Luftkampf, wie er sich während des Stellungskrieges tagtäglich abspielt, ist eine notgedrungene Folgeerscheinung der Nahaufklärung, weil die Flieger auf einer jeden Seite selbstverständlich bemüht sind, den gegnerischen Fliegern das Erkundungsfliegen über dem eigenen Gebiete zu versperren, selbst aber begreiflicherweise danach trachten, möglichst viel Beobachtungsresultate von der andern Seite mitzubringen. Aus diesem Dilemma entstehen die meisten Luftkämpfe. In der ersten Zeit wurden sie durchweg von allen Fliegern erledigt, neuerdings ist man aber dazu übergegangen, für den Luftkampf extra Kampfgeschwader zu bilden, deren Aufgabe es ist, den gegnerischen Fliegern das Erkundungsfliegen über den eigenen Stellungen zu verleiden, dagegen den eigenen Erkundungsfliegern das Fliegen über den feindlichen Stellungen durch Beschützung zu ermöglichen. Der größte Teil der Luftkämpfe entfällt dadurch auf die Kampfgeschwader, aber auch das Beobachtungsflugzeug muß stets bereit sein, einen Luftkampf auszufechten. Die

Taktik, die bei den Luftkämpfen angewandt wird, beruht in erster Linie auf der persönlichen Geschicklichkeit. Es gibt nur einen allgemeinen Grundsatz; er ist: Man soll den Gegner zunächst überfliegen, erst dann seine endgültige Vernichtung erstreben. Sonst bleibt es jedem einzelnen überlassen, wie er sich des Feindes entledigt. Die Beschießung von der Erde aus ist sehr unangenehm und gefährlich; dabei ist allerdings zu unterscheiden, aus welchem Kaliber die Beschießung erfolgt. Das Infanteriefeuer verpufft bei einer Flugzeughöhe von zweitausend Metern wirkungslos, dagegen muß man bei artilleristischer Beschießung schon eine Höhe bis dreitausend Meter aufsuchen, wenn man sich wirklich gegen sie schützen will. Die Artilleriegeschosse erreichen selbstverständlich eine noch größere Höhe, aber das Zielvermögen der Geschütze ist in diesem Falle nur noch so gering, daß ein Treffer als schlimmer Zufall zu betrachten ist. Die einzige Waffe, die den Flieger auch noch aus einer solchen Höhe herunterholen kann — vorausgesetzt, daß er in Sicht ist, was bei dreitausend Meter Höhe nicht immer der Fall ist —, ist die Ballonabwehrkanone. Infolge einer gelungenen Technik und Optik ist es mit ihr möglich, das Flugzeug äußerst zielsicher aufs Visier zu nehmen, so daß der Ballonabwehrkanone schon manches Flugzeug zum Opfer gefallen ist. Außer dem Höhergehen ist es bei einer Beschießung ratsam, durch möglichst unvorhergesehenes Zickzackfliegen die feindliche Zielsicherheit zu stören, wie es auch zweckmäßig ist, das Flugzeug in das Licht der Sonne zu stellen, weil das die Feststellung der genauen Höhe und Weite des Flugzeuges erschwert.

Franz Molnar:
Opernabend hinter der Feuerlinie

Theater . . .

Gibt es das immer noch?

Ein voller Zuschauerraum, warme, duftende Atmosphäre, dekolletierte Damen, Fräcke, Theaterzettel, Fächer, Smokings, Gucker, Blumen, Logen, Parfüm, Orchester, fiebernde Premierenstimmung . . . Herren beugen sich flüsternd über entblößte Schultern . . .

Noch am Nachmittag fuhren unsre Dreißiger-Mörser am Theater vorbei, als es dämmerte, vertraten mir am Festungstor, zehn Minuten von hier, Bajonette den Weg, und ich mußte den Feldruf stammeln. Zwischen Kanonen, Drahtverhauen und Lagerfeuern kam ich ins Theater, noch vor wenigen Tagen dröhnte der Stahlchor der Krakauer Panzerfesten, und das hier ist nun Theater, was mehr, eine Oper, ja sogar eine Opernpremiere. Wie ein schüchterner Bauer stehe ich in meinen Filzstiefeln, in meinem Wollhemd ganz beklommen da, und mich erfüllt eine eifersüchtige, eine ungerechte Erbitterung darüber, daß man jetzt Theater spielt.

Aber wer da zu sagen wagt, daß er je eine interessantere Premiere sah, der lügt. Die erste Premiere seit die Kanonen zu brüllen begannen. Seltsame Menschen: Sowie man aufhört, sie zu beschießen, laufen sie ins Theater.

Ich bin todmüde. Wir hatten den Tag in Rußland verbracht. Ich war über verschneite Gräber geschritten, hatte in einem Walde Blut gesehen. Zerschossene Häuser, kranke Husaren, im Wust herabgeschossener Tannenäste den Abfall des Krieges, der jetzt die halbe Welt bedeckt: leere Konservenbüchsen, Unmengen von blutigen Fetzen, Unterwäsche . . . Dann wieder Holzkreuze im Schnee. Wer ist der Autor?

Der Autor ist Herr Walewski. Seine Oper ist einaktig. Es ist bereits finster. Herr Walewski dirigiert sein Werk persönlich, aber er hat sich ungeschickt an das Dirigentenpult gestellt. Denn eine Glühbirne erstrahlt just an seiner linken Hüfte, und wie er nun dirigiert, zeichnet sich ein riesenhafter Schatten an das Logengewirr der rechten Wand. Wenn man hinsieht, fuchtelt dort ein zwanzig Meter langer, schwarzer Schattenkapellmeister in den Zuschauerraum hinein, sein Stab ist so groß wie eine Wagendeichsel, sein Kopf bedeckt zwei Logen. Herr Walewski ist ein Schüler Wagners. Man singt Polnisch. Ich beschließe sofort einzuschlafen. Nur die Dekoration will ich mir noch ansehen. Der Vorhang geht hoch, im Vordergrund sind Felsen, im Hintergrund die verschneite, polnische Ebene, dieselbe, die ich vormittags sah. Als ob die hintere Wand des Theaters weggerissen worden wäre und man weit, gegen Slomniki, hinaussähe. Die Schneelandschaft liegt im Mondlicht da. Wo sind die Kreuze, die dünnen Holzkreuze, die aus der weich gewellten Schneedecke hervorragen? Wo ist der alte, kranke Landsturmhusar, der sein Pferd „Krüppelchen" nannte — ich traf ihn am Grenzstein des Zaren, sie zogen heimwärts, nach Marosvásárhely, denn beide waren krank, er und auch sein Pferd. Was kümmert mich, daß Herr Walewski jetzt überraschend von C-Dur in Cis-Dur übergeht? Herr Walewski ist ein kühner Mann. Man muß ein wenig blinzelnd mit zusammengezogenen Lidern hinsehen, dann gleicht der Hintergrund wirklich ganz der weißen russischen Ebene. Meinetwegen kann Herr Walewski aus C-Dur übergehen in was er will. Ich zische leise nach dem Billetteur, einen Zettel, bitte, ich muß doch wissen, was die russische Ebene hier zu suchen hat.

Der vor mir sitzende Herr wendet sich um und reicht mir seinen Zettel. Dabei fragt er: „Der Herr ist Kriegsberichterstatter?"

„Ja," flüstere ich.

Jetzt fällt mir ein, daß ich die schwarzgelbe Armbinde mit den silbernen Buchstaben nicht abgelegt habe.

Er ist Privatdozent an der Krakauer Universität. Freut mich sehr. Er unterrichtet Geschichte.

„Bitte, was soll diese Ebene hier?"

„Über diese Ebene wandert Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, und er ist unschlüssig, ob er die Freuden des Lebens oder den Ruhm erwählen soll. Die nackte weibliche Gestalt dort, mit dem Palmenzweig, das ist der Ruhm. Der Autor ist ein junger polnischer Komponist. Es ist heute ein großer Tag für uns."

„Wirklich?" — „Ja." — Pause.

Ich sehe schon, Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, wird das Leben erwählen und nicht den Ruhm, denn er stößt jetzt die nackte Dame mit dem Palmenzweig von sich.

Der Herr wendet sich wieder zurück. „Sie sind Ungar?"

Ich bin verblüfft: „Woher wissen Sie das?"

„Sie haben vorhin mit einem Hauptmann Deutsch gesprochen und Ihre Aussprache . . ."

„Ja."

„Bitte, schreiben Sie doch, daß die polnische Nation die unglücklichste Nation der Welt ist. Der ganze Krieg wütet in unserm Land."

Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, wird doch den Ruhm wählen, denn jetzt streichelt er die nackte Dame mit dem Palmenzweig. Seine Eltern erscheinen und reden ihm zu, das Leben zu wählen. Nein!

„Bitte," flüstert der Professor, „schreiben Sie auch, daß Krakau das Zentrum der polnischen Kultur ist. Hier sind die Universitäten, hier finden die Premieren der polnischen Autoren statt . . ." — „Und Warschau?"

„Warschau, das ist das polnische Paris. Krakau das polnische Göttingen. Warschau, das ist das große Leben, der Reichtum, der Luxus, das Amüsement, das Geschäft. Krakau, die polnische Wissenschaft, Literatur, Musik, Malerei, patriotische Politik, Geschichte, Forschung. Ach, schreiben Sie doch, wie unglücklich dieses Volk ist... Was Warschau zu leiden hat, ehe es vom russischen Joch befreit wird... Man wird es zusammenschießen... Kennen Sie einen ungarischen Professor namens Divéky?" „Nein."

Rings um uns leises Zischen gegen unsre Konversation. Herr Walewski stürmt jetzt im Orchester auf, jauchzt und braust. Twardowski, der berühmte polnische Zauberer, hat den Ruhm gewählt. Donnernder Applaus. Der Vorhang fällt.

„Walewski! Walewski!"

Ein kleiner, befrackter Herr verbeugt sich, blaß und glückselig. Er drückt Twardowski, dem berühmten polnischen Zauberer, nachdrücklichst die Hand, um damit anzudeuten, daß ihm das Verdienst gebühre. Applaus und Gebrüll. Erfolg. Jetzt ärgert es mich nicht mehr, daß man Theater spielt. Dieser Abend ist eine durchaus polnische Angelegenheit. Man schreit und klatscht gegen Rußland. Für die Freiheit Polens. Es ist ein schöner Augenblick. Ich möchte das Dach des Theaters aufstoßen, wie den Deckel einer großen Kiste, damit dieses feurig-wilde Triumphgeheul weit durch die verschneite Nacht, bis zu den Russen hintöne. Der Privatdozent lächelt befriedigt. Ein schöner Abend. Auch ich bin sehr erregt, und plötzlich denke ich: Da sitze ich am Ufer der Weichsel. Im Theater. Welch großes Wort das nun ist: Die Weichsel. Die Weichsel — das ist der ganze russische Krieg. Alle die Flüsse des Krieges münden in sie ein, der Dunajec, die Biala, die Nida, die so viel genannte Nida, sie alle führen der Weichsel Blut zu. Sie nimmt den San, die Pilica, die Bzura

auf... Wieviel Blut ist schon in sie geflossen! Neulich ertrank ein sibirisches Korps in ihren Fluten, die Deutschen hieben zwanzigtausend Mann hinein ... Zwanzigtausend Leichen schwimmen jetzt in diesem Fluß stromabwärts, und wir sitzen am Ufer im Theater, applaudieren und schreien: Walewski.

Herr Walewski, mit der Grimasse der Bühnenglückseligkeit im blassen Gesicht, verbeugt sich noch immer.

„Es lebe Polen!" ruft der Professor.

„Sehen Sie doch," sagt er plötzlich, „den Vorhang, Siemieradzki, der berühmte polnische Maler, hat ihn gemalt. Dort unten sehen Sie seinen Namen." — „Ja, ich sehe."

Der Vorhang fällt. Das zweite Stück heißt: Krolewicz Jaszczur. Was etwa so viel besagt, wie „Der Froschkönig".

Es ist wirklich schön. In die Musik sind Volkslieder, polnische Volkslieder eingeflochten, jene Melodien, aus denen Chopin zuweilen schöpfte. Der Fremde erkennt wiederholt Chopinsche Motive. Das Mädchen, das zum Brunnen geht, erlöst durch seinen Kuß den Froschkönig vom Zauberfluch. Die Liebe verwandelt ihn in einen herrlichen Prinzen. Dann aber, irgend etwas war da nicht in Ordnung, muß der Prinz wieder in den Brunnen zurück und wird leider wieder ein Frosch. Eine entzückende Musik. Der sie schrieb, ist ein Musiker von Rang. Drei knappe Akte. Der Autor heißt: Boleslaw Raczynski.

Da der Froschkönig mit seinem großen, grünen Kopf dem schönen Polenmädchen folgt und aus den Geigen und Celli die schönste Traurigkeit aufblüht, wendet sich der Professor wieder zu mir: „Als die Russen den Erfolg unsrer polnischen Legion sahen, wollten sie gleichfalls eine polnische Legion zusammenbringen. In Lemberg versuchte ein gewisser Gorcsinski eine solche gegen Österreich-Ungarn zu werben."

„Wer ist dieser Gorcsinski?"

„Wir Polen kennen ihn nicht. Sicher ein russischer Polizeiagent. Für schweres Geld trommelt er dreihundert Mann zusammen, davon desertierten hundert, blieben also zweihundert. Bei uns kämpfen ganze Regimenter freiwillig. Die zweihundert schickte man dann nach Hause, man schämte sich einfach, mit ihnen hervorzutreten. Aber auch das waren nicht lauter Polen. Mit einem Worte, der ganze Plan der russischen Polenlegion fiel ins Wasser. Und der russische Gouverneur von Lemberg gab schließlich dem Herrn Gorcsinski einen Fußtritt."

Nein, dieser Froschkönig hat wirklich eine herrliche Musik. Eine süße Wehmut ist in ihr. Sie drückt tatsächlich das grenzenlose Pech aus, sich als ekelhafter Frosch in ein wunderschönes Polenmädchen zu verlieben, einen Tag lang ein Mann zu sein und dann wieder als Frosch in den Brunnen zu müssen. Kein Vergnügen.

Geigen und Celli klingen. Das volle Haus lauscht mit verhaltenem Atem der männlichen Liebesklage. Es herrscht Grabesstille — die muß zu einem Beifallsgewitter werden. Neben mir sitzt Herr Henrik Hellsen, ein junger dänischer Journalist, der vor Rührung fast vergeht. Ich kann den Prinzen, der wieder zum Frosch wird, nicht bedauern. In der Stille des Geigensolos blicke ich im Theater umher. Es ist gesteckt voll. In allen Logen dicht nebeneinander die edlen Büsten polnischer Damen. Operngläser ... Fächer ... Sie sind fabelhaft schön, diese polnischen Frauen. Das Theater — es ist doch eine wundersame glühende Sache.

Theater ... Alte Liebe ... Erinnerung versunkener Zeiten ...

Kann man den kranken Husar und sein krankes Pferd vergessen? Und die Unmenge kleiner Kreuze im Schnee? Die vielen schmutzigen, blutigen Fetzen, diese Märtyrer-Fußlappen am Waldrand von Widoma? Ich bin nervös, unausgeschlafen, müde, von all dem Gesehenen fiebernd, zermürbt, mein Kopf

ist noch voll von Bildern menschlicher Qualen . . . Wann kehrt die Zeit zurück, da ich im Frack in der Oper sitze und an nichts andres denke als an die Musik? Jetzt hier zu sitzen — man müßte auf dem Dache, auf dem obersten Kuppelknauf dieses stolzen Theaterpalastes stehen und von dort in die Ebene hinüberblicken, aus der ich kam. Dort stehen jetzt Trainwagen um nächtliche Feldlager und vermummte, bärtige Soldaten hocken um kleine Feuer herum. Seit sechs Monaten wächst ihr Bart. Bauern, Kommis, Arbeiter, Gerichtsunternotäre, kleine jüdische Provinzkrämer, dürftige Gentrys, bei denen es fürs Husarenleben nicht reichte, Schreiber von Möbelspeditionsfirmen, Reservisten mit Zwicker — Train.

Das scharfe, wilde Klatschen will nicht aufhören. Noch immer applaudiert und brüllt das ganze Theater. Der Lüster flammt auf. Strahlende Frauen, weiße Brüste, Schultern, Fräcke, Fächer. „Walewski! Walewski!" ... Kränze, Blumen. Mir scheint, als ob ich vor vielen hundert Jahren so etwas schon gesehen hätte.

Es ist aus. „Habe die Ehre," sagt der Professor und geht nach der Garderobe. Ganz wirr im Kopfe folge ich ihm; meine plumpen Nagelstiefel tragen mich wie irgendeine zauberhafte Gehmaschine.

Hinter mir erhebt sich mit lautem Stampfen das ganze Theater. — „Es lebe Polen!"

Emil Ludwig: Wangenheim

Er sprach schon von Bismarck, als ich ihn im März 1915 das erstemal sah. Er teilte keine von den zwei oder drei Auffassungen Bismarcks, denen man bei Diplomaten zu begegnen pflegt, vielmehr war, was er sagte, wo nicht neu,

so doch neu in den Räumen einer Botschaft; ich wenigstens hatte bisher von niemand, der das gleiche Metier betrieb, Bismarck mit Goethe in einem großen Sinn zusammenfassen hören. Er sprach wie von einem Künstler, er sprach wie ein Künstler.

Bald hörte ich nicht mehr, was er sagte, sondern betrachtete nur noch diese schöne alternde Gestalt, wie sie vom Klubstuhl zum großen Fenster vordrang, rauchend, und so den siebzigjährigen Meister, unter dem er noch gearbeitet hatte, mit einer vornehmen Hand wie aus der Luft zu modellieren suchte. Wie er dastand, vom Widerscheine des besonnten Bosporus auf ganz ergrauter Schläfe scharf beleuchtet, schien er ein Denkender im letzten Drittel des Lebens, der am Vergleich mit großen Vorbildern sich selbst zu prüfen trachtete. Es war die Macht, in die er sich versenkte.

Plötzlich brach er ab, warf sich sehr rasch, mit der Gebärde eines Jünglings, in den Sessel, und während er noch eben seinen Besucher mehr und mehr vergessen hatte, sagte er jetzt, verwandelt und mit dem Lächeln einer heitern Natur, die gern gefällt: „Und was kann ich für Sie tun?"

„Die türkischen Führer möchte ich kennenlernen, nicht bloß ihre Ideen — die Männer selbst."

„Ich werde also," erwiderte er, „etwa dem Großwesir sagen: Halten Sie still, hier will ein deutscher Porträtist Sie gratis porträtieren!" Und mit einem Male schien er dreißigjährig, hochmütig, ausgelassen wie ein Erbprinz, gewandt wie ein Jäger, ironisch wie junge Leute, die Glück bei Frauen haben.

Er war ein Künstler, der Freiherr von Wangenheim, so wie es großen Diplomaten ziemt. Auf die verführerischeste Weise mischte er Züge der Energie mit Zügen der Skepsis, und über seinem Spöttermunde blickten Augen von solcher

Freiheit, daß Männer fragen konnten: kann dieser je ein Hofmann sein? Nichts an ihm war bürokratisch, alles war genialisch. Rascher, intensiver, aber auch mehr nach Laune, als seinen Beamten immer lieb sein mochte: wie ein Künstler arbeitete dieser Mann, der stets persönlich zu wirken trachtete. Wie ein Künstler kannte er keine Einteilung des Tages nach Geschäft und Muße, und wie er oft um Mitternacht arbeitete, so konnte man ihn zuweilen in der Vormittagsstunde, in der Botschafter zu empfangen pflegen, am Flügel finden, denn er spielte hinreißend Chopin. Wie ein Künstler hing er ab von seinen Stimmungen.

Immer aber blieb er ritterlich. Er liebte die Geste des ancien régime, sprach Französisch wie ein Franzose, mischte viele Gallizismen in sein Deutsch und bewahrte überhaupt im Kriege alle Sympathien zu Westeuropa, die uns auf der Ebene einer reifen Kultur mit den Feinden verbinden. Wangenheim war wirklich ein guter Europäer.

Und doch war er ein deutscher Diplomat von solchem Geist und Einfluß, wie sich im Augenblick nur wenige neben ihm zeigen dürften. Jetzt, gerade jetzt stand er auf seiner Höhe und schien geschaffen, bei der Gestaltung des Friedens und nach dem Frieden ein Führer der Nation zu sein. Bleibt es vorerst auch ein Geheimnis der Akten, wer nun im vorigen Sommer die entscheidende Wendung zum türkischen Kriege als Erster erdacht hat: dies ist gewiß, daß ohne Hans von Wangenheim die Dinge nicht oder nicht so gekommen wären.

Mit großer Freiheit hat er in einer Reihe politischer Gespräche mir einige von diesen Dingen erklärt, in der nicht ausgesprochenen Voraussetzung, daß sie der Öffentlichkeit vorenthalten blieben. Nachdem ich dies gehalten, solange er lebte, darf ich gewiß zu seinen Ehren heute öffentlich sagen, daß er sich selbst als Autor jener Idee bezeichnet hat, „Goeben"

und „Breslau" damals nach den Dardanellen zu entbieten. Dies aber bedeutet die Autorschaft des türkischen Krieges und somit einen politischen Griff von nicht übersehbaren Folgen.

Dabei gehörte Wangenheim keineswegs zu den Enthusiasten, sondern war, was ein Realpolitiker zu sein hat: Skeptiker mit positivem Grundgedanken. Als ein solcher hielt er immer den Blick auf das Universal-Historische gerichtet und sah — wie er mir einmal darlegte — in unserm Kriege nur den dritten in einer Serie von Kriegen, die sich leicht weiter fortsetzen könnte. So, im Bewußtsein langer und wandelbarer Entwicklungen, hielt er sich frei von Illusionen über die Gegenwart. Wenn ihn die meisten türkischen Führer, besonders aber Talaat-Bei, aufrichtig schätzten, so spannte sich zwischen ihm und ihnen doch immer jene heilsame Distanz, die die politischen Geschäfte besser verbürgt als die übergroße Nähe der Schwärmer.

Denn mit dem Abschluß der Allianz und dann mit dem Eingreifen der Türkei hatte der Botschafter sich Klarheit noch nicht erkauft. Vielmehr wuchs die Schwierigkeit seiner Stellung zwischen deutschen und türkischen Militärs und Politikern. Alle kleinen Friktionen, die jetzt nirgends, besonders in den diffizilen Verhältnissen von Pera und Stambul nicht, vermeidbar sind, irritierten auch seine Sphäre, und es bedurfte seiner Menschenkenntnis und Ironie, seiner Noblesse und seines Witzes, seiner leichten Hand und Freiheit, um überall auszugleichen. Wie sehr hat er in den Sommerwochen seines Urlaubs gefehlt; wie gut, daß ihm jetzt ein würdiger Nachfolger gewählt wurde! Daß man bei solchem Tun sich Feinde macht, ist nun der Lauf der Welt. Aber Wangenheim sprach geistvoll von seinen Gegnern, er sprach von ihnen mit der Objektivität des Künstlers.



Robert Michel,
der Verfasser von „Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn“



Franz Molnar,
der Verfasser von „Kriegsfahrten eines Ungarn“



Robert Müller
Schriften zur Zeitgeschichte: „Österreich und der Mensch“



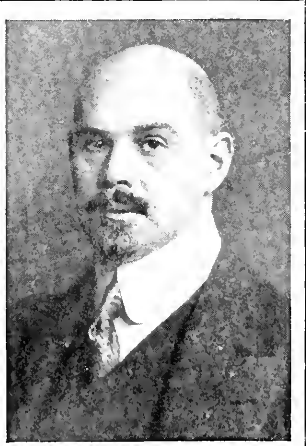
Gustavus Myers
der Verfasser von „Geschichte der großen amerikanisch. Vermögen“



Peter Nansen,
der Verfasser von
„Die Brüder Menthe"



Karl Fr. Nowak,
der Verfasser von
„Hötzendorfs Lager"



Walther Rathenau,
der Verfasser von „Deutschlands
Rohstoffversorgung"



Hans Reisiger,
der Verfasser von
„Totenfeier"

Überhaupt machte der hellsichtige Spott, mit dem er die Unterhaltung zu überflattern pflegte, nirgends halt, und ich habe ihn über einen zur Zeit feindlichen Souverän die boshaftesten Dinge erzählen hören, ohne daß er doch nach Art von losgelassenen Nationalisten die Grenze des Taktes überschritten hätte. Solche Urteile bildete er nach seinem psychologischen Gefühle und schien überhaupt entschlossen, ohne rationelle Begründung Menschen aufzunehmen oder abzulehnen. Vorurteilslos und mit Wärme sprach er auch von seinem mächtigsten Freunde, dem Kaiser. Aber bei dem raschen Tempo, in dem er lebte, vermochte er nicht sich bei dem Schicksal des einzelnen aufzuhalten, und von einem gestürzten Kollegen sprach er kurz, mit dem nervösen Bedauern eines Kondolierenden, der weder Zeit noch Laune hat, lange im Trauerhaus zu verweilen.

Ja, er liebte das Leben, aber wie einer, der den Gleichniswert der Dinge erkannt, der hinter den Schleier geschaut hat, und was andre kopfschüttelnd erzählen, die ihn vor Jahrzehnten gekannt haben, bestärkt mich in dem Gefühl, daß der Reiz seines Wesens durchaus nicht in der Jugend am stärksten war. Jetzt, in diesem reifen Skeptizismus, war er schön. Seine Aufgabe, seine Gegenwart schienen ihm vor allem Stoff für seinen eignen Geist, und gewiß ließ ihn das freiherrliche Grundgefühl seines Wesens die Welt vor allem als Tummelplatz der eignen Kräfte erfassen. Daß er ergraute, verstimmte ihn nicht, „der Staatsmann fängt ja mit Sechzig erst richtig an," sagte er. Daß er erkrankte, muß den lebendigen Geist erschüttert haben. Er hatte zuletzt eine sonderbare Art, die Hand, die er zum Gruße faßte, lange festzuhalten — wie jemand, der sich an die Jugend hält.

Eines Mittags saß er beim Frühstück an dem runden Tische mit den Seinen und mit einigen Gästen. Das breite

Licht, in dem er saß, entwickelte die stark verfallenden Züge. In sich gekehrt, schwieg er an diesem Mittag. Neben ihm saß ein großer junger Offizier, neben diesem die kleine Tochter des Botschafters.

„Und wie alt sind Sie?" fragte plötzlich das Kind seinen Nachbar. Alle lachten, aber der also Apostrophierte erwiderte höflich: „Ich bin vierunddreißig."

Bei diesen Worten schien der Botschafter aus seinen Gedanken zum Gespräche zu erwachen. Mit einem Blick, der mich im Innersten ergriff, umfaßte er von rückwärts die kräftige Gestalt des Offiziers. Güte, Weisheit und Neid auf soviel Jugend lag in dem Blick, das Vorgefühl, am verfrühten Ausgang eines reichen Lebens zu stehen, das doch noch viel mehr Macht ertragen hätte.

Auch um dieses Blickes willen liebte ich den Freiherrn von Wangenheim.

III

Die schöne Literatur



Peter Altenberg: Splitter und größere Stücke

Über die Eifersucht

Es darf für den modernen, alles durchschauenden, in gewisser Beziehung bereits wirklich allwissenden Mann nicht mehr heißen: „Wer eine Frau also ansieht, daß er ihrer begehret, der hat mit ihr bereits die Ehe gebrochen — — —," sondern es muß noch radikaler lauten: „Dann hat sie bereits mit ihm die Ehe gebrochen!" Denn eine getreue Frauenseele muß also mit einem Walle von Unnahbarkeit und Uneinnehmbarkeit, von Würde und Seelenadel geschützt, behütet, verteidigt sein, daß Don Juans feiger Blick sich senkte und scheu zur Seite sich wendete! Wenn ihr den Eroberer nicht besiegen könnt durch euer bloßes Sein, könnt ihr ihn nie und durch nichts besiegen! Er muß vor dem Mysterium eures heiligen, edeln, in sich gekehrten Seins innerlich auf die Knie gezwungen werden und reuevoll euch belassen im Frieden eures Herzens! Wehe den Minutenspendern, da doch das Leben nach Jahren zählt! Frauen, seiet so, daß der wilde Krieger vor dem Walle eures Tempels freiwillig umkehre! Frei und willig! Dann wird die Eifersucht, diese schrecklichste Erkrankung der Mannesseele, gebannt, verbannt, besiegt sein!

Meines Vaters Todesstunde

„Also, mit 85 werde ich nun abberufen, bon. Mit 69 war ich von allen Ärzten aufgegeben. Also habe ich, den

Tag zu sieben Trabukkozigarren gerechnet, meinen Lieblingen, die Gnade des Schicksals genossen, noch unverhoffte 4880 Trabukkos auf Erden zu rauchen! Viel mehr haben mir diese geschenkten sechzehn Lebensjahre ja nicht mehr eingetragen. Als ich anfing, mir im Winter um vier Uhr morgens, wie ich es zeitlebens gewohnt war, nicht mehr selbst den Ofen mit Holzfeuer heizen zu können und freudig zu warten, bis es wacherlwarm wurde im Zimmer, begann ich sogleich einen Teil meiner bisherigen Lebensfreude oder Lebenselastizität einzubüßen! Ich fühlte mich wie ein verbrauchter Kautschuk.

Er ist noch, aber er läßt sich nicht dehnen, und er schnellt nicht mehr freudig zurück! Meine geliebte Tochter hatte mehr Arbeit mit mir. Früher sagte sie: ‚Ich hause mit einem Jüngling-Vater!' Sie spürte mich allerdings nie. Sie kaufte die Trabukkos ein, sorgte für Essen und Wäsche. Sie sagte sogar: ‚Vater, du bist bequemer als ein Gatte!' ‚Das will ich meinen!' erwiderte ich und fragte, ob die abgelegenen Trabukkos schon angekommen seien?! Denn die letzte Sendung, meine liebe Gretel, war, ich will dir's jetzt nachträglich gestehen, etwas zu feucht! Nun ade, 4880 Trabukkos, durch die Gnade eines unverdienten Schicksals noch geraucht, und sei bedankt, Gretel!"

©

Einer schrieb über mich, ich sei eigentlich das typische „Kaffeehausgenie". Ja, gegen einen Knut Hamsun bin ich es vielleicht, ich sage unbescheiden „vielleicht". Aber gegen den, der das geschrieben hat, bin ich wahrscheinlich noch immer Zeus, Allvater und Gott selber!

©

„Hören 'S uns doch schon auf mit Ihrer faden ‚Diätetik', es folgt Ihnen doch eh' kaner!"

„Ebendeshalb kann ich noch nicht aufhören!"

Die Rose ist unabhängig von meiner Bewunderung! Wenn die schöne Frau auch unabhängig wäre von meiner Bewunderung, dann hätte sie etwas sogar vor der Rose voraus!

„Das verstehe ich nun einmal wirklich gar nicht!" sagte die wunderschöne M. Th.

„Wenn ich es Ihnen erklären würde, würden Sie sagen: ‚So einfach?! Gott, wie banal'!"

„Da erklären Sie es mir, bitte, lieber nicht, ich will Sie lieber für einen großen Dichter halten! Was habe ich schon davon, wenn ich es verstehe?!"

„Mir scheint, Sie möchten die Welt auf den Kopf stellen!?" „Nein, diese Dessous möchte ich lieber nicht sehen!"

Ich sehe, die Dichter, die Schriftsteller ergreift ein panischer Schreck: sie fürchten jetzt vergessen zu werden! Rasch eine Kriegshymne oder ein politischer Essay: „Wesen des Deutschen"! Ich aber gebe „Fechsung" heraus, wie eh und je, Schuster, bleib bei deinem Leisten, über das Wesen der Frauenseele, die meistens gar nicht vorhanden ist, und über Abführmittel! Beides wird den Krieg überdauern!

Das wunderschöne braune Fräulein hatte zarte, herzige, seidenweiche Härchen an ihren Gazellenbeinen. Da sie aber nicht wissen konnte, daß es sehr gefalle, war sie überaus schamhaft!

Wer Zahnstocher aus zartem, festem, biegsamem Pfaffen-käppchen-Holz ausschließlich erzeugt und in den Handel bringt, leistet der Menschheit einen echten, reellen Dienst. Wer das unterschätzt, überschätzt die meisten andern Dinge.

⊙

„Was halten Sie eigentlich von sich?!"

„Nicht viel. Aber im Vergleich mit den meisten andern, da bekomme ich Größenwahn! Zum Beispiel, wenn ich bedenke, wie ich heute im 57. Lebensjahre noch tauche, springe, Stelzen gehe, Freiturne, romantisch liebe und —?!"

⊙

„Herr Peter, was haben Sie von allen Ihren Erkenntnissen?!"

„Erkenntnis!"

⊙

Demütige Verzweiflung ist auch ein Behelf der tyrannischen Frauenseele! Ja, aber ein anständiger!

⊙

„Raum ist in der kleinsten Hütte für — — —" nur einen einzigen Menschen. Falls er nämlich einer ist!

⊙

„Was haben Sie also schon davon, Peter, wenn sie alles so denkt wie Sie, alles so fühlt wie Sie?!"

„Nichts habe ich davon. Aber will ich denn etwas davon haben?!"

⊙

Dieser schauerliche Gegensatz zwischen dem, was die Frau von sich weiß, in jeder Beziehung, körperlich, seelisch, geistig und punkto „Anmut", und dem, was der verliebte Mann von ihr glaubt! Ihr Betrug heißt: Liebesverhältnis!

Sie könnte sich noch verhältnismäßig ehrlich „ausgleichen“ mit Demut und Bescheidenheit. Aber meistens gleicht sie sich nicht aus!

⊙

Ein Mann, der unbrauchbare Militärschuhe geliefert hatte, wurde zu fünfzehn Jahren Kerker verurteilt. Ich denke nur an die, die in andern Branchen nicht erwischt und nicht gestraft werden! Ich bin gewiß dafür, in dieser „Schule des Lebens“ warnende eindringliche Exempel zu statuieren, aber noch mehr dafür bin ich, alle aufzuhängen!

⊙

Es muß alles stimmen — — — sonst stimmt gar nichts! Verkleistern kann man nämlich nur Papier und Holz. Aber auch da sogar sieht man die Bruchstellen, die Verkleisterung!

⊙

Ich glaube an die „Entwicklung“ der Menschheit nur vom Verdauungsapparat und Sexualapparat aus; geistig-seelisch jedoch ist es: das Roß von hinten aufzuzäumen!

⊙

Wenn man einer geliebten Dame sagt: „Ich bin 57“ und sie sagt: „Nicht möglich, ich hätte Sie für 30 gehalten!“, ist es ein fades Kompliment. Wenn sie sagt: „Ich hätte auf 67 geraten,“ ist es ein fader Witz. Wenn sie aber sagt: „Ich hätte so erst auf 50, 52 geraten,“ ist es eine Katastrophe!

Familienverhältnisse

Meine Mama und ihre Schwester, meine Tante, waren als Mädchen so schön, daß sie auf einem Balle einem Erzherzog vorgestellt wurden. Infolgedessen verliebte sich mein jetziger Onkel, der auch schon gestorben ist, damals in meine

Tante, die nichts hatte, und begehrte sie zur Frau, damals hat man noch geschwind geheiratet. Meine Großmama, auch eine ehemalige Beauté, sagte: „Zuerst muß die älteste, die Pauline (meine Mama), angebracht werden!" Da sagte mein Onkel Emmerich zu meinem nachmaligen Papa: „Du, du mußt die Pauline heiraten, denn ich will die Hermine heimführen!" Mein Vater sagte: „Aber das ist doch selbstverständlich, ich werde doch deinem Glück nicht im Wege stehen!"

So heirateten zwei Brüder zwei Schwestern, und, was die Hauptsache ist, dadurch wurde ich! Niemand von uns allen fünfen hat es bereut. Man will doch auch einmal zusehen, wie es auf Erden zugeht!

Die liebe Semmel und das liebe Kipferl

Ich will da gar nicht lang' herumreden mit Ziffern und Beweisen, ich sage: Das Maismehlbrot, das Kartoffelmehlbrot ist das allerschmackhafteste, allergesundeste von allen! Es pappt nicht, es bröselt, die Rinde ist delikat knusperig. Mögen wir von nun an dieses öde weiße, angeblich feine Vorurteil: Weizen, exportieren, und so einen doppelten Vorteil ziehen von Maismehlbrot, Kartoffelbrot. Unsre Damenwelt gewöhnt sich halt schwer daran! Ja, aber an Reiherfedern, Straußfedern, Blaufuchs gewöhnen sie sich leicht. Weil es Neid erregt und Aufsehen macht! Unsre Damenwelt heißt nichts andres als: feiger Idiotismus des geilen und daher sklavischen Mannes! Pereat das Weizenbrot! Fade Leckerbissen für Schoßhunde und Schoßdamen!

Der Kuckuck:

„Ich der Kuckuck hab eine Riesenwut auf die Dichter! Ich sitz da in diesem faden, hellgrünen Aprilwald, von früh

bis abends, schrei', kreisch' mir die Kehle heraus nach diesem Mistviech von Weibchen, sie hört's ganz genau, die Kanaille, aber sie will mich nebbich reizen und warten lassen bis zum Abend, und, hast du nicht gesehen, die Dichter träumen: ‚Der melancholische, eigentümlich eintönige, ja fast tragische Ruf des unsichtbaren Kuckuck ist gleichsam das tönende Mysterium der ganzen Natur!‘

Soll er sich da hinsetzen, von früh bis abends Kuckuck rufen, wegen der Kanaille, die man ‚belegen‘ muß! Es ist keine Kunst, einen andern zu besingen, wenn man die ‚Einige‘ schon gehabt hat!“

Hermann Bahr: Das Gottsuchen

Der Domherr schwieg einen Augenblick, dann sah er Franz lächelnd an und fuhr fort: „Und nun kannst du dir denken, wie du mich oft ungeduldig gemacht hast mit deinem törichten Verlangen, dir einen Extrazug beizustellen. Ich sah, daß ich dir nicht helfen konnte, weil dir nicht zu helfen war. Denn du wolltest ja nicht zu Gott, das hast du dir bloß eingebildet. Zu Gott wollen heißt nichts andres mehr wollen als ihn, weil nur er allein wirklich ist und alles andre nur in ihm erst wirklich wird; zu Gott wollen heißt die Wahrheit wollen, um jeden Preis. Du aber, wie deine ganze Generation, ihr habt niemals die Wahrheit gewollt, denn ihr wollt überhaupt nichts, ihr wollt nichts haben und wollt nichts sein, sondern von allem haben und an allem schmecken, zur Sinnenlust und zum Zeitvertreib! Und da du nun schon überall gustiert hattest und sonst nichts mehr übrig war, fiel dir ein, schließlich doch auch einmal von Gott zu kosten. Du bemerktest gar nicht, wie, was dir Frömmigkeit schien, eigentlich das

ärgste Sakrileg war. Ihr denkt ja, man könne Religion treiben wie Malerei, Schach oder irgendeinen Sport, und was ihr die neureligiöse Bewegung nennt, ist wirklich nur, damit ihr ein bißchen Bewegung macht, weil ihr spürt, daß euer Geist fett und faul geworden ist. Ich muß dir gestehen, daß du mir höchst lächerlich warst. Gewiß tatest du mir auch leid! Aber was hätt ich mit dir anfangen sollen? Ich konnte dir nicht helfen. Fecit te sine te, non te justificat sine te, heißt es, und noch immer, noch überall ist mir das bestätigt worden. Ich traute dir aber nicht mehr zu, jemals wieder irgend etwas wirklich wollen zu können, dir nicht und keinem von euch. Vielleicht kann ich es jetzt. Vielleicht darf ich jetzt wieder für dich hoffen. Vielleicht ist es der Sinn dieser furchtbaren Zeit, vielleicht hat Gott die gräßliche Prüfung dieses Krieges über die Menschheit geschickt, ein verlorenes Geschlecht im letzten Augenblick noch zu retten. Vielleicht bricht dort draußen dieser bloß ausgedachte, ganz entseelte, mechanische Mensch, den ihr euch künstlich aufgesetzt habt und in dessen luftleerem Raum eure Natur erstickt ist, vor dem Ungeheuren zusammen, und ihr werdet noch wieder wahr! Es ist meine letzte Hoffnung für dich und deinesgleichen. Vielleicht wenn du jetzt im Schützengraben mit Bauern, Knechten, Landstreichern liegen und den Atem wirklicher Menschen spüren wirst, vielleicht erwachst du da. Denn dein Elend, das Elend von euch allen ist ja nur, daß ihr nicht mehr Volk seid. Der innere Mensch hat nur so viel Kraft zur Wahrheit, als er noch Volk in sich hat. Verstehe, was ich meine! Ich meine nicht dieses oder jenes, weder unser noch irgendein andres, sondern das eine Volk, das in allen Völkern steckt, aus dem alle Völker wachsen, das sie dann freilich alle bald überwachsen und so mit allerhand Ausschlag umspinnen, daß zuletzt nichts mehr davon zu sehen ist. Dieses

künstliche Gespinst, das überall das ewig eine Volk bedeckt, trennt eine Nation von der andern. Aber unter dieser bloß ausgedachten, dem wirklichen Menschen vom Verstande zugefügten, durch Erziehung, Sitte, Gewohnheit eingelernten fiktiven Menschenart ist in der Tiefe doch in allen Völkern immer noch das Volk, dasselbe schweigende, leidende, gottergebene Volk. Es gehört ja zu den Errungenschaften des demokratischen Zeitalters, daß darin die Stimme des Volkes verstummt ist, auch das Volk selbst hört immer mehr auf, Volk zu sein, und ist noch stolz darauf. Im finsteren Mittelalter gab es Herren und Knechte, doch Herren und Knechte hatten alle noch ein inneres Gebiet gemein, in seiner Seele war der Herr gerade so Volk wie der Knecht; es gab die Christenheit. In unserer aufgeklärten Zeit kommt das Volk nirgends mehr zum Vorschein, es erscheint nur, soweit es sich verleugnet, indem es selbst ja auch schon das Fiktive des künstlichen Menschen annimmt, also nicht mehr Volk ist. Aber wo du noch Volk findest, bei Fischern und Schiffern unsrer dalmatinischen Inseln, einsamen alten Bauern auf entlegenen Höfen, Steinklopfern, Pennbrüdern und Strolchen der Landstraßen, überall ist es dasselbe Volk in allen Ländern, das Volk ist unnational, übernational, zwischennational. Volksmenschen im Lungau, auf Malamokko oder in der Bretagne, Basken, Friesen oder Slowaken, gleichen einander alle; eigentlich sind sie stets Dostojewskifiguren. Sie haben, welcher Rasse, welcher Zone, welcher Vergangenheit oder Gegenwart immer, alle das miteinander gemein, daß ihnen höchstens außen gleichsam ein Individuum angeschrieben oder aufgeklebt, keiner aber eine Person ist, sondern noch jeder nichts als Mensch, oder um es ganz richtig auszudrücken: nichts als Menschheit, bloßer Menschenstoff, Rohmaterial. Jeder von ihnen enthält potentiell die ganze Menschheit,

die nur aber noch in keinem von ihnen auf ein besonderes Exemplar abgezogen ist. Es fehlt ihnen noch die Form, wie den Gebildeten wieder, die ganz Form geworden und nur noch Form sind, der Stoff fehlt! Der Volksmensch ist noch ungestalt, der Gebildete schon entmenscht. Schon geformte, aber in der Form noch ihre Natur bewahrende Menschen, feste Gestalten, die doch noch einen geheimen Gang ins Chaos hätten und wieder einmal in Fluß und Flammen geraten könnten, gibt es kaum mehr. Vielleicht bringt sie der Krieg uns wieder. Vielleicht zerbricht er die Macht der Unwirklichkeit, vielleicht reißt er euch aus der erstarrten, allen Willen zur Wahrheit lähmenden, den schaffenden Geist erstickenden Form und macht wieder lebendige Menschen aus euch. Vielleicht kommt die Nation aus den Schlachten als Volk zurück. Vielleicht kehrst du heim und hast draußen beten gelernt. Denn beten kann nur, wer erst in einer gewaltigen Not oder aus tiefster Seligkeit alles abgeworfen hat und ein ganz demütiger, entlassener, verlorener Mensch ist, der sich von Gott empfangen will. Du hast Gott immer draußen gesucht, aber dort ist er niemals. Vielleicht kommt dir jetzt einmal die ganze Welt abhanden, und nichts bleibt dir als deine Tat. Wenn dir das geschähe, dann hättest du Gott. Aber dann glaube nur nicht, weil Gott in deiner Tat enthalten ist, du wärest es, der ihn hervorbringt. Du bringst ihn bloß zum Vorschein, aber er war schon da. Er ist immer schon in dir da, du mußt ihn nur entdecken, er muß sich dir nur enthüllen, wie der Künstler sein Werk entdecken muß, das doch von Anbeginn schon immer in ihm liegt, wie sich dir deine Tat enthüllen muß, die zu tun du bloß wähnst, während sie sich in Wahrheit selber tut und dich bloß dazu benutzt. Denn der Künstler ist immer bloß ein Werkzeug seines Werks, und dem Täter wird seine Tat angetan. Philosophisch ausgedrückt:

Was der Mensch sucht, ist alles nur im Subjekte zu finden, aber was er da findet, ist etwas Objektives, von dem dann auch das Subjekt erst seine Gültigkeit erhält. Selber sind wir doch alle gar nichts, ich kann nicht einmal den Mund auftun, wenn mir nichts einfällt. Der Ausdruck ist sehr aufrichtig: es fällt mir ein, es fällt in mich herein, ich also tue nichts dazu, ich empfange bloß, es fällt herein, und ich bin also bloß der Ort, in den es fällt, und auf mich selbst kommt es also dabei nur insofern an, als ich ein guter Ort sein kann, in dem es gedeiht, oder ein schlechter, in dem es verdirbt, so daß schon jeder meiner Gedanken schließlich beides ist, er ist immer Gnade, aber niemals bloß Gnade, sondern immer dazu dann auch noch mein eigenes Verdienst. Ich kann nichts denken, was mir nicht zugedacht ist, ich kann nichts tun, was mir nicht angetan wird, dann aber muß doch schließlich ich es sein, der den mir zugedachten Gedanken denkt, der die mir angetane Tat tut. Und eben das gilt, wie von jedem Gedanken schon, wie vom Werk, wie von der Tat, ganz ebenso vom Glauben auch. Auch der Glaube fängt damit an, daß er dem Menschen sozusagen einfällt, aber bei dem einen auf fruchtbaren Boden, bei dem andern ins Leere. Nun ist es aber das Geheimnis unsrer Kirche, daß sie von Gott eine Kraft hat, auch leeren Boden zu befruchten. Die Gnade steht allen immer bereit, und die Kirche reicht dir nun dazu dann auch noch die Gabe der Empfänglichkeit. Du hast sie nur zu nehmen. Du mußt nichts als wollen, aber nehmen mußt du sie dir selbst, wollen mußt du selbst, der Wille kann dir nicht erlassen werden, es muß deine eigene Tat sein, die kann niemand für dich tun. Vielleicht lernst du's da draußen. Das wünsch ich dir von ganzem Herzen!"

Und nach einer Weile sagte der Domherr noch: „Du darfst

aber, wenn du gelegentlich über meine Worte nachdenkst, nur nie vergessen, daß die Sprache sehr unbehilflich ist, im Angesichte der Geheimnisse wird sie lallend, kein Menschenmund kann die ganze Wahrheit sagen, auch wär's vergebens, denn kein Menschenohr vernimmt sie recht, aber die Menschenhand kann die Wahrheit tun. Du hast bisher immer nur dem Leben zugeschaut. Vielleicht wirst du da draußen jetzt mitten im Tode selber leben lernen." Er gab dem Grafen die Hand und sie schieden.

Alice Berend: Ein Berliner Tod

Slovitzka hatte in einem seiner seltenen Briefe den Wunsch ausgesprochen, die Seinen und das veränderte Berlin noch einmal wiederzusehen.

Slovitzkas Rede hatte jetzt einen singenden, böhmischen Akzent, was Spreemann sehr gefiel. Er hielt sich also nicht mehr für einen Berliner, für den ihn niemand mehr ansehen würde.

Aber er saß nicht ungern mit dem Alten zusammen, der sich noch auf Lieschens Napfkuchen besann und ihn rühmte.

Man hatte überhaupt so manche gemeinsame Erinnerungen. — Daß man auch den gräflichen Enkelsohn teilte, war Spreemann weniger angenehm.

Slovitzka rühmte sich damit, obgleich ihn diese ganze Sache nicht einen Pfennig gekostet hatte, er also nach Spreemanns Meinung wenig Berechtigung dazu hatte.

Slovitzka aber sagte, daß die heiligen Familienbande nicht nach Geld und Ehre fragen, und klopfte sich dabei beteuernd auf den schwarzen Rock, den er von Hans bald nach seiner Ankunft erhalten.

Spreemann, dem bei diesen Worten wieder der neue böhmische Anstrich in Slovitzkas Wesen auffiel, sagte, daß doch Slovitzka, obwohl er kein Berliner wäre, starr vor Staunen über die gewaltige Entwicklung Berlins sein müsse.

Slovitzka strich sich die graugrünen Bartbüschel zu seiten der nassen Nasenflügel.

Endlich konnte er dem Hochmut des andern Großpapas ein wenig auf den Rücken klopfen.

Er nahm eine Prise und sagte, daß er in Berlin nicht begraben liegen möchte.

„Warum nicht?" rief Spreemann, der sich sofort ereiferte. Worauf Slovitzka antwortete, daß ihm Berlin zu geräuschvoll geworden sei.

Nun entspann sich eine heftige Debatte zwischen den beiden alten Männern, wobei Slovitzka eine ganze Flasche Kirschsaft austrank, trotzdem er nach jedem Schlucke schwor, daß nur der böhmische Klosterlikör etwas tauge.

Der Likör war Spreemann gleichgültig.

Berlin hatte es nie darauf abgesehen, den besten Weltlikör herzustellen.

Obwohl anzunehmen war, daß, sobald der Wille dazu da wäre, auch dieses Ziel bald erreicht sein würde.

Aber was Berlin an Fortschritt, Vergrößerung und Selbstentwicklung vor sich gebracht hatte, wollte er von diesem Böhmen anerkannt wissen.

Slovitzka verglich, in der stumpfen Hartnäckigkeit, die ihm Alter und Likör gegeben, alles mit Böhmen, Ungarn und seinem jetzigen Berufe.

Er sagte, daß Berlin noch lange nicht so groß wäre wie Böhmen und die Einfuhr neuer Berliner im Vergleich zur Schweineausfuhr aus Ungarn überhaupt nichts bedeute.

Spreemann verbat sich jeden Vergleich zwischen Berlinern

und ungarischen Schweinen und verteidigte seine Vaterstadt mit dem Stolz eines alten Soldaten der Bürgerwehr und mit dem Mut eines jungen Kriegers.

Als der Kirschlikör den Böhmen endlich ins Schwanken gebracht hatte, nahm er ihm das Versprechen ab, schon am nächsten Tage den Rathausturm zu besteigen. Von dort oben wollte er ihm das neue Berlin vor Augen führen.

Man muß das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden wissen. Diese Turmbesteigung war schon seit langer Zeit Spreemanns heftiger Wunsch.

Doch hatten ihn seine Söhne stets an der Ausführung seines Planes zu hindern gewußt. Der vielen Stufen halber.

Mit der großen Geheimnistuerei, die Greisen und Kindern alle Unternehmungen erst reizvoll macht, setzte Spreemann nun seinen Plan ins Werk.

Slovitzka mußte in einem Café Unter den Linden warten, bis ihn Spreemann abholte, um mit ihm in einer Droschke zum Rathaus zu fahren.

Als Slovitzka die Höhe des Turmes sah, erklärte er sich bereit, die Größe Berlins schon hier unten im vollkommensten Maße anzuerkennen. Spreemann aber war für Ehrlichkeit.

„Nicht hier," sagte er. „Warten wir ab, bis wir oben sind." Und vorsichtig begannen sie die steinernen Stufen emporzuhumpeln.

Nach einer Weile machte Slovitzka halt.

Er verpustete sich und sagte, daß dieses Unternehmen nichts für alte Leute sei. Zumal nichts für Spreemann, der doch weit über die Achtzig wäre. Jedes Kind könne ihm das nachrechnen.

Spreemann erwiderte, daß achtzig Jahre noch kein Alter wären. Was sollten dann erst die Leute sagen, die mehr als neunzig hinter sich hätten?

Ohne Slovitzka eines Blickes zu würdigen, stieg er weiter, die Hand fest am Geländer.

Slovitzka wollte auch nicht als Krüppel hingestellt werden. Ächzend hinkte er nach.

Als er endlich aus dem dunklen Treppengewinde ins Freie trat, stand Spreemann schon oben in Sonne und Sommerwind. Den Hut in der Rechten. Als habe er eben tief vor jemandem gegrüßt.

Er zeigte stumm über das Eisengitter ins Weite.

Alte Augen erkennen Fernes besser als Nahes.

Selbst die matten Augen des müden Trinkers starrten staunend auf das große Siegesfeld hartnäckiger Arbeit und eisernen Fleißes, das sich da unten ausbreitete.

Die alten, schwerhörig gewordenen Ohren spürten doch das Keuchen rastloser Mühsal, das dort über den endlosen Reihen der hohen Häuser, den langen Fensterreihen, den nicht zu zählenden Dächern atmete. Hörten Tausende arbeitende Hämmer zu einem Schlage zusammenklingen, zu dem gewaltigen Pulsschlag der Zeit.

Schienen, Fabriken, Bahnhöfe, Kirchen, Häuser und eiserne Brücken waren dort unentwirrbar durcheinandergeworfen. Wie ein einziger, ungeheuer großer Schmiedeofen rauchte und fauchte alles zusammengekettet im sonnigen Mittagsdunst.

Spreemann hatte die Hand fest um das Eisengitter gekrampft.

Er hatte Slovitzka und den Grund seines Hierseins vergessen.

Ein alter Invalide, der alle drei Kriege mitgemacht hatte, erklärte mit zahnlosem Mund das bunte, lebendige Bild. Lächelnd und stolz, wie wenn er selbst alle die Häuser, Bauten und Plätze zu diesem hübschen Panorama zusammengestellt hätte.

Da war die Friedrichstraße, wo man in seiner Jugend noch Stachelbeeren naschen konnte. Das winzige Viereck dort war der Dönhoffsplatz. Der einmal Gänsemarkt gewesen und wo jetzt der Freiherr vom Stein in Bronze stand. Was dort rauchte, war die Stadtbahn, die deutlich die Linie bezeichnete, wo einstmals die Grenzmauern strotzten. Ringsum, wo die vielen Schornsteine wie die Lanzen eines Soldatenheers in den Himmel stachen, hatten sich einmal überall Landstraßen durch die Felder gezogen.

Spreemann nickte beständig mit dem Kopf.

Er sah, was er geahnt und doch nicht gekannt hatte.

So sah sie also aus, die Stadt seiner Enkel.

Sie war ihm fremd, wie seine Enkel, die er doch liebte, weil sie seine Enkel waren, weil irgend etwas an ihnen ihm doch vertraut schien.

Seine Blicke suchten die grüne Zeile der Linden, und seine Augen gingen vom Brandenburger Tor zum Schloß . . .

Hätte Slovitzka nicht Durst bekommen, hätte er das Heruntersteigen ganz vergessen.

So aber erhielt der Invalide endlich sein Trinkgeld, nachdem er noch auf einen Trupp Arbeiter aufmerksam gemacht hatte, die wie ein Schwarm Krähen auf einem Dach mit vielen Stangen und Drähten hockten.

Bedächtig begann man den Abstieg. Langsam kam man dem Erdboden näher und näher.

Bei einer der letzten Stufen stürzte Spreemann plötzlich.

„Hoppla," sagte Slovitzka und drehte sich um.

Beim Heruntersteigen war er der erste gewesen.

Aber Spreemann stand nicht wieder auf.

Auch auf Slovitzkas ängstliche Frage, ob ihm etwas fehle, ob er sich weh getan, antwortete er nichts.

Man hob ihn auf.

Zufällig hielt das neue Automobil eines bekannten Bankiers vor dem Rathaus.

Spreemann wurde hineingehoben.

Aber ehe seine Wohnung erreicht war, hatte er zu atmen aufgehört.

Franz Blei: Aus „Logik des Herzens"

Die Halle wie vorher. Es ist anderen Tages gegen Dämmerung

Ulrich

(allein, sitzt in einem hohen Lehnstuhl, mit dessen Rücken dem Parke zu):

— Sie ist so schön! So was Schönes hat man nie gesehen! Alle meine Kriegslisten, die ich mir für die Nacht ausgedacht hatte, ah, sie waren schnell vergessen. Welche Nacht! Man kann das nicht! Nein, Nein. Man kann mit solchen Zärtlichkeiten nicht zum Narren halten. So Schlechtes gibt es nicht. So lieb ins Herz fahren falsche Augen nicht, und so gut sind keine Hände, die einem andern Briefchen schreiben ... Und dann der Tag. Wie war er? Wir sind spät aufgestanden. Das Mittagsmahl drei Stunden später als gewöhnlich. Liselotte aß mit wahrer Lust, ganz Fröhlichkeit. Und mein Appetit gesegnet wie immer. Die liebe Schwägerin Sibyll' hatte keinen Hunger. Die Brigitte — wie eine Mumie am Tisch. Und die zwei Alten würgten ihre Bissen mit schiefen Backen hinunter und hatten keinen Blick und kein rechtes Wort. Ich merkte das schon: alle hatten eine Qual, — nur Liselotte nicht ... Ich nicht? Na, na. Es trieb dich doch im Haus herum, den ganzen Tag, und im Garten. Aber die Gespenster werden erst, wenn es dunkelt, sichtlich ... Soll ich an Fenstern und Türen horchen, an Dachtraufen lauschen?

Die Ohren spitzen wie ein grauer Esel? (Rosine kommt leise rückwärts mit Georg aus dem Park.) Da! — Heut haben's die Gespenster eilig. Es ist noch nicht Abend. Da ist das erste. (Er zieht die Beine auf den Stuhl, um sich ganz unbemerkt zu machen, lauscht.)

Alfred Döblin: Wang-lun, der Rächer

Das Geschäft Toh-tsins war sehr einfach. Er hatte zur Verwaltung den Tempel einer sehr armen Gesellschaft, der Musikanten. Sie bezahlten ihm für seine Dienste einen unbedeutenden Betrag und stellten ihm die Kammer zur Benutzung; er mußte sich im Grunde seinen Unterhalt durch Verkauf von Räucherwerk, Messenlesen selbst verdienen, und alles war auf seine Tüchtigkeit gestellt. In einem anderen Stadtteil Tsinan-fus befand sich noch eine Halle für den Musikfürsten; und wenn Tohs Gott den Leuten ihre Wünsche nicht erfüllte, so zogen sie schmähend und beschwerdeführend in die andere Halle und brachten Tohs Gott in Mißkredit.

Wang-lun und Toh-tsin trieben jetzt das Geschäft gemeinsam. Wang wurde Ausrufer und Zeuge des Bonzen. Wenn sie zusammen vormittags durch die Straßen und über die wimmelnden Märkte zogen, ging der riesige Wang im grünen Kittel dem Priester voran, trug die beiden meterlangen Posaunen an ihren Schlünden; in die Mundstücke blies von Zeit zu Zeit Toh-tsin hinter ihm; zwei brüllende tiefe Töne fuhren schrecklich aus den Schlünden unter die auseinanderweichenden Menschen. Vor den Börsen der Seidenhändler, der Porzellanverkäufer priesen sie laut die enormen besonderen Fähigkeiten ihres Gottes; die Lose in seiner Halle gaben die sichersten Rezepte bei allen Krankheiten; eine Messe vor

ihm gelesen sei ebenso wirksam wie billig. Es galt den Heiligen von Zeit zu Zeit aufzufrischen, ihm neue sensationelle Fähigkeiten zuzuschieben; so riefen sie den Spürsinn des Musikfürsten bei der Aufdeckung von Verbrechen, Diebstählen aus. Wurden sie dann wirklich irgendwo hinzugezogen, so forschten sie beim Herumtragen einer kleinen Statue des Hang-tsiang-tses nur die Gelegenheit aus, stahlen etwas später und gruben mit Hilfe des Spürsinns Hang-tsiang-tses an einem entfernten Platze den größten Teil der Beute wieder aus. Es versteht sich, daß bei ertragreichen Diebstählen der Gott sie im Stich ließ.

Da Toh Wangs Neigung zu Narrenstreichen und Übermut kannte, schenkte er ihm eine schöne Hirschmaske mit prächtigem schönen Geweih, eine Maske, wie sie lamaistische Pfaffen bei ihrem Tsamtanze zu benutzen pflegen. Wang-lun freute sich kindisch über das Stück, tollte im Tempelhof und auf der Straße gemeinschaftlich mit den beiden Sänftenträgern herum, erschreckte, verjagte Besucher.

Von seinen Possenstreichen wár die halbe Stadt erfüllt. Wie er sich irgendwo auf der Straße mitten in einen Rudel wilder Hunde setzte, den Hirschkopf überzog, die Hunde angrunzte, dann vor ihnen über belebte Plätze jagte: ein Gellen der Weiber und Kinder, ein Auseinanderstieben, ein Springen, Bellen, Umrennen, und die Hetze verschwand in einer Gasse, wo er die anjaulenden Hunde mit einem Fußtritt in irgendein Papierfenster, eine Sänfte beförderte, und ausrufend weiterzog.

Berüchtigt machte ihn eine Sache, die mit einem ernsten Hintergrund sich in ihren Folgen schwer an ihm auswirkte.

Es hatten sich chinesische Volksstämme in Kan-suh, die dem mohammedanischen Glauben anhingen, trotzig und aufsässig benommen. Sie nannten sich die Salarrh mit den

weißen Turbanen, waren uneins unter sich; man hatte sie mit Gewalt beruhigt.

Es sollte jetzt alles, was mit ihnen in Verbindung und Verwandtschaft stand in den anderen Provinzen, festgestellt, verbannt oder ausgerottet werden, nachdem ihr Führer schon längst sein Leben gelassen hatte mitsamt seinem Anhang. Der Boden schwang schon unter den Füßen der Geheimbünde, die gegen den Kriegskaiser und die fremde Mandschu-Dynastie wüteten, aber man achtete in der stolzen Roten Stadt nicht auf dies dumpfe Geräusch, das seine Stimme später mit dem Schwirren der Pfeile, dem Zischen der krummen Säbel, dem unheimlichen Gesang der rotweißen Feuersäulen, dem Knarren und Bersten der einstürzenden Giebel verstärken sollte.

In Tsi-nan-fu lebte unter andern mohammedanischen Familien die Familie eines gewissen Su. Dieser stellte aus Pflanzenmark Dochte her; er war ein angesehener würdevoller Mann, der den untersten literarischen Grad erreicht hatte. Das Familienhaus der Sus stand in der Einhornstraße, schräg gegenüber der Herberge Wang-luns, und Wang schätzte den klugen, wenn auch eingebildeten Mann sehr.

Der Tao-tai von Tsi-nan-fu ermittelte, daß Su-koh der Oheim eines Mannes war, welcher in Kan-suh die ersten Unruhen gestiftet hatte. Die Häscher nahmen den Dochtfabrikanten fest, brachten ihn samt den beiden Söhnen in das Stadtgefängnis, wo er täglich unter Foltern vernommen wurde.

Er saß über drei Wochen in Haft, als Wang in seinem Gasthof davon erfuhr. Dem fuhr der kalte Schreck durch die Knochen. Er stellte sich den ernsten teilnahmsvollen Su-koh vor, fragte einmal über das andere: „Warum denn? Warum denn aber?“ kam nicht zur Ruhe, bis er selbst fest-

gestellt hatte, daß Su-koh wirklich samt seinen beiden Söhnen im Gefängnis saß und unter Foltern täglich vernommen wurde. Und zwar, weil jener Aufrührer sein Neffe war, welcher in Kan-suh zuerst laut aus einem alten Buche vorgelesen hatte.

Wang setzte sich mittags mit seinen beiden Freunden und drei Bettlern in der Herberge zusammen und beriet mit ihnen, was geschehen sollte. Er schüttelte in der ihm eigenen Weise die beiden offenen Hände vor seinem Gesicht und sagte: „Su-koh ist ein tüchtiger Mann. Seine Freunde und Verwandten sind nicht hier und schon ohne Kopf. Su-koh darf nicht im Gefängnis bleiben."

Der einäugige Bettler erzählte, er hätte am Jamen des Tao-tai gehört, daß in drei oder vier Tagen der Provinzialrichter aus Kwan-ping-fu eintreffen werde, um über Sus Familie rechtzusprechen. Wang forschte ihn mit erregten Worten aus, wer es gesagt habe, wie viele es gehört hätten, ob schon Vorbereitungen zum Empfang des Nieh-tai, des Richters, getroffen wären, wie viele den Nieh-tai herbegleiteten. Als er hörte, daß es ein alter, besonders für diesen Zweck ernannter, hier noch unbekannter Nieh-tai sei, leuchteten seine schmalen Augen höhnisch, dann grinste er, lachte nach einer Pause heraus, daß die Eßstäbchen vom Tisch fielen und die fünf mitlachten, sich anstießen und jeder melodisch das Lachen des andern nachsang. Ein Kopfzusammenstecken, rasches Hin- und Herreden folgte, ein häufiges wütendes Auftrumpfen Wangs. Jeder ging seiner Wege.

Nach zwei Tagen wußten alle Jamenläufer in Tsi-nan-fu und damit die ganze Stadt, daß der Nieh-tai zur Entscheidung der schwebenden politischen Prozesse morgen in Tsi-nan-fu eintreffen würde, rascher, als man erwartet hatte.

Wang-lun hatte mit zwanzig schnell aufgetriebenen Nichts-

tuern und Gaunern aus der Stadt nicht weniger als drei Brücken, die der Sendling passieren mußte, unbrauchbar gemacht, hatte sich und seinen Spießgesellen Festkleider aus einem Pfandhaus entliehen, das ihm und dem Toh wegen mancher billig erworbener Versatzstücke verpflichtet war, und rückte mit seinem sich übertrieben ernst gebärdenden Zuge am angegebenen Tage durch dasselbe Tor in die mächtige Stadt, durch das er wenige Monate vorher allein gependelt war, lächelnd, die feisten Torwächter vertraut grüßend, als käme er eben aus einem der vielen Teepavillons vor der Stadt, in denen sich Dichter und galante Jünglinge ergingen.

An diesem heißen Morgen des achten Monats schlugen ehrfurchtheischend Gong auf Gong vor ihm. Zwei der verbrüderten Lumpen ritten mit Hellebarden dem Zuge voraus auf klapprigen Braunen, auf denen sie unsicher saßen. Es folgten die beiden gongschlagenden Knaben mit drohenden Stirnen, vier Unterbeamte mit den frischlackierten Zeichen der oberrichterlichen Würde. Und in dem blauen Tragstuhl saß hinter geschlossenen Vorhängen ein träumender ehrwürdiger Greis mit einem weißen Bart, der rechts und links von Backen und Kinn in dichten Schwanzquasten herunterfiel auf das schwarze glatte Seidenkleid und fast das wunderschöne Brustschild bedeckte mit dem gestickten Silberfasan: Wang-lun selbst. Die runde schwarze Mandarinenmütze schmückte die Kugel aus Saphir.

Ein kleiner Trupp Soldaten hinter einem Offizier schloß den Zug, Soldaten der Provinzialarmee von der grünen Standarte. Über die Plätze und menschengestopften Märkte, die Stätten seiner ehemaligen Wirksamkeit, zog Wang zwischen Mauern von verstummenden Bürgersleuten; die Tore des Jamens standen weit offen.

Nur einen halben Tag hielt sich der Nieh-tai in der Prä-

fektur auf. Er beschloß, die politischen Gefangenen aus der Sufamilie nicht gleich abzuurteilen, sondern sie mit sich nach Kwan-ping zu nehmen, dort die Antwort des Kaisers auf seinen Bericht abzuwarten.

Ohne in der Stadt zu übernachten, schon gegen Abend, verließ der hohe Blauknopf die aufgeregte Stadt; auf einem Karren unter den Soldaten seines Zuges stand ein schmaler Holzkäfig; in dem saßen, die Hälse durch einen einzigen Holzkragen gezogen, Su und seine beiden Söhne.

Am Abend des folgenden Tages kamen die Läufer des echten Nieh-tais an, die zugleich Beschwerden des Richters überbrachten über die schlechte Wegeverfassung und Polizei im Distrikt. Die ungeheuerliche Nachricht erfüllte dann, aufgedeckt, die ganze Stadt mit Entsetzen.

Es war mit dem Namen der höchsten juristischen Behörde gespielt worden. Der Toa-tai samt seinem Beamtenstab war verloren; die mohammedanischen Einwohner sahen einer summarischen Bestrafung entgegen; die Täter mußten aus ihren Kreisen stammen. Es war vorauszusehen, daß der Stadt das Recht, zu den Prüfungen zugelassen zu werden, kaiserlicherseits auf Jahre entzogen würde.

Wang hatte sich inzwischen mit seiner Gesellschaft demaskiert in einer der Schluchten des Gebirges. Su-koh und seine Söhne, die schon dem Tode verfallen waren, verbrüderten sich mit Wang; es war bei aller schreckhaften Freude kein lauter Jubel in der Schlucht; die drei waren unter den Foltern hinfällig geworden.

Wang kehrte am nächsten Tage in die Stadt zurück zu Toh-tsin, den er ins Vertrauen zog.

Der Nieh-tai blieb noch fünf Tage zur Untersuchung in Tsi-nan. Nach seiner Abreise bei Anbruch der Nacht wurde der Priester des Musikfürsten durch leises Pochen an der

Kammertür geweckt. Die gesetzliche Frau des Su-koh schlüpfte in die Kammer, verhüllte weinend ihr Gesicht mit einem dicken weißen Schleier und setzte sich, ohne Worte zu finden, auf den Boden. Su-koh war mit seinen Söhnen bewaffnet nach Hause zurückgekehrt, weigerte sich, sich zu verstecken und gab an, daß er jeden, der in sein Haus eindringen würde, ihn zu fangen, niederschlagen würde mit Hilfe seiner Söhne und Sippengenossen. Sie beschwor auf der Diele den Bonzen und Wang-lun, sich mit ihr zusammenzutun, damit der Mann und die Kinder wieder ins Gebirge zurückgingen.

Die Frau blieb bei dem Bonzen, Wang lief in das Haus der Sus. Er fand den Vater gekräftigt, ruhig, würdevoll wie sonst, aber in einer entschlossenen Bitterkeit. Su-koh erklärte, er würde die Stadt und Provinz verlassen, aber erst in Ruhe seinen Besitz verkaufen, seine Schulden bezahlen, seinen Priester befragen, welchen Wohnsitz er wählen solle. Wang, indem er den Kopf zwischen die Schultern zog, bot ihm an, den Verkauf und die Lösung der Verbindlichkeiten zu leiten, auch den Verkehr mit dem mohammedanischen Priester zu vermitteln. Su-koh lehnte alles ab.

Da beschloß Wang-lun, sich an seine Fersen zu heften und ihm zu helfen.

Su-koh ging schon am frühen Morgen durch die entsetzten Häuser, verlangte seine Schulden und die, welche seine Frau in seiner Abwesenheit gemacht hatte, zu bezahlen. Er erkundigte sich, ob man wisse, wo er sein Haus zu einem angemessenen Preise verkaufen könnte. In der Menschenmenge, die dicht hinter ihm folgte, sprang der öffentliche Spaßmacher, der Gehilfe Toh-tsins, des Bonzen, der riesengroße Wang-lun, schwatzend und aufgeregt.

Nach kurzer Zeit kamen die Polizisten angerannt. Aber Wang und seine Helfer wußten es einzurichten, daß die Men-

schenmenge sich mit Kindern und Frauen vor den Su drängte und drohte. Der Alte hatte sein Geschäft schon erledigt, ging, unbeirrt durch das Geschrei der Leute und Bekannten, die auf ihn einredeten, in sein kleines Haus. Dann erfolgte ein Trommeln und Blasen. Blaujackige Soldaten sperrten die Straße bis auf eine kleine Durchgangspassage, trieben Herumstehende in die Häuser. Ein hagerer Tou-ssee, ein Hauptmann, befehligte sie.

Barhäuptig trat Su-koh aus seinem Hause, verneigte sich höflich vor dem Offizier und wollte, ohne einen Blick auf die Soldaten zu werfen und ohne Erstaunen über die Umgebung, an der Hausmauer entlang gehen, um ein paar Häuser entfernt eine Besorgung zu machen. Der knochige Tou-ssee sprang hinter dem langsamen, wohlbeleibten Mann her, stieß ihn mit dem Säbelknauf ins Kreuz, riß ihn bei der Schulter herum, schreiend: ob er Su-koh, der entwichene Dochtfabrikant, wäre. Su verschränkte die Arme und sagte, er wäre das; aber wer er, der Tou-ssee, wäre; ob er ein Wegelagerer und Räuber wäre und wie er die Dreistigkeit so weit treibe, einen schuldlosen Mann am hellen Tag mit dem Degenknauf zu stoßen und ihm aufzulauern.

Noch ehe Su zu Ende gesprochen hatte, hatten der Offizier und zwei herbeigesprungene Soldaten ihn mit einigen Säbelhieben an der Mauer niedergemacht.

Wang schrie hell mit den andern auf, die von den Ecken der Straßen dies angesehen hatten. Er wollte zuspringen, aber er zitterte, konnte nicht von der Stelle, seine Glieder waren plötzlich von einer Schwäche und Lähmung befallen. Er trieb mit der Menschenflut im Zickzack über die Plätze, seiner nicht ganz bewußt. Seine Blicke liefen hilflos über die Gesichter, die Gänsekiele und die Ladenschilder, die goldbemalten. Er erkannte keine Farben. Eine immer wachsende

Ängstlichkeit trieb ihn vorwärts. Fünf Säbel fuhren dicht nacheinander durch die Luft, zehn Schritte vor ihm, wohin er sah. Und dann ein graues Durcheinander, Übereinander.

Su-koh, sein ernster Bruder, lag ungerettet auf der Straße.

Su-koh war sein Bruder.

Su-koh war ungerettet geblieben.

Su-koh lag auf der Straße.

An der Mauer.

„Wo ist denn die Mauer?"

Es drängte ihn zu der getünchten kleinen Mauer. Su-koh wollte doch nur eine Besorgung machen. Das Haus war noch nicht verkauft; der Priester mußte befragt werden; wegen des neuen Wohnorts mußte der Priester befragt werden. Er mußte doch an der Mauer entlang gehen. Warum hatte man seinen Bruder Su-koh daran gehindert, an der Mauer entlang zu gehen. O, ihm war so heiß und ihn fror so.

Er trottete zitternd in die Kammer Toh-tsins, der ihn schon erwartete.

Als er Wang verfärbt ankommen sah, faßte er ihn, der sich willenlos führen ließ, gequält seufzte, mit den Fingern spielte, um den Leib, zog ihn in den Tempel. Da öffnete er neben dem Standbild des Musikfürsten eine klinkenlose Tür; sie kamen auf einen Platz mit Schutt und Backsteinen, saßen an der offenen Straße in einem Wegeschrank für obdachlose Geister, ein viereckiges steinernes Bauwerk, in dessen Innerem eine Höhlung ausgemauert war, so groß, daß zwei Menschen geduckt drin kauern konnten. Nach der Straße zu stand die breite Opferschale für Gaben; vom Bauplatz stiegen sie durch ein mit Brettern verstelltes Loch ein.

Im Finstern, in der stickigen Luft saßen sie lange, bis der Feuerstein Tohs gezündet hatte und das kleine Öllicht brannte. Toh war erregter als Wang, der mit sich tun ließ, den Bonzen

umarmte, den Kopf an seiner Schulter hängen ließ. Der verstörte Mann erzählte dann von der Niedermetzelung Su-kohs, weinte wie ein störrisches Kind, sprach von den fünf Säbeln, und Su-koh sei totgeschlagen worden. Er beruhigte sich unter den Worten des andern, atmete tiefer und langsamer und schwieg nachsinnend eine geraume Weile.

Wo bekam man ein Mittel her, daß Su-koh, sein Bruder, wieder aufstand und herumging, und alles für seine Abreise richtete? Dieses Blitzen war dran schuld, daß es kein Mittel gab, daß er, der noch eben ernst die Arme verschränkte, an die Erde schoß und wie eine Katzenleiche herumgezogen wurde. Jetzt erschlug man wohl seine Söhne. Was tat man Su-koh an? Hätte er laut aus dem alten Buche gelesen wie sein Neffe, wäre es kein Verbrechen gewesen; man hatte aber nie etwas von ihm gehört. Darum wirft man seinen Bruder hin, läßt seinem Geiste keine Ruhe. Der Tou-ssee hat Unrecht an ihm getan. Der Tou-ssee hat ihn mit dem Säbel erschlagen.

Wang warf sich an der Seite des Bonzen halb herum, flüsterte, er würde fliehen jetzt; nur ab und zu würde er nachts kommen, sechsmal an seine Tür klopfen. Toh war glücklich.

Wang flossen, als er draußen das Tageslicht wieder sah, die Tränen über das Gesicht. Er weinte verzweifelt auf dem Platz zwischen den zerbrochenen Backsteinen und dem Schrein für obdachlose Seelen; er löste seinen Zopf auf, riß an seinem grünen dünnen Kittel, knabberte gedankenlos an den Knöcheln seiner eiskalten Hände herum. Den Beutel mit Kupfergeld, den Toh ihm gab, schob er zurück; klammerte sich an die Kanten des Schreins, schwang sich über die Latte, lief davon, ohne sich abzutrocknen.

Wang trieb sich sechs Tage bald in der Ebene, bald an den

Randbergen der Stadt herum. In der Nacht des sechsten Tages erschien er bei dem Bonzen, fragte nach seinem Hirschgeweih. Toh suchte es heraus; war glücklich, seinen ehemaligen Gehilfen zu sehen, freute sich an seinem entschiedenen Ernst. Wang nahm die Maske in die Hand, streichelte sie, legte sie an sein Gesicht; der Bonze sah, wie sehr sich sein Schüler verändert hatte. Die entschlossene niedrige Stirn stand über Augen, die meist traurig und voll Unruhe blickten, aber dann wieder ganz ohne Maßen wild und blind zankten. Und der breite bäurische Mund mit der aufgeworfenen Unterlippe war nicht anders: öfter wie in einem Heißhunger geöffnet, meist schlaff, ergeben. Die listigen Linien um die Mundwinkel schwammen leer und zusammenhangslos dazwischen.

Der Priester, dieses verlogene betrügerische Wesen, wurde weich und fromm vor seinem Schüler und ertappte sich dabei, wie er ihn in einem hingenommenen Gefühl segnete.

So saß Toh noch den Rest der Nacht in seiner Kammer wach und dachte an Wang, der schon lange mit seinem Hirschgeweih sich in den Wegeschrank versteckt hatte, ohne zu sagen, was er vorhatte.

Die Nacht ging hin. Als auf dem Wan-kingplatze die Soldaten sich im Bogenschießen übten, standen Haufen von Gaffern und Müßiggängern an dem Zaune; der Staub wehte wie eine hohe lose Gardine über den baumlosen Platz. Nach den Bogenschützen traten Turner und Springer an.

Da bläfften mit einmal die Hunde, die Menschen stoben auseinander; über die niedrige Umzäunung setzte ein tobender Mensch mit einer Hirschmaske, rannte gerade in einen Trupp Soldaten, der aufgelöst vor einer Sprungleine stand, beobachtet von einem hageren Tou-ssee. Die Hunde, dreißig Stück, stürmten zwischen den Beinen der barfüßigen Soldaten hin-

durch, die lachend auseinanderliefen, sich fluchend der bissigen Tiere erwehrten. Der Tou-ssee rannte brüllend hinter der Hirschmaske her, die mit einer Kinderpeitsche ihm um die Ohren schlug, dann nach einem erstaunlichen Satze sich neben ihn stellte, ihm die Maske überstülpte, ihn an sich drückte und an die Erde legte.

Auf dem Platz war es merkwürdig still in diesem Augenblick, alle hörten ein entsetzliches Stöhnen und Schnarchen. Schon raste der grauenvolle barhäuptige Mensch in die Zuschauer hinein; ein paar Kläffer folgten, blitzschnell war er verschwunden. Die großen Hunde liefen winselnd auf dem sandigen Boden um den zuckenden Körper des Tou-ssee, beschnupperten ihn. Die Soldaten verjagten sie mit Steinwürfen. Sie rissen dem Tou-ssee das schwere Geweih ab.

Sein Gesicht war schwarz und gedunsen. Er war erdrosselt; die Halswirbelsäule war ihm umgedreht.

Die Peitschenhiebe der Soldaten unter den Zuschauern nutzten nichts; in den Nachbargassen liefen die Hunde herum. Die Mütter versteckten ihre Kinder, die den Sand siebten, vor den rennenden Soldaten.

Das Hin- und Herrennen nutzte nichts. Das Drohen in die Häuser hinein nutzte nichts. Schließlich fand ein Soldat eine Kinderpeitsche; aber das half nichts; man brachte ihm aus andern Häusern solche Peitschen, mit denen die Kinder Holzesel antrieben.

Um Mittag lief es über alle Marktplätze, durch alle Läden und Gassen, in die Teestuben, Weinschenken und Herbergen, in die weiten Höfe der Regierungsjamen Tsi-nan-fus, durch die vier Tore in die Hirsefelder, Gemüsegärten, über den lehmfarbigen Ta-tsing-ho auf die dunklen Hügel, daß Wang-lun, der Fischerssohn aus Hun-kang-tsun, der Stadtschelm von Tsi-nan, es war, der den alten Su-koh und seine beiden

Söhne in der Maske des Provinzialrichters von Schan-tung befreit hatte, der den Präfekt betrogen hatte mit einem Zug von Lumpen und Verbrechern aus den Tai-schanbergen, mit lackierten Schildern aus einem Pfandhaus, daß Wang-lun jetzt seinen Bruder Su-koh gerächt hätte an dem Hauptmann der Exekutionstruppe. In der Hirschmaske, mit der er die Marktweiber sonst erschreckte, hatte er auf dem offenen Wan-kingplatze den Tou-ssee der Provinzialtruppen vor seinen Soldaten erdrosselt.

Otto Flake: Die Findung des Rings

Der Führer öffnete das Pförtchen einer Mauer, die so hoch war, daß die alten Bäume nur gerade noch mit ihren Kronen darüber hinwegsahen: sie drängten sich in der Mitte des Hofes, der auf zwei Seiten von Gebäuden umschlossen wurde, um eine Art steilen Hügels, auf dessen Spitze Bänke standen.

Von dieser Spitze stürzte, kaum daß sie eingetreten waren, eine Reihe von Irren in der Anstaltskleidung auf sie zu; alle schwatzten und benutzten die Gelegenheit, um die Fremden darauf aufmerksam zu machen, daß sie gewaltsam festgehalten würden; einer hielt sie für Staatsräte, die zur Revision geschickt waren, und überreichte ihnen eine Denkschrift, die er immer wieder von neuem abschrieb und mit Klagen füllte.

Aber dann nahte sich ein alter Mann mit langem, grauem Bart. Er hatte auf einer Bank gesessen und sich an dem Ansturm nicht beteiligt.

Er schob die Menge der Aufgeregten zurück und sprach: „Schweigt, ich habe mit diesem Herrn zu reden, der geschickt worden ist, mich zu erlösen."

Er meinte Horn und sah ihn aus grauen, zottigen Brauen

an. Er schien Horn der älteste Mensch zu sein, den er je gesehen hatte, ja er schien ihm älter zu sein, als Menschen werden. Wenn er silberweiß gewesen wäre, wie Greise sind, hätte er jünger gewirkt als mit diesem ganz ausgebleichten Grau.

Seine Züge waren verwittert und von Schmerz durchfurcht; obwohl seine Brust nicht breit war, wirkte er majestätisch. Er war voll Erhabenheit und weise wie ein alter Hirt, den ein Maler zum Ebenbild Gottvaters hätte wählen können; seine Stimme war tief und brüchig.

„Das ist unser interessantester Insasse," sagte der Führer, „die fixe Idee, an der er leidet, unterscheidet sich von allen, denen man sonst begegnet."

Und er wandte sich an den Alten selbst und führte ihn vor:

„Wie heißt Ihr, Alter?" — „Sebastian."

„Wie noch?" — „Sebastian," wiederholte er ruhig.

„Wie alt seid Ihr?" — „Hundertzehn Jahre."

„Er ist in der Tat vor sechzig Jahren in die Anstalt gekommen," schob der Arzt ein, „und wurde damals, da er jede Angabe verweigerte, auf fünfzig Jahre geschätzt."

„Und warum werdet Ihr so alt?"

„Weil ihr mich nicht sterben laßt."

„Warum lassen wir dich nicht sterben?"

„Weil ihr mir nicht Glauben schenkt."

„Was müßten wir dir glauben?"

„Daß ich den Ring besessen habe."

„Welchen Ring?" — „Der unsichtbar macht."

„Und wo ist er?" — „Im Museum in der Stadt im ersten Stock im Glaskasten am hintersten Fenster."

„Wie sieht er aus?" — „Er ist schwarz."

„Und wenn dir jemand glaubte?"

„Dann müßte er so lange leben, bis er jemand gefunden hat, dem er das Geheimnis mitteilt und der es ihm glaubt."

„Wozu dient der Ring dem, der ihn hat?"

„Der, der ihn hat, kann mächtiger als ein Kaiser werden. Er kann Gold zusammenraffen, Frauen Gewalt zufügen, den Papst in seinem Zimmer schlafen sehen, seine Geliebte belauschen, wenn sie ihn fort wähnt, Eisenbahn fahren, Kriege verhindern, alles Gute und alles Schlimme tun, ohne daß ihn jemand erblickt noch ergreift."

Der Arzt schickte sich an, weiterzugehen; da bat der Alte, indem er die Hand auf Horns Arm legte:

„Laßt mich mit diesem Herrn sprechen."

Der Arzt zögerte einen Augenblick, dann sagte er zu Horn: „Wenn Sie wollen, tun Sie es, er ist harmlos. Wir gehen inzwischen langsam zur Bibliothek hinüber, die Sie dort aufstehen sehen."

Der Alte zog Horn in eine Ecke:

„Ich bin nicht irre, wie die, mit denen ich zusammen lebe. Ich sehe an Ihren Augen, daß Sie über die Dinge des Lebens nachdenken. Ob Sie an das Geheimnisvolle glauben oder nicht, haben Sie Erbarmen mit einem, der müde ist wie Ahasver, der auch nicht sterben durfte. Wenn Sie wieder in der Stadt sind, gehen Sie in das Museum und suchen Sie die Vitrine am hintersten Fenster, das aufs Wasser geht. Zwischen Ringen aus Gold und Silber liegt ein schwarzer aus Stein. Sie sind ein Mann, der die Studierten kennt: bitten Sie den Direktor, daß er Sie den Ring in die Hand nehmen läßt. Dann stecken Sie ihn an und sehen Sie, ob ich wahr gesprochen habe: Sie werden unsichtbar sein, solange Sie ihn anhaben. Und dann glauben Sie; dann ist das Geheimnis weitergegeben."

Horn hörte ihm aufmerksam zu und versprach, nachzusehen, ob der Ring in der Vitrine läge. Dann folgte er den andern. Er mußte ihnen berichten, was der Alte ihm erzählt

hatte. „Eine seltsame Zwangsvorstellung," sagte Meister. Der Anstaltsarzt antwortete:

„Wie ich aus den Akten gesehen habe, hat man, da er niemals sonst ein Zeichen von geistiger Gestörtheit gab, vor dreißig Jahren den Versuch gemacht, ihn einem Altersheim zu überlassen; aber zwei Tage darauf wurde er ergriffen, wie er die Vitrine erbrechen wollte. Vor fünf Jahren wurde der Versuch wiederholt — dasselbe Resultat. Das ist der einzige Grund, weshalb man ihn nicht frei herumgehen lassen kann."

Horn und Meister fuhren nach der Stadt zurück. In der Nacht träumte Horn lange und tief, als zögen Jahre seines Lebens vorüber.

Es war Mittag des nächsten Tages. Horn ging zum Museum, trat ein, durchschritt die Säle und stand im ersten Stock. Von weitem sah er die Vitrine vor dem hintersten Fenster.

Sie enthielt Ringe; unter den goldenen und silbernen lag ein unscheinbarer schwarzer — er war, soviel Horn erkennen konnte, nicht von Metall, sondern von dunklem, etwas speckigem Stein.

Die Nacht verstrich, Horn stand auf, erledigte seine Arbeit und begab sich zu Meister, um ihn zum Mittagessen abzuholen. Wieder kam er am Museum vorüber. Da sah er Meister die Treppe, die vom ersten Stock hinabführte, heruntereilen und ihm zuwinken.

„Wissen Sie das Neueste? Heute morgen erhielt ich telephonisch von dem Kollegen in der Irrenanstalt die Nachricht, daß der Alte in der Nacht entwichen ist. Da man sofort an die Vitrine dachte, warnte man auch die Museumsleitung. Es war zu spät, der Kasten ist aufgebrochen, der Ring verschwunden."

Daß der Alte den Einbruch verübt hatte, unterlag keinem Zweifel; er war der einzige Besucher gewesen, den die Wärter

gesehen hatten; aber obwohl sie sofort, als sie ein Klirren vernommen hatten, in die Nische geeilt waren und obwohl nur ein einziger Gang zwischen allen Schränken hindurch dahinführte, auf dem sich niemand verstecken konnte, hatten sie doch nichts mehr von ihm bemerkt.

„Er hat sich eben mit seinem Ring unsichtbar gemacht," meinte Meister ironisch.

In diesem Augenblick glaubte Horn zu spüren, daß sich eine Hand in die Seitentasche seines Anzugs versenkte. Er drehte sich um und sah niemand, er griff in die Tasche und zog etwas hervor.

Es war eine graue Strähne. Ein Stückchen roten Bindfadens hielt sie zusammen. Ärgerlich warf er sie fort, Meister hatte nichts bemerkt. Nach einer Weile kamen sie in das Gewühl, wie es der Mittag auf den Verkehrsstraßen zu bringen pflegt.

Aber statt weiterzueilen, stauten sich an einer Stelle die Menschen. Drei Burschen zeigten einem Kreis von Zuschauern auf der offenen Hand Fünfmarkstücke, jeder hatte in kurzem Abstand vom andern eines gefunden. Ein Ruf erscholl: weiter vorn hatte sich der gleiche Vorgang wiederholt, zwei Arbeiterinnen zerrten einander, jede hatte das Geld zur gleichen Zeit erblickt.

„Da liegt noch eins," rief eine Stimme, „da . . . da," eine zweite und dritte. Und plötzlich flog von der Seite, von der Straße her, Horn die gleiche Münze vor die Füße. Die Menge wartete, es kam nichts mehr, sie gingen weiter.

Als sie bei Tisch saßen, faßte Horn ohne Grund, wie man bisweilen tut, in seine Tasche: er fühlte etwas, was ihm bekannt vorkam, und zog es heraus: es war die Strähne, die fortgeworfen zu haben er sich deutlich entsann. Nach Tisch suchten sie ein Café auf, dann ging er nach Hause.

Seine Wohnung lag im ersten Stock. Während er schon auf der zweiten Hälfte der Treppe war und eben den Schlüssel zur Hand nahm, hörte er unten die Haustür gehen und Schritte näherkommen, die rasch aber sehr leise waren. Er schloß auf, trat ein und drückte die Tür ins Schloß — da schien es ihm, als erfolge von draußen ein Gegendruck, wie wenn jemand noch in der letzten Sekunde eingelassen zu werden versuchte; das Schloß faßte aber.

Er spähte durch das Glas und den Vorhang hinaus: es konnte nur Einbildung gewesen sein, es stand niemand draußen. Er legte sich ein wenig zur Ruhe. Nach einer Weile schellte es; er ging zur Tür, es hob sich niemand draußen ab — er öffnete nicht.

Kaum hatte er sich wieder gelegt, so ertönte die Klingel von neuem; sie läutete zweimal. Er blieb liegen, da wurde vernehmlich an die Glasscheibe geklopft.

Diesmal sah er schon vom Ende des Ganges, daß jemand draußen stand. Er trat näher und erblickte den Alten aus der Irrenanstalt. Ein Unbehagen hielt ihn ab, ihm zu öffnen. Er ließ ihn schellen und kehrte in sein Zimmer zurück. Der Alte begehrte noch ein paarmal Einlaß, dann wurde es still. Horn schlief ein und erhob sich spät, dann fuhr er auf den Kirchhof, dann aß er zum letztenmal mit Meister zu Nacht und verabschiedete sich von ihm.

Es mochte elf sein, als er ihn verließ und in das neue Viertel zurückkehrte, in dem sein Haus lag. Die Straßen waren still und breit, es war, als seien viel größere Steinmassen für sie verwendet worden als in der Altstadt. Nicht weit von seiner Wohnung lag ein Park. Er war nicht sehr groß, aber seine Bäume waren alt und hoch.

Schwachbeleuchtete Alleen liefen auf einen Musiktempel in der Mitte zu und schnitten sich in ihm. Hier und da standen

Bänke, auf den dunkleren saßen Pärchen. Er suchte seine Lieblingsbank und fand sie unbesetzt.

In hundert Sommernächten hatte er in seinen Studienjahren hier gesessen und, während am Himmel Sterne funkelten, alles durchdacht, was ihn bewegte. Ebenso selbstverständlich, wie er noch einmal auf den Kirchhof gegangen war, schenkte er dieser Stätte eine letzte Viertelstunde.

Plötzlich hatte er das Gefühl, daß sich jemand neben ihn setzte, und diese Wahrnehmung jagte ihm einen Schauer durch den Körper — noch bevor er sich endgültig klargemacht hatte, daß er niemand zu sehen vermochte. Seine Nerven ließen ihn im Stich, er hatte Angst.

Er warf einen Blick auf die erleuchtete Allee, die etwa dreißig Schritt entfernt lag, und sprang auf, um die Laternen zu erreichen: eine Hand legte sich auf seinen Arm, eine tiefe, brüchige Stimme sprach: „Bleiben Sie, ich tue Ihnen nichts zuleide."

Die Hand wurde einen Augenblick zurückgezogen; als sie sich wieder auf ihn legte, sah er sie, den Arm, den ganzen Menschen, — den Alten.

„Sie haben nicht geglaubt, was ich Ihnen von dem Ring sagte, und da ich es Ihnen beweisen wollte, mußte ich Sie verfolgen. Erinnern Sie sich der Strähne, die Sie zweimal in Ihrer Tasche fanden, und der Szene mit den Geldstücken, die ich Ihnen vorführte? Leider waren Sie zu schnell für mich, denn Ihre Beine sind achtzig Jahre jünger als meine: so konnte ich Ihnen nicht rasch genug folgen, um mit Ihnen Ihre Wohnung zu betreten. Sie haben mir nicht aufgemacht, als ich schellte, und ich konnte nicht den ganzen Nachmittag auf Ihrer Treppe stehen, denn ich war müde; ich fand Ihre Spur erst wieder, als Sie Ihren Freund abholten, und dann mußte ich noch Stunden warten."

„Was wollen Sie von mir?" fragte Horn, „Sie nehmen doch nicht im Ernst an, daß ich an Ihre fixe Idee glauben soll?"

„Überzeugen Sie sich, hier ist der Ring, ein schwarzer Reif aus Stein, wie ich Ihnen sagte. Jetzt streife ich ihn an meinen Finger — so, was sehen Sie nun?" Horn sah nichts mehr.

„Jetzt ziehe ich ihn aus," fuhr die Stimme fort.

Der Alte war wieder sichtbar.

„Es ist Nacht," sagte Horn, „die Dunkelheit narrt mich."

„Kommen Sie dort unter die Laterne, ich wiederhole den Versuch."

„Lassen Sie mich in Frieden, sonst bin ich imstande und rufe den nächsten Schutzmann, damit Sie wieder in die Anstalt gelangen, wohin Sie gehören."

„Sie könnten mir keinen größeren Gefallen tun, als wenn Sie einen Schutzmann herbeirufen, er würde vor Ihren Augen ins Leere greifen. Kommen Sie, wir wollen suchen, bis wir einen gefunden haben."

Horn stand auf und war entschlossen, so rasch wie möglich sein Haus zu erreichen. Der Alte hielt ihn nicht zurück, er folgte ihm einfach. Als Horn in den Lichtschein einer Laterne trat, überholte er ihn, stellte sich neben den Pfahl, hielt den Ring in die Luft, so daß Horn deutlich die leere Rundung sah, steckte ihn an und war verschwunden, um nach ein paar Augenblicken, die er wirksam verlängerte, wieder sichtbar zu werden. Dann nahm er Horns Hand, legte sie an den Ring und wiederholte alles noch einmal: Horn fühlte, daß der Ring an seinem Finger saß: er fühlte es, denn er konnte seine Hand nicht mehr sehen.

Von der Straße, die am Park entlang führte, löste sich eine Gestalt und schritt in die Allee hinein, auf sie zu; man sah einen Helm funkeln.

„Da ist der Schutzmann, den Sie wünschten," sagte der Alte, „rufen Sie ihn und fordern Sie ihn auf, mich festzunehmen." Das zu tun, widerstrebte Horn; er streifte den Ring ab, warf ihn weg und ging weiter.

Der Fremde folgte ihm. Horn tat, als wäre er nicht da und richtete alle seine Gedanken darauf, rasch seine Haustür aufzuschließen und wieder zu versperren, wenn er hindurchgeschlüpft wäre. Im Notfall wollte er dem Alten einen Stoß geben, wenn er mit ihm einzudringen versuchte. Es fiel ihm schwer, sich nicht nach ihm umzuwenden, denn jener ging lautlos und unheimlich auf den Stoffschuhen, die er schon in der Anstalt angehabt hatte.

Ungehindert schloß Horn die Haustür auf und trat ein, aber als er sich dann umdrehen mußte, um von neuem zu schließen, stand der Alte draußen dicht davor und flüsterte durch den Spalt:

„Der Ring ist in Ihrer Tasche, behalten Sie ihn nur diese eine Nacht und stellen Sie sich vor den Spiegel; tun Sie es um meines Alters willen, haben Sie Mitleid."

Gerhart Hauptmann: Die Taufe

Es floß ein Bach, der klares und kühles Wasser enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel spiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büschen versteckt und umstellt. In einem solchen zerteilten Haine, dessen Grund ein blumiger Rasen war, hatte Quint seine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Gurren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachsenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Busch zu Busch. Das Lachen des

Buntspechtes scholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint sich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, schien alles ein Bild aus den Unschuldstagen der Menschheit zu sein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Wasser stieg, sah er, wie eine Schar kleiner Fische gedankenschnell auseinanderstob; danach jedoch sah er sich selbst im Wasser.

Es muß gesagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe sollte vollzogen werden! — weit entfernt von jeglicher Frivolität, ein Gefühl erhabenster Weihe empfanden. Es ist nicht zu billigen, ganz gewiß, daß sie sich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Gesetz unter Strafe stellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jesus die Armen an Geist und die Einfältigen, wenn sie nur reines Herzens waren, besonders liebte, so wird man nicht ohne Nachsicht sein.

Die Absichten der Männer waren lautere. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit: der Täufling bis zur Ohnmacht verzückt und verzehrt. Nur freilich, sie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerspaltete, christliche Kirche verwirklicht hat, sahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Diese, wußten sie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war sie ihnen fremd, und sie kannten sie kaum vom Hörensagen; aber sie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jesu und seines zukünftigen Reichs auf Erden sein.

So wurden dem armen Tagearbeitersohn, als die für ihn geheiligten Wassergüsse ihm Scheitel, Schultern und Brust besprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, son-

denn es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieser, mehr als Emanuel hingerissen, an sich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubst du, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist?" Und Emanuel hatte das „Ja" geantwortet. Bruder Schwarz indessen sah mehr in ihm. Sein sanguinischer Schwärmergeist war gewaltsam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranschweben sah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er sich vor wie der Täufer Johannes, und der Himmel schien ihm geöffnet zu sein.

Johannes V. Jensen: Auf Java. Novelle

Ich reiste von Singapur nach Batavia mit dem holländischen Dampfer „Geldern", einem großen, modernen Schiff mit elektrischem Betrieb und allen Bequemlichkeiten. Wie eine Mauer ragte er am Kai von Tanjong Pagar auf, eine ganze Straße oder eine Ecke von einer Stadt, mit weißgekleideten Einwohnern, die sich hoch, hoch oben übers Promenadendeck lehnten und herunterguckten, ein Stockwerk und ein Kajütengrad überm andern, und am allerhöchsten eine Tressenmütze auf der Kommandobrücke. Unbegreiflich, daß so ein Riesenkasten, der einem ganzen Berg gleicht, sich bewegen kann und daß die Wellen ihn meistern können. Das Orchester spielt, die unvermeidliche Schiffsmusik, die mich immer an Begräbnis und an die Titanic erinnert, und mit spärlichem Taschentücher-

schwenken lösen wir uns vom Kai ab, wo Weiße und Farbige durcheinander dicht gedrängt bis an den Rand des Bollwerks stehen.

Ein Januarabend war es, in der Regenzeit, Windstille nach dem Regen und neue Wolken über der Wasserstraße. In der nassen, warmen Luft fühlte man sich feucht wie ein Baby und seufzte nach etwas Kühlung. Bald nachdem wir abgefahren waren und die Forts und Inseln hinter uns gelassen hatten, war es Nacht.

Die Boys an Bord waren Malaien, Javaner, im Gegensatz zu der chinesischen Bedienung in Singapur und den Hindus auf englischen Dampfern; ein Boy wird übrigens in Holländisch-Indien Jonge genannt. Sie tragen ein Tuch um den Kopf, sind ziemlich schmächtig, aber machen keinen so femininen Eindruck wie die Chinesen; sie bedienen im Salon mit nackten Füßen und nehmen gelegentlich ein Messer, das auf die Erde fällt, mit den Zehen auf.

Beim Mittagessen entdeckte ich, daß ich in eine Gesellschaft geraten war, die sich sehr intim miteinander eingelebt hatte, wahrscheinlich war man schon fast einen Monat seit der Abfahrt von Holland zusammen an Bord gewesen. Der Ton war ganz anders als der, den man auf englischen Dampfern gewöhnt ist. Holländer sind mir im übrigen ganz unbekannt; in gewissen Beziehungen erinnern sie mich an Skandinavier; ich wechselte mit keinem ein Wort während der ganzen Reise.

Der Salon glich, wie immer auf großen Dampfern, einem Restaurant, wo man in der Juwelenbeleuchtung vieler elektrischer Flammen und Spiegel an kleinen Tischen speist, beim ununterbrochenen Schnurren der elektrischen Windflügel, und dann natürlich bei Orchestermusik.

Mir gegenüber am Tisch saß eine Mannsperson, die mit Gemütsruhe große Stücke warme, abscheuliche Wurst verzehrte

und rauchenden Kohl nachschaufelte. Wenn der Teller leer war, drückte er mit der flachen Hand seinen Schnurrbart in den Mund und saugte ihn ab, winkte darauf dem Jonge und bekam eine neue Portion Wurst. Alle weitern Gerichte musterte er abfällig und versah sich reichlich; erst nachdem er eine Weile gegessen hatte, hob er seinen Kopf vom Trog und begann an dem, was um ihn herum vorging, teilzunehmen. Durch das Tropenkostüm wird es einem erschwert, Menschen zu taxieren, ich hielt ihn für einen Schulreiter; er war ein großer, gutgewachsener Kerl, mit einem hübschen Gesicht, aber einem eigentümlich versteckten, rohen Zug an der Nase. Die Verpflegung war holländisch, der Nachtisch bestand aus frischen Tropenfrüchten, die man in Singapur eingenommen hatte.

Rings an den Tischen wurde Champagner getrunken. Es war der Abschied, der sich näherte, in einigen Tagen würde die Gesellschaft in Batavia an Land gehen und sich in die verschiedenen Himmelsrichtungen von Java verstreuen. Viele holländische Damen waren dabei, mehrere sogar jung und reizend, in mondänen, luftigen Toiletten, sie nahmen Toaste entgegen, traten sehr natürlich auf und gossen den Wein in einen lächelnden Mund; die ganze Gesellschaft schien sich gut zu kennen. Eine leichte Erotik lag in der Luft, ohne Nervosität. Die Paare schienen sich gefunden zu haben, mochte es während der Reise oder schon vorher geschehen sein.

Einige Plätze weiter unten, an der andern Seite des Tisches, bemerkte ich ein großes, blondes, junges Mädchen von ausgeprägt flämischem Typ. Die Gesichtszüge, ihr ganzer Ausdruck, waren auffallend nordisch. Als sie einmal aufstand, sah ich, daß sie schlank in der Taille war, mit breiten, vollen Hüften, ein üppiger, gesunder und solider Mensch. Die Hände, groß und tüchtig, und etwas Selbständiges in ihrer Haltung,

ließen mich vermuten, daß sie Krankenpflegerin sei; sie hatte etwas vorstehende Zähne, das Haar war rot und, wie es bisweilen bei kräftigen Frauen vorkommt, nicht sehr reich. Sie floß über von Weiblichkeit. Wenn sie lachte, schlossen die Augen sich zu einer schmalen Spalte, und es blitzte darin von verdichtetem Licht, es war, als ob ein vitales Fluidum, eine Wärme von innen sich der Atmosphäre um sie herum mitteilte; nur nordische Frauen, denen alles Blut bis in die dünne Haut hinaus pocht, können so lachen und strahlen. Rothaarige Frauen haben bisweilen, solange sie jung sind, etwas geradezu Übernatürliches an sich, man betrachtet sie nicht wie andere Frauen, man wird von ihnen geblendet. Die zarte, durchsichtige Haut steht nicht wie ein Stoff in der Luft, sondern wie etwas Leuchtendes. Das Haar, die Augen, das Lächeln leuchten, sie sind lauter Licht, sie sind eins mit Luft und Sonne, sie sind Luft und Sonne. Leuchtende Nerven haben sie, man sieht das Blut in ihnen brennen, sie können die Hitze der Schöpfung nicht verbergen, sie leben und leuchten in einem Äther von Liebe. Sie sollen und müssen verbrennen.

Solch ein Anblick war sie, und ich sah, daß die Glut entfacht war. Sie glühte von Wein, Keckheit und Süße loderten in ihren Augen, ich sah, wie der Mädchenübermut in ihr wuchs, und ließ unwillkürlich meine Augen herumwandern, um ausfindig zu machen, für wen sie heimlich erglühte . . .

Wie sie mich an ein Frühjahr in Holland erinnert, kalte Ostertage, als ich das Land durchreiste, knospende Weiden auf den Dämmen und neugeborene Lämmer auf den niedrigen Wiesen. Das Wasser lächelte und blitzte und hüpfte in kleinen Frühlingswellen durch die Kanäle. Ich sah Bekassinen und Wolken von Lerchenscharen in der Luft, hinter denen der Kiebitz herschimpfte, Vieh und Stare im Marschland, und dann

all die Hyazinthen, ganze Areale, wie vom Himmel gefallene Farben, knallblaue, gelbe, rosa und purpurrote Hyazinthen und Tulpen, man spürte ihren Duft ganz bis in den Zug hinein, saß wie in einem kühlen Blumenbecher, einem Duft von Sonnenfeuer, der sich mit dem frischen, kühlen Wind vermengte, gegen den die Radfahrer draußen auf steingepflasterten, ebenen Wegen ankämpften und den die Windmühlen mit offenen Armen auffingen; reingefegter Himmel — wie kalt, wie lockend, am liebsten hätte man sich aus dem Kupeefenster gestürzt und in all der Frische begraben! Welch ein Unterschied gegen die Tropen! So sah die junge Holländerin aus, wie ein Ostermind, meergekühlt, mit einem Duft von Sonnenfeuer. Wenn sie sich nur nicht zu weit von ihren Quellen entfernt hatte!

Das Mittagessen endete halb bacchantisch, obgleich immer noch in einem bürgerlichen Ton, man war ja unter Holländern. Später versammelte man sich auf dem Promenadendeck, unterm Sonnensegel, das sich jetzt wie eine Zimmerdecke von der Tropennacht abhob. Seitwärts gähnte eine sammetschwarze Dunkelheit, und von dort kam eine ganz schwache Brise, durch die Fahrt des Schiffes hervorgerufen. Nur ein fernes Sausen unten aus der Dunkelheit gemahnte daran, daß wir fuhren. Einige Kinder durften noch auf Deck Luft schnappen, bevor sie nach unten und zu Bett mußten; sie trugen nur ein dünnes, leinenes Kleidungsstück, Hemd und Hose in eines, sowohl Knaben wie Mädchen, übrigens die gewohnte Tracht für holländische Kinder im Osten, tags und nachts dieselbe. Die Gesellschaft verstreute sich in Liegestühle, hier und dort ein Paar dicht beieinander, jemand spielte Gitarre, und einige sangen im Chor ein kleines holländisches Lied dazu, anspruchslos, zu ihrem eigenen Vergnügen. Eine Wolke entlud sich, prasselte aufs Sonnensegel, und einige Tropfen

wurden sichtbar, indem sie von der Seite in den Lichtkreis des elektrischen Lichtes drangen. Das schien niemanden zu stören; die Luft wurde feuchter, aber nicht sonderlich kühler. Man tanzte und amüsierte sich, immer in einem Stil, der etwas Selbstverständliches hatte, ohne das geringste Sichzurschaustellen.

Ich suchte meine Kabine auf, eine Zelle tief unten im Innern des Schiffes, und sah, daß die Koje nur mit einem Laken über der Matratze winkte, weiter nichts, es sei denn, daß man den Wind von dem elektrischen Ventilator, der in der Ecke flüsterte und einem großen rotierenden Auge glich, als Bettdecke betrachten wollte. Ja, da war auch noch the dutch wife, der lange Pfühl mit dem Überzug, den man zwischen die Knie legt, um weniger unter der Wärme zu leiden. Ich drehte das Licht aus und lag im Grabesdunkeln. Langsam sammelte der Schweiß sich zu Tropfen, die einer nach dem andern über die Flanken herunterrollten, wie bei einem Braten überm Rost. Das war die Strafe für meine Sünden und ich ertrug sie mit Fassung. Was mir aber wirklich naheging — und hier drehte ich mich einmal am Spieß um — war, daß ich abends auf Deck im Dunkeln, hinter einigen Rettungsbooten, zwei weiße Gestalten gesehen hatte, die auseinanderglitten, als ich sie unvermutet überraschte: das große verwegene Mädchen und mein Gegenüber vom Mittagstisch, mit den Reiterbeinen und dem halbverborgenen, schmutzigen Zug an der Nase.

Java ist eine Welt für sich; im Laufe einiger Wochen nahm ich davon auf, was von selbst hängen blieb, und verließ die Insel, bevor ich gegen ihre Eindrücke abstumpfte. Später aber habe ich nicht recht gewußt, was ich aus Java machen sollte. Es ist eine prachtvolle Insel, aber seelenlos. Die wildwachsende Kraft der Tropen, die Dschungeln, sind

hier von Agrikultur abgelöst, die Insel ist vom Strand bis zum Gipfel der Vulkane hinauf bebaut; dagegen läßt sich nichts sagen, man plündert das Klima, nimmt, was es gibt, aber ein altes, edles Bauernland ist es nicht. Eine ungeheure Masse Eingeborene gibt es dort, dreißig bis vierzig Millionen, die weder Wilde noch Zivilisierte sind; schwache und fleißige Javaner, liebenswürdig, ohne daß man sich ihrer recht erinnert. Und die Holländer? Die Welt hat sich seit Menschenaltern damit begnügt, sie als phlegmatisch zu charakterisieren. Sollte ich etwas anführen, was sie unbedingt von andern Menschen unterscheidet, so ist es, daß ihre Türdrücker in Holland nach unten zeigen, während sie in allen andern Ländern seitwärts stehen; das ist eigentlich die Summe meiner Erfahrung. Um etwas von einem Land, einer Nation oder einer Rasse zu wissen, muß man mit einer ihrer Frauen gelebt haben.

Man klettert mit einer Eisenbahn auf Java hinauf und befindet sich dann auf einem Plateau, wo die Wärme gar nicht so schlimm ist; unten an der Küste, in Batavia, Semarang oder Surabaya ist es heiß, glühendheiß, Tag und Nacht, das ganze Jahr. Oben im Innern ist die Temperatur durchschnittlich wie an den heißesten Hundstagen in Europa, einigermaßen zum Aushalten, wenn man in Pyjamas herumgeht oder im Automobil fährt und Luft bekommt. Die javanischen Eisenbahnwagen sind mit mehreren Fach Fenstern im Kupee, mit Glasscheiben, Fliegennetzen und Sprossen ausgestattet und zerfallen auf natürliche Weise in drei Klassen: I, wo die Weißen reisen, II, wo die Mischblutklasse es sich behaglich zu machen versucht, III, offene Viehwagen für die Eingeborenen.

So reist man denn und bekommt die trockenen Vorstellungen, die man von Landkarten und Reisebüchern hat, gegen die ungeheuren Bilder der Wirklichkeit eingetauscht.

Gewaltig ist Java, eine Insel, die die Erde für ihre Schornsteine bestimmt zu haben scheint, denn am Horizont dämmert ein himmelstrebender Vulkan neben dem andern, hohe, vollkommen regelmäßige Pyramiden, deren Spitzen sich in den Tropenwolken verflüchtigen und ebenso schön sind wie der japanische Nationalberg Fujiyama. Wenn eine kräftige Rasse auf der Insel lebte, würde sie in Sage und Kunst viel berühmter sein als das in Wirklichkeit von der Natur stiefmütterlich behandelte Japan. Japan aber lebt, während in Java eine zahllose Bevölkerung wie Schatten von sich selbst umherschleicht. Bezeichnend hierfür ist das javanische Wajang, die einzige nationale Kunst, eine Schattenkunst, wo die Silhouetten einer vergessenen Götterwelt über die weiße Leinwand spuken, eine Nachtkunst. Ich sah sie, während der Kegel des Berges Sumbing seinen rauchatmenden Krater vom Vollmond abhob und die zarten, unendlich verfeinerten Harmonien des Gamelangs unter den Tropenbäumen erklangen, primitiv einförmig, aber zu den allerausgesuchtesten Klängen und Bruchteilen von Tönen herabgedämpft, die Musik einer wilden, aber bereits alten Rasse.

Das war in Magelang, der Stadt, deren Name allein wie Musik klingt, Magelang, wo ich jeden Morgen zeitig eine seltsam zarte und flüchtige Musik hoch oben in der Luft hörte, die aus den Wolken zu kommen schien oder vom Sumbing, der seinen rauchenden Kopf vom Tiefland durch Dunst in eine schwindelnde Morgenklarheit emporhob —, war es möglich, daß der Sumbing einen Harfenlaut von sich gab? Dort oben wehte es ja beständig und pfiff vielleicht im Krater; eine Erklärung für diese mystische Musik muß es doch geben. Später erfuhr ich, daß es Tauben seien, denen die Javaner Bambusflöten unter die Flügel binden, so daß es wie kleine Wolkenorgeln von ihnen herabtönt. Magelangs Tauben und

Sumbings narbiger Krater über den Wolken aber werden stets mit demselben Ton in meiner Erinnerung haften bleiben. Übrigens hört man dieselbe luftige Musik in Peking, wo die Chinesen ihre Tauben auch mit kleinen Bambusflöten versehen, die beim Fliegen klingen. Offenbar eine alte mongolische Liebhaberei, die so entfernt voneinander liegende Orte wie Peking und Java gemeinsam haben, eine uralte panische und unschuldige Freude an der „Sphärenmusik".

Über Sukabumi und Bandung — klingt das nicht wie ein Griff in ein Musikinstrument? — kam ich nach Garut, wo ich aus irgendeinem Grunde blieb. Ich kehrte in dem alten schnurrigen Hotel Papandajang ein, einer Mischung von holländischem und malaiischem Stil, es war, als ob mehrere große Spankörbe in einem Palmenhain verstreut waren, düstere Zimmer, der Kühle wegen aber mit großen, offenen Veranden davor. In Batavia gab es natürlich elektrisches Licht, in Buitenzorg war man bereits zu Gas herabgesunken, in Garut aber setzten sie einem alte holländische Petroleumlampen auf den Tisch. Große, schwarze Käfer, die wie Kontrabasse brummten, kamen angeflogen und bumsten gegen die Kuppel. Zahlreiche Geckos gabs hier, und zwar von der großen beredten Sorte, die über die Wand hinter einen Schrank rennen und Djek sagen. Große, widerliche Fangheuschrecken kamen hereingeflogen und setzten sich auf die Wand, wo es zwischen ihnen und den Geckos zum Duell kam. Der Gecko, das kleine Krokodil, das eine Farbe wie durchsichtiges Feuer hat und darum im Licht fast unsichtbar wird, versucht die Fangheuschrecke zu überlisten, während sie in Gebet versunken dasitzt; das vier bis fünf Zoll lange Insekt aber dreht sich wie ein Blitz um, und jedesmal, wenn der Gecko seinen Mund bereits weit aufgerissen hat, zeigt es seine gespreizten, häßlichen Giftzangen, und der Gecko zieht sich vorsichtig auf seinen

Saugbeinen zurück, ein Spiel, das kein Ende findet. In den großen Kübeln mit Tropenbüschen vor der Veranda finde ich viertelmeterlange, fette Tausendfüßler zusammengerollt, und im Badezimmer humpelt eine große, warzige Kröte aus der Abflußrinne, als ich mich zeige. Hierzu kommen noch allerlei Mücken. Im übrigen bin ich allein. Die Abendluft ist mit der ganzen Süße der Tropen gesättigt, dem starken, dicken Blumenduft, der hier immer in der Luft liegt und wie der leibhaftige ewige Sommer ist.

Nach dem Reiseführer sollte es in dem hochgelegenen Garut kühl sein; ich fand es lauwarm; wenn man irgendwo unbeweglich saß, selbst bei Regenwetter — und es regnete mit ziemlicher Regelmäßigkeit jeden Nachmittag —, kam man ins Kochen. Trotzdem blieb ich, aus Mangel an Initiative. Die Jongen waren ländlich unverdorben und gaben sich alle erdenkliche Mühe, dem Reisenden das Leben angenehm zu machen, ich sah sie in den Ecken stehen und flüstern und beratschlagen, um meine Wünsche, wenn möglich, zu erraten. Die Guten machten unbewußt essende Bewegungen mit den Lippen, wenn sie mir servierten, sie schmatzten in der Hoffnung, daß es mir schmeckte. Und das Essen war auch ganz annehmbar, die malaiisch-holländische „Rijstafel", die ja immerhin füllt; mageres Geflügel; auf Java spazieren die Hühner fast ohne Federn herum, bei lebendigem Leibe gerupft, die Wärme macht sie wieder zu Reptilien; ferner schreckliches Büffelfleisch, so hart, daß es vom Teller sprang, wenn man es schneiden wollte; es entfernte sich, und dagegen hatte man nichts einzuwenden; zum Schluß ausgezeichnete lokale Früchte. Ich sah nicht ein, weshalb ich dort nicht bleiben sollte. Da es zu heiß war, um sich zu bewegen, streckte ich mich auf meiner offenen Veranda und stellte eine Dose Tabak neben mich —, jetzt mochte Garut zu mir kommen.

Und es kam. In quadratisch zunehmendem Umfang, je mehr das Gerücht meiner Anwesenheit sich verbreitete, begann Garut sich vor meiner Veranda einzufinden, erst mehrere Händler, gewöhnliche Turistenhaifische, die Strohhüte und schlechte „Erinnerungen" in Form von Federhaltern mit Wajangfiguren verkaufen wollten; weg mit diesen Wajanghäßlichkeiten, Teelöffeln, Nachtkleidern, die ich in einem Laden kaufen konnte; all dies Pack jagte ich zum Teufel.

Ein altes Mütterchen, kaum zwei Fuß hoch, mit einem unendlich furchtsamen und sanften Wesen, nähert sich mit Mangustinen in einem Tuch und will sie verkaufen, wagt es aber nicht. Ich locke sie wie einen Sperling mit Krumen zu meinem Stuhl, sie flüstert und steht die ganze Zeit auf dem Sprung, während wir handeln. Sie soll einige Kupfermünzen bekommen, als ich ihr aber eine Silbermünze gebe und nichts davon zurückhaben will, begreift sie nicht, steht dumm da, mit dem Geld in ihrer offenen Hand; verschiedene Eingeborene eilen herzu, Gott mag wissen, woher sie kommen, und wollen ihr ihr Glück begreiflich machen, lachen laut in ihrem Interesse, und als die Alte ihr Glück immer noch nicht begreift, führen sie sie im Triumph fort, mitsamt dem Rest der Mangustinen und dem schweren Geld.

Inzwischen beginnt sich eine recht gute Stimmung in der Umgebung der Veranda breitzumachen, mehrere braune Jungen, die ich schon blitzartig zwischen den Pflanzenkübeln gesehen hatte, kommen ganz zum Vorschein, mit merkwürdigen Bambusapparaten in den Händen, die mich neugierig machen, und ehe ich es mich versehe, haben sie sich in einer Reihe aufgestellt und ein großes Orchesterstück begonnen, denn es zeigt sich, daß es Musikinstrumente sind. Sie bestehen aus einem harfenförmigen Bambusrahmen, in dem zwei hohle Rohre lose hängen, die einen Klang geben, wenn man den

Rahmen schüttelt. Jedes Instrument ist auf einen einzelnen Ton gestimmt, und die Skala ist auf die Musikanten verteilt, wie bei gewissen Clownnummern. Es klang gar nicht übel, und amüsant war es zu sehen, wie die Jungen rhythmisch von einem Paroxysmus ergriffen wurden, wenn die Reihe an sie kam; schließlich schüttelten sie ihre Instrumente alle auf einmal in einem großen, mächtigen Schlußakkord.

Eine neue Nummer wird zum besten gegeben, und jetzt ist eine Tänzerin aufgetaucht, die vor dem Orchester eine Attitüde einnimmt, ein kleines Mädchen von höchstens acht Jahren, die mit parodistischer Genauigkeit den javanischen Tanz nachahmt, sie spreizt die Beine tapfer und mit Grazie, strammt sich hinten und agiert Geschmeidigkeit; übrigens rührt sie sich nicht vom Fleck, sondern tanzt mit den Händen, indem sie sie stark nach oben beugt und in mehreren vorteilhaften Stellungen zeigt. Tatsächlich haben die richtigen javanischen Tänzerinnen auch nicht mehr Tricks; es sind die Reste der alten vergessenen Hindukultur, die Bajadere, die zeigen will, daß sie dünn in der Taille und schmiegsam in den Gelenken ist. Viele Zuschauer sammeln sich nach und nach, ein ganzes Theater, schließlich sehe ich mich gezwungen, den Vorhang fallen zu lassen, indem ich mich in meine inneren Gemächer zurückziehe.

Als ich nach einer Weile wieder herauskomme, ist alles ruhig, nur eine Javanerin steht geduldig draußen auf dem Kies, mit einem Bündel zu ihren Füßen, und wartet. Als sie mich sieht, blitzen ihre Augen auf, und sie hält mir geschwind ein Stück Stoff entgegen, einen Sarong mit Batikmuster . . . „Tuan!" ruft sie gedämpft und kommt näher; da ich ihr nicht abwinke, lächelt sie mit betelroten, abgenutzten Zähnen, eine nicht mehr ganz junge, schlanke und etwas dürre Malaiin, aber mit schönen, schlauen Augen.

Den Sarong kann ich nicht gebrauchen, gut, gut, weil wir nun aber einmal Freunde geworden sind, ob ich da nicht den haben will, den sie selbst trägt? Wie beliebt? Sie sieht sich um wie ein Vogel, kommt noch einen Schritt näher und zeigt auf ihre Brust, na—a, versteh ich sie noch immer nicht? Aber der Tuan, mit dem sie es zu tun hat, ist etwas schwer von Begriff, er will keinem Mitmenschen den Sarong vom Leibe wegkaufen; statt eines Handels biete ich ihr Tabak an. Sie aber ist Philosophin, schüttelt den Kopf mit unbeschreiblich weiblichem Humor, „tuan tida mau malay", sagt sie halb zu sich selbst, sieht mir schelmisch in die Augen und zeigt mit einer mißbilligenden Geste auf ihre Person, worauf wir beide lachen. Sie füllt sich den Mund mit Tabak. Darauf streicht sie sich liebkosend über die Wange, wie man tut, wenn es eine recht weiche Backe ist, ei, und geht. Diese letzte Pantomime verstand ich nicht recht. Aber einige Minuten später . . .

Ich hatte mir ein Buch genommen und mich zum Lesen hingelegt, mit brennender Haut, es regnete, und man war mit seinem überhitzten Blut in der Feuchtigkeit eingesperrt, nicht einmal schwitzen konnte ich. Es war gegen Abend, die Zikaden hatten angefangen die Geigen zu dem gewohnten Dämmerkonzert zu stimmen; ein schlammiger Geruch von Regen und Erde drang auf die Veranda. Da hörte ich jemand auf dem Kies und sah von meinem Buch auf . . . es ist eine junge Javanerin mit einem Gesicht wie mattes Gold, auf das Mondlicht fällt, und mit wunderschönen, dunkeln Tieraugen; jetzt steht sie ganz still . . . Tuan!

Gleich darauf verschwindet sie wieder, nachdem sie ein paarmal mit furchtsamer Stimme gerufen hat, ein gedämpfter Mädchenlaut, und ich sehe den schmalen Rücken im Sarong, indem sie sich entfernt. Ein eigener, weicher Gang, wie ein

wiegender Strohhalm, sie hat nie etwas an den Füßen getragen. Das war der reine javanische Typ, ein ganz flaches Gesicht, der Kopf rund wie eine Kugel, schwache, schöne Arme, ein zarter und ganz fehlerfreier Torso, der Mund und der niedrige, offene Nasenflügel wie die Blätter einer Orchidee. Ich hätte ihren kleinen Sarong leicht kaufen können, war aber so sehr in eine interessante Stelle meines Buches vertieft, daß ich mich nicht stören lassen konnte, und darum verließ Javas Tochter mich wieder.

Tags darauf traf etwas Unangenehmes ein, das mich veranlaßte, Garut zu verlassen. Ich aß gerade Frühstück an der Table d'hote, wo ich allein zu sein pflegte, ausgenommen zwei merkwürdige Kinder, die im Hotel wohnten, Geschwister von zwölf und dreizehn Jahren, Mischlinge, offenbar von reicher Familie, Pflanzerkinder; sie saßen lautlos da und aßen, wechselten hin und wieder ein paar Worte auf malaiisch. Sie ähnelten einander sehr, der Junge hatte ebenso runde, volle Glieder wie das Mädchen und dieselben märchenschönen Augen, nur war er kurzgeschoren, während das kleine Mädchen eine schwere, braunkohlenfarbige Mähne über den Rücken trug. Sie sahen merkwürdig verschlafen aus, mit verwischtem Mund, keinen wirklichen Zügen, obgleich sie sehr schön waren; sie glichen chloroformierten Engeln.

Da höre ich, wie ein Automobil sich durch die Stadt tutet und vorm Hotel hält, und einen Augenblick später kommen zwei Europäer, unter dem Gerenne des ganzen Personals, sogar des Wirts, in den Speisesaal, die eine ein großes, prachtvolles Mädchen im Staubmantel, ohne Hut, einen Autoschleier über dem roten Haar, — die Flamländerin von der „Geldern“! Ja, sie ist es, sie kommt angesaust wie der kalte Ostwind in Holland, ihre Augen blinken wie ein Frühlingswasser, sie brennt und ist zugleich kühl wie gelbe

Tulpen, wie ein Wetter von nordischer Kraft und Süße kommt sie herein . . . und hinter ihr, mit der Chauffeurbrille auf der Stirn, den Mund vom Bart verdeckt, der Schulreiter oder was er sonst war . . .

Sie gehen an meinem Tisch vorbei, sie wird meiner gewahr und errötet so tief, daß die Sommersprossen und Augenbrauen ganz weiß in dem kochenden Gesicht wirken, sie nimmt sich zusammen, lächelt mit heißen Augen, und als sie vorbei ist, legt sie den Kopf in den Nacken mit einem gebrochenen Ausdruck, schuldig, trotzig und verloren.

Wie war sie ausdrucksvoll, als sie hereinkam, mit leichten Schritten, die die Fußbodenbretter zum Beben brachten, mit nervösen, beweglichen Nasenflügeln, und als sie sich dann in die Lippen biß und in der ganzen Haltung zusammengefallen nach einem Stuhl griff, den sie gegen die Erde stieß, bevor sie sich setzte. Phlegmatisch war sie nun eben nicht. Ich war mit meinem Frühstück fertig, hatte nichts mehr im Speisesaal zu tun, erhob mich und ging hinaus. Die beiden Tropenkinder hatten sich an ihrem Tisch umgedreht und starrten das neuangekommene rote Wunder mit großen, dunkeln Augen sprachlos an.

Wenn man mit der Eisenbahn von Batavia nach Surabaya fährt, sieht man auf der ganzen Strecke zwei Unkrautpflanzen, eine mit lachsfarbenen und eine mit lavendelblauen Blumen, die immer zusammen wachsen und ganze Büsche miteinander bilden, eine Art Blumenfreundschaft, auch überall in Hochjava sieht man sie. Etwas Näheres weiß ich nicht von ihnen, aber sie sind in meiner Erinnerung haftengeblieben, sie passen so gut in der Farbe zueinander, ein intimes javanisches Lokalkolorit. Noch jetzt, zwei Jahre später, muß ich an sie denken, sobald Java vor mir auftaucht, ebenso wie ich Dänemark in dem Löwenzahn, Knöterich und Bienensaug

wiedererkenne. Ich werde nie mehr nach Java kommen, werde nie mehr die Zwillingsvulkane Sumbing und Sindoro wiedersehen oder die Morgenmusik der Tauben in Magelang hören.

Bisweilen streift der Gedanke mein Gehirn, was die Tropen wohl aus der großen, rücksichtslosen Flamländerin gemacht haben, der ich durch einen Zufall just in der schicksalsschwangeren Periode begegnete, als die Tropen den Frühling allzuzeitig in ihrem nordischen Blut hervorgelockt hatten. Während eines kurzen Besuches in Surakarta, an einem der letzten Tage, die ich auf Java verbrachte, ging ich in ein holländisches Hotel, um zu Mittag zu essen, und bevor ich der eingeborenen Bedienung übergeben wurde, kam mir der Oberkellner, oder war es der Wirt selbst, mit einer kaltblütig servilen Verbeugung entgegen, um mir einen Platz anzuweisen; es war der Mensch von der „Geldern" mit dem Reiterkorpus und dem pöbelhaften Zug, der halb unterm Schnurrbart verborgen war.

Das war das Letzte, was ich von dem Roman sah, der an Bord der „Geldern" begonnen hatte. Der Schluß ist mir unbekannt.

Georg Kaiser:
Aus „Von Morgens bis Mitternachts"

Verschneites Feld mit Baum mit tiefreichender Astwirrnis. Blauschattende Sonne.

Kassierer (kommt, rückwärts gehend. Er schaufelt mit den Händen seine Spur zu. Sich aufrichtend):

Solch ein Mensch ist doch ein Wunderwerk. Der Mechanismus klappt in Scharnieren — lautlos. Plötzlich sind Fähig-

keiten ermittelt und mit Schwung tätig. Wie gebärden sich meine Hände? Wo haben sie Schnee geschippt? Jetzt wuchten sie die Massen, daß die Flocken stäuben. Überdies ist meine Spur über das Schneefeld wirkungsvoll verwischt. Erzielt ist ein undurchsichtiges Inkognito! Er streift die erweichten Manschetten ab. Nässe und Frost begünstigen scharfe Erkältungen. Unversehens bricht Fieber aus und beeinflußt die Entschlüsse. Man verliert die Kontrolle über seine Handlungen und, aufs Krankenbett geworfen, ist man geliefert! Er knöpft die Knöpfe heraus und schleudert die Manschetten weg. Ausgedient. Da liegt. Ihr werdet in der Wäsche fehlen. Das Lamento plärrt durch die Küche: Ein Paar Manschetten fehlt. Katastrophe im Waschkessel. Weltuntergang! Er sammelt die Manschetten wieder auf und stopft sie in die Manteltaschen. Toll: da arbeitet mein Witz schon wieder. Mit unfehlbarer Sicherheit. Ich quäle mich mit dem zerstampften Schnee ab und verrate mich mit zwei leichtsinnig verschleuderten Wäschestücken. Meist ist es eine Kleinigkeit — ein Versehen — eine Flüchtigkeit, die den Täter feststellt. Hoppla! Er sucht sich einen bequemen Sitz in einer Astgabel. Ich bin doch neugierig. Meine Spannung ist gewaltig geschwollen. Ich habe Grund, mich auf die wichtigsten Entdeckungen gefaßt zu machen. Im Fluge gewonnene Erfahrungen stehen mir zur Seite. Am Morgen noch erprobter Beamter. Man vertraut mir runde Vermögen an, der Bauverein deponiert Riesensummen. Mittags ein durchtriebener Halunke. Mit allen Wassern gewaschen. Die Technik der Flucht bis in die Details durchgebildet. Das Ding gedreht und hin. Fabelhafte Leistung. Und der Tag erst zur Hälfte bezwungen! Er stützt das Kinn auf die Faustrücken.

Ich bin bereit, jedem Vorfall eine offene Brust zu bieten. Ich besitze untrügliche Zeichen, keinem Anspruch die Antwort schuldig zu bleiben. Ich bin auf dem Marsche — Umkehr

findet nicht statt. Ich marschiere — also ohne viel Federlesen heraus mit den Trümpfen. Ich habe Sechzigtausend auf die Karte gesetzt — und erwarte den Trumpf. Ich spiele zu hoch, um zu verlieren. Keine Flausen — aufgedeckt und heda! Verstanden? Er lacht ein krächzendes Gelächter.

Jetzt müssen Sie, schöne Dame. Ihr Stichwort, seidene Dame. Bringen Sie es doch, schillernde Dame, Sie lassen ja die Szene unter den Tisch fallen. Dummes Luder. Und sowas spielt Komödie. Kommt euren natürlichen Verpflichtungen nach, zeugt Kinder — und belästigt nicht die Souffleuse! — Verzeihung, Sie haben ja einen Sohn. Sie sind vollständig legitimiert. Ich liquidiere meine Verdächtigungen. Leben Sie wohl und grüßen Sie den Direktor. Seine Kalbsaugen werden Sie mit einem eklen Schleim bestreichen, aber machen Sie sich nichts draus. Der Mann ist um Sechzigtausend geprellt, der Bauverein wird ihm das Dach neu beschindeln. Das klappert erbärmlich. Ich entbinde Sie aller Verpflichtungen gegen mich, Sie sind entlassen, Sie können gehen. — Halt! Nehmen Sie meinen Dank auf den Weg — in die Eisenbahn! — Was? Keine Ursache? — Ich denke, bedeutende! Nicht der Rede wert? — Sie scherzen, Ihr Schuldner! — Wieso? — Ich verdanke Ihnen das Leben! — Um Himmels willen! — Ich übertreibe? Mich haben Sie, knisternd, aufgelockert. Ein Sprung hinter Sie drein stellt mich in den Brennpunkt unerhörter Geschehnisse. Und mit der Fracht in der Brusttasche zahle ich alle Begünstigungen bar! Mit einer nachlässigen Geste. Verduften Sie jetzt, Sie sind bereits überboten und können bei beschränkten Mitteln — ziehen Sie sich Ihren Sohn zu Gemüte — auf keinen Zuschlag hoffen! Er holt das Banknotenbündel aus der Tasche und klatscht es auf die Hand. Ich zahle bar! Der Betrag ist flüssig gemacht — die Regulierung läuft dem Angebot voraus. Vor-

wärts, was bietet sich? Er sieht in das Feld. Schnee. Schnee. Sonne. Stille. Er schüttelt den Kopf und steckt das Geld ein. Es wäre eine schamlose Übervorteilung — mit dieser Summe blauen Schnee zu bezahlen. Ich mache das Geschäft nicht. Ich trete vor dem Abschluß zurück. Keine reelle Sache! Die Arme aufwerfend. Ich muß bezahlen!! — — Ich habe das Geld bar!! — — Wo ist Ware, die man mit dem vollen Einsatz kauft?! Mit Sechzigtausend — und dem ganzen Käufer mit Haut und Knochen?! — — Schreiend. Ihr müßt mir doch liefern — — ihr müßt doch Wert und Gegenwert in Einklang bringen!!!! Sonne von Wolken verfinstert. Er steigt aus der Gabel. Die Erde kreißt — Frühlingsstürme. Es macht sich, es macht sich. Ich wußte, daß ich nicht umsonst gerufen habe. Die Aufforderung war dringend. Das Chaos ist beleidigt, es will sich nicht vor meiner eingreifenden Tat am Vormittag blamieren. Ich wußte es ja, man darf in solchen Fällen nicht locker lassen. Hart auf den Leib rücken — und das Mäntelchen vom Leib, dann zeigt sich was! — Vor wem lüfte ich denn so höflich meinen Hut?

(Sein Hut ist ihm entrissen. Der Orkan hat den Schnee von den Zweigen gepeitscht: Reste in der Krone haften und bauen ein menschliches Gerippe mit grinsenden Kiefern auf. Eine Knochenhand hält den Hut.)

Hast du die ganze Zeit hinter mir gesessen und mich belauscht? Bist du ein Abgesandter der Polizei? Nicht in diesem lächerlich beschränkten Sinne. Umfassend: Polizei des Daseins? — Bist du die erschöpfende Antwort auf meine nachdrückliche Befragung? Willst du mit deiner einigermaßen reichlich durchlöcherten Existenz andeuten: das abschließende Ergebnis — deine Abgebranntheit? — Das ist etwas dürftig. Sehr dürftig. Nämlich nichts! — Ich lehne die Auskunft als nicht lückenlos ab. Ich danke für die Bedienung. Schließen Sie Ihren Laden mit alten Knochen. Ich bin nicht der erste beste, der sich

beschwatzen läßt! — Der Vorgang wäre ja ungeheuer einfach. Sie entheben der weiteren Verwickelungen. Aber ich schätze Komplikationen höher. Leben Sie wohl — wenn Sie das in Ihrer Verfassung können! — Ich habe noch einiges zu erledigen. Wenn man unterwegs ist, kann man nicht in jede Haustür eintreten. Auch auf die freundlichste Einladung nicht. Ich sehe bis zum Abend noch eine ganze Menge Verpflichtungen vor mir. Sie können unmöglich die erste sein. Vielleicht die letzte. Aber auch dann nur notgedrungen. Vergnügen macht es mir nicht. Aber, wie gesagt, notgedrungen — darüber läßt sich reden. Rufen Sie mich gegen Mitternacht nochmals an. Wechselnde Telephonnummer beim Amt zu erfragen! — Verzeihung, ich rede dich mit Sie an. Wir stehen doch wohl auf du und du. Die Verwandtschaft bezeugt sich innigst. Ich glaube sogar, du steckst in mir drin. Also winde dich aus dem Astwerk los, das dich von allen Seiten durchsticht und rutsche in mich hinein. Ich hinterlasse in meiner zweideutigen Lage nicht gern Spuren. Vorher gib mir meinen Hut wieder! Er nimmt den Hut vom Ast, den der Sturm ihm jetzt entgegenbiegt — verbeugt sich. Ich sehe, wir haben bis zu einem annehmbaren Grade eine Verständigung erzielt. Das ist ein Anfang, der Vertrauen einflößt und im Wirbel kommender großartiger Ereignisse den nötigen Rückhalt schafft. Ich weiß das unbedingt zu würdigen. Mit vorzüglicher Hochachtung — — Donner rollt. Ein letzter Windstoß fegt auch das Gebilde aus dem Baum. Sonne bricht durch. Es ist hell wie zu Anfang. Ich sagte doch gleich, daß die Erscheinung nur vorübergehend war! Er drückt den Hut in die Stirn, schlägt den Mantelkragen hoch und trabt durch den stäubenden Schnee weg.

Bitterlich (allein): Wie komme ich in diese Welt? Zu welchem Zweck bin ich denn hier? Tausende Jahre war ich es nicht, die Welt hat sich gedreht und alles ging auch ohne mich — plötzlich wache ich auf und ich bin hier! Braucht Gott zu seiner Welt gerade mich? Gerade mich, den Bitterlich? Ging's denn nicht ohne mich? Es ist so sonderbar! Es ist so sonderbar, daß alles so ist, wie es ist! Ich könnte auch als Trojaner geboren worden sein und vor den Toren Trojas Wache stehen oder als einer der Wilden, die den heiligen Augustin erschlagen haben oder in zweihundert Jahren als derjenige, der die künstliche Herstellung von Eiweiß erfinden wird — es ist so sonderbar! Statt dessen bin ich Hans Ulrich Bitterlich, Sohn des toten Notars Franz Ulrich Bitterlich, zweiunddreißig Jahre und vier Monate alt, gerade in diesem Gefängnishof und habe gerade mein Schicksal hinter mir und gerade mein Gefühl von dieser Welt! — es ist so sonderbar! — und gehe auf und ab, unter mir das wie neugestrichene Gras im März und über mir der wie frisch gewaschene Himmel; die Tür ist braun gestrichen, und auf die Schwelle hat ein Vogel seinen Mist fallen gelassen; eine Wolke läuft über den Himmel, und zwischen mir und dieser Wolke schwebt ein Vogel.

Zwischen mir und dieser Wolke schwebt ein Vogel; vielleicht hat dieser Vogel, diese Wolke, gestern oder heute, einen Augenblick im Flug die Stirne meiner Mutter beschattet —

O Vogel, o Wolke, seid ihr nur da, mich zu erinnern?

Schönes Gras! Vielleicht hat eins der Samenkörner, Mutter dieses Grases, gestern oder heute, vor einem Monat oder Jahr, einen Augenblick im Fluge meiner Mutter Wange angestreift; und dieser Wind, der es mit sich trug auf seiner

Wanderung über Felder im Abendschein, über spielende Kinder, über Mütter, die ihr Kind beweinen — hat gestern oder heute, vor einem Monat oder Jahr, einen Augenblick im Fluge auf einsamem Feldweg meiner Mutter Haar zerrauft!

O Gras und Samenkorn, Wind und ihr Gedanken, seid ihr nur da, mich zu erinnern? Seid ihr nur da, mich aufzuwühlen? Aufzuwühlen? Weshalb? Erinnern? Woran? Was war's? Was ist geschehen? — Ich habe meine Mutter verjagt und sie kam wieder — ich habe sie nochmals verjagt und sie kam nochmals wieder, und ich habe sie wieder verjagt und wieder verjagt — das war's! Das ist geschehen! In Ewigkeit geschehen! Und ob's mein gutes Recht, ob's ein Verbrechen war: in Unglück verwandelt fällt es vertausendfacht auf mich zurück! — Ah, bei uns Skrupelhaften hat die Gerechtigkeit ein leichtes Spiel! Wir sind wie Automaten; ehe ein Schutzmann von einer Ecke zur andern laufen kann; ehe einer den Mund auftun kann, um uns zuzurufen: Herzloses Herz! — Ehe noch die Glocken diese Stunde beklagen, haben wir uns schon längst die Haare ausgerauft und tausendmal alle Qualen über uns kommen lassen wollen! Weil ich meine Mutter verjagt habe, gehe ich eben als einer hier herum, der seine Mutter verjagt hat!

Wie stehe ich in dieser Welt? Wie war's? Wo waren wir nur früher? Daß ich's vergessen konnte! Wir waren ja wahrscheinlich Jahrtausende dort! O elender Kopf! Spielen die Kinder, bevor sie herkommen, mit jungen Kätzchen und jagen sie mit grünen Schmetterlingfängern Kohlweißlingen nach? Und warum nun der unverdauliche Wirrwarr? Warum ich? Warum ich so, wie ich bin? Und daß ich so vieles noch schön finde! Ah, in Luft auflösen und als Wind mit Drachen spielen und als Sturm Fahnen flattern lassen!

Ein Ziegenbock sein und Gras abzupfen! Erdreich sein und Wiesen auf mir tragen — das wär' ein Leben!

Ruth.

Ruth: Verzeihen Sie, wenn ich Sie störe; Sie haben wohl nachgedacht; doch kann ich wieder gehen, wenn ich Sie störe; sagen Sie es, bitte! — So manches wollte ich Ihnen sagen —

O Gott, nun werde ich wohl kaum die Worte finden, die ich brauche; alles ist verflogen; alles vergessen, die Worte durcheinandergerüttelt! Wie wollte ich es nur sagen? Wie war es doch nur? — O, so sagen Sie doch ein Wort! — Es war so viel und so wichtig — ach! Ströme von Reden sollten Sie überfluten, und nun sind sie mir eingetrocknet; Wort für Wort habe ich mir ausgedacht, Satz für Satz mir aufgebaut; ich wollte gewaltig predigen und Ihren Starrsinn beugen; wie oft habe ich es mir hergesagt, was ich Ihnen zurufen müßte, und nun ist alles wieder verflogen und ich sollte wohl wieder gehen! Doch nein! Ich werde nicht wieder gehen! Nicht wieder gehen, ohne Ihnen wenigstens, wenn auch nur leise und schüchtern, gesagt zu haben, was ich Ihnen in Ihrer und in meiner größten Not zuschreien muß! — Warum sehen Sie mich so erstaunt an? Ich bin kein Gespenst, bin — vielleicht gar zu sehr! — an diese Welt gebunden —

Ich möchte, daß wir einander die Hände drücken! Reichen Sie mir die Hand! Ich versichere Sie meiner besten Freundschaft, die Sie schon längst umgeben hat, bevor Sie wußten, daß ich auf der Welt bin; und ich möchte — wenn ich es kann — Sie trösten und Ihnen mit allen Kräften helfen! Nehmen Sie es an! — Warum schweigen Sie so beharrlich? — Könnte ich doch in den Boden versinken! — Sagen Sie doch ein Wort!

Bitterlich: Was könnte ich Ihnen sagen? — Es ist so merkwürdig! — Wer sind Sie?

Ruth: Ich heiße —

Bitterlich: Ach, wie Sie heißen, ist ja gleichgültig! Ich wundere mich; so plötzlich sind Sie hier aufgetaucht und überfallen mich nun mit Freundlichkeiten; es ist merkwürdig und gehört so gar nicht zu mir! Und was sollte ich Ihnen nun sagen? Ich weiß es nicht; es ging mir immer so: wenn jemand zu plötzlich so freundlich wurde, dann war ich ganz verstört und wußte nichts zu sagen; man muß sich darauf vorbereiten, um es mit Ruhe hinzunehmen!

Plötzlich stehen Sie da und bringen mir Trost, Mitleid, Freundschaft mit — doch wo tu ich all diese Geschenke hin? Wie? Kein Haß? Keine Verachtung? Ich bin enttäuscht! und doch gerührt und möchte weinen, wie ein empfindsames Kind — denn auch das ist ein alter Wunsch, tausendmal in tausend Variationen geträumt, so sehr geträumt, daß mich die Erfüllung gar nicht vorbereitet findet!

Ruth: Nicht so weich! Hier handelt sich's darum, etwas zu tun! Seien Sie einen Augenblick gefühllos und überlegen Sie kühl, wie ein Intrigant; ich will mit Ihnen überlegen, doch Ihnen zuerst sagen, was Sie wissen müssen: Man hofft wohl auf einen günstigen Ausgang Ihres Prozesses, der Staatsanwalt ist, wie man hört, milde gegen Sie gesinnt, doch muß man immer fürchten — deshalb ist mir ein Gedanke aufgestiegen — Sie dürfen über ihn nicht lachen! er ist der Stolz meines Lebens; er ist so wunderbar romanhaft und doch so fürchterlich ernst! — Hören Sie: Sie müssen fliehen! — Der Direktor des Gefängnisses scheint ein Esel zu sein; er duldet so manche Dinge, von denen ich Ihnen später erzählen will; ich wundere mich, daß nicht schon alle Gefangenen ausgebrochen sind; es kann nicht

schwer sein — und aus strengerer Bewachung sind schon Menschen geflohen! Und sind Sie einmal über diese Mauern, ist Rettung Ihnen sicher! Alles Nötige ist vorbereitet, ich habe Werkzeuge mitgebracht und einen guten Plan! Sie fahren nicht nach Rom, Neapel oder Hamburg, nicht nach Amerika, nein, in ein Dorf nahe der Stadt! Dort Sie zu suchen, wird sich niemand erinnern! Sie warten dort die erste gefährliche Zeit der Nachforschungen ab, und erst später fahren Sie ganz weit weg und vergessen alles, und alles löst sich in Freundlichkeit auf! —

Nun! Sprechen Sie! So muß es gelingen! Nun! So muß es gelingen!

Bitterlich: Wo denken Sie hin! Fliehen? Nein! Wo denken Sie hin!

Ruth: Wie? Und warum?

Bitterlich: Nichts wird gelingen, weil ich nichts versuchen werde.

Ruth: Und warum?

Bitterlich: Nichts wird gut werden und nichts wird sich in Freundlichkeit auflösen!

Ruth: Warum? Warum?

Bitterlich: Wie könnte es auch so sein?

Ruth: Und warum? Sprechen Sie! Warum?

Bitterlich: Ah, kleines Mädchen, soll ich dir von den Gesetzen erzählen, die uns mitgegeben sind? Denk nur: — wie stolz darf der Mensch sein! Wie schicksalsbeladen darf er sich fühlen! — Jedem sein eigenes! Soll ich dir davon erzählen, daß es schwer, wie ein Gewicht, sicher, wie Ketten und Fesseln, nicht zuläßt, daß wir uns ein anderes suchen?

Ruth: Warum sprechen Sie von Gesetzen?

Bitterlich: Weil ich sie nun in keinem Augenblick meines Lebens vergessen will!

Ruth: Wie kann ich das verstehen?

Bitterlich: Wie kann ich das erklären? Ich bin so darauf gekommen: nach langem Hin und Her; nachdem ich einmal sehr abergläubisch war, weil ich dachte, daß mystische Regeln unser Leben beherrschen; nachdem ich einmal sehr moralisch war, weil ich dachte, daß Moral und Unmoral unser Leben ändern; nachdem ich einmal sehr fromm war, weil ich dachte, daß die Religion unser Leben führt — ach! ich war gut und böse, war Kopf, war Herz! — und bin darauf gekommen nach langem Hin und Her: ewig bestimmend ist das Einzige, das uns von Gott gegeben ist: irgendein Gesetz, wahllos herausgesucht und uns aufgestülpt, so, wie unser Gesicht, unser Name und die Länge unserer Nase — so wie alles so merkwürdig — natürlich — Zufällige!

Ruth: Gesetze! Gesetze! Hier handelt sich's darum, etwas zu tun! Schreiben Sie das Gesetz auf ein Papier, dorthin gehört's! Und werfen Sie es dann ins Feuer, dorthin gehört's!

Bitterlich: Aus meinem lebendigen Schicksal habe ich's mir abgeschrieben! An einer bestimmten Stunde eines bestimmten Tages ist es lebendig aufgetaucht! Und niemand soll mir daran rütteln!

Ruth: Doch! Doch! Dafür bin ich hergekommen! Bedenken Sie die Schwere eines Schicksals und die Leichtigkeit eines Gedankens!

Bitterlich: Kein Gedanke! Tausendmal mehr als ein Gedanke! Meine Weisheit und meine Frömmigkeit ist's, daß ich nichts Gutes will, daß ich das Herz nicht heilen will, des Körpers größte Wunde, weil's ungeheilt durch diese Welt gehen soll! Ich habe Frieden geschlossen mit allen unverstandenen Welten, und nie mehr werde ich die Sünde

der Dummheit begehen, gegen die Macht des ewigen Sieges kämpfen zu wollen!

Ruth: Vergessen Sie, was Ihnen Ihr Trübsinn eingegeben hat und schieben Sie mich nicht beiseite! Lassen Sie mich Ihrem Leben wieder neues Leben geben! Lassen Sie mich nicht vergebens hergekommen sein! Wenn Sie sich vergraben, so will ich Sie ausgraben; wenn Sie alle Brände verlöschen, so will ich sie wieder entzünden; in diesem Augenblick meines Lebens bin ich gestärkt durch die Heiligkeit meines Wunsches! Und sind Sie tot: so wahr mir Gott helfe — ich mache Sie wieder lebendig!

Bitterlich: O, wären Sie nicht hergekommen oder hätten Sie mich mit Haß und Verachtung überschüttet! Warum hassen Sie mich nicht? Es ist ja so schön, mißhandelt zu werden! Zwar sieht ein Bild meiner Jugend so aus — wenn wir in letzter Einsamkeit, Verlassenheit und Not zerwühlt, verwirrt und schon vernichtet sind, taucht plötzlich irgendwo, wie ein Engel, ganz wunderbar, ein Mensch auf und liebt uns —

Ruth: Taucht wunderbar ein Mensch auf?

Bitterlich: Doch was finge ich jetzt mit der Verwirklichung dieses Traumes an?

Ruth: Taucht wunderbar ein Mensch auf? Und war ich nicht dieser Mensch? War es nicht immer meine Sehnsucht, in irgendeines andern Leben diese Erfüllung zu sein! Zwei Bilder, in zwei Köpfen, an zwei Enden unserer Welt entstanden, finden sich und zeigen sich als eins! Nun wächst mein Mut mit jedem Augenblick, und das Ende dieses Gespräches winkt mir aus der Ferne schon freundlich entgegen! Versöhnung beginnt zu leuchten und Freude blüht auf! Wer kann seinen eigenen Wünschen untreu werden? Wer kann an seiner eigenen Leiche stehen wollen? Wer kann da sein und sagen: Ich will elend sein!?

Bitterlich: Ich will's! — Und wahrlich: es ist weniger unnatürlich, als manche Kinder wohl glauben!

Ruth: Ah, ich möchte von Mensch zu Mensch laufen und um Hilfe schreien! Die Stimme eines Löwen wünschte ich mir zu haben, um dir, verirrter Mensch, zuzubrüllen: Laß dieses Leben! Wie kannst du unglücklich sein, wenn du nicht glücklich sein willst?! Willst du Wucher treiben mit deinem Unglück? Soll ich dir sagen, daß deine Weisheit vielleicht nur eine — Klugheit ist? Wer aber kann sie begreifen? Wertlos ist dein Jammer, wie die Lustigkeit eines Clowns!

Bitterlich: Du bist eine Frau und weißt nichts von Gott!

Ruth: Immer an Gott denken heißt noch nicht fromm sein! Tausend Dinge habe ich gesehen, die Gott näher sind als alle kniefälligen Gedanken!

Bitterlich: Dinge! Dinge!

Ruth! Die Liebe einer alten Frau, die von ihrem Sohn verjagt wurde?! Kennst du die Frühlingstage, die die Nerven ermüden und die Glücklichen glücklicher und die Unglücklichen unglücklicher machen?

Ich weiß ja nicht, was Sünde, was Frömmigkeit und was Gott ist, das aber ahne ich, daß er tausendfältig ist, und sehe nun, daß er auch widersprechend ist!

Bitterlich: Ja! Tausendfältig und widersprechend! Und unsere Halbheit, daß wir nicht dem ganzen Gotte folgen können, nur einem Teile immer, daß deshalb immer eine größere Hälfte von Irrtum noch an unseren weisesten Entschlüssen kleben bleibt! Welchem deiner Gesichter, Gott, soll ich folgen? Ja, es ist wahr: unmöglich ist's, vollendet zu sein!

Ruth: So sei menschlich! Ein Gesetz befolgst du, und zehn andere mißachtest du dadurch; wankend zwischen Irr-

tümern, hin und her gestoßen von einer Sünde zur andern, willst du — Komödiant der Gefühle! — dir und diesen Mauern deine Frömmigkeit beweisen!

Bitterlich: Genug! Verwirr' mir nicht die Stellung zu mir selbst!

Ruth: Ich will es tun! Ich muß die Starrheit aus den Angeln heben und deinem Leben wieder Beine machen! Ich stehe hier sicherer, als wenn ich angewachsen wäre, und gehe keinen Schritt von hier, bevor du mich nicht bittest, bevor du nicht in allen Tönen nach der Welt schreist!

Bitterlich: Es ist genug! Ich gehe —

Ruth: Flucht? Ah! Bleiben Sie — ein Gedanke ist mir aufgestiegen — wunderbar! wunderbar! Ahnte ich's doch, als ich herging, daß ich mehr will, als Sie sehen, mehr, als mit Ihnen sprechen, mehr, als Sie meiner Freundschaft versichern! Ahnte ich's doch! Nun aber weiß ich auch, was ich zu denken mich gefürchtet habe: — wenn Sie nicht fliehen wollen, wenn Sie hinausgeführt und dann weitergeführt werden müssen, so bin ich entschlossen, weil es sein muß und weil es — nehmen Sie's als Geständnis! — weil es mein größtes Glück ist! — mein Vater soll weinen, mein Bruder soll fluchen! — ich fliehe mit dir!

Bitterlich: Wer sind Sie? — Furcht packt mich! — Wer sind Sie?

Angela Langer: Mutter Geisler

Der starke Schneefall hatte in den Wäldern großen Schaden angerichtet. Haufenweise lagen schwere Äste aufeinander, und selbst ausgewachsene Bäume waren hier und da ent-

zweigebrochen. Was sich aber gehalten hatte, stand mit an den Leib gepreßten Zweigen, so schwer hing der beeiste Schnee an ihnen. Maria hatte Mühe, durchzukommen, doch sie beachtete die Hindernisse und Beschwerlichkeiten des Weges nicht. In ihrem Herzen war klare Freude.

Vor nicht viel länger als einem Jahr hatte sie denselben Weg gemacht, und sie dachte daran, wie bitter damals alles für sie schien. Wie sie, von Zorn und Weh verblendet, da an derselben Stelle stand, Stephans Kärtchen wägend in der Hand, ungewiß, ob sie ihm die arme Freude gönnen sollte ... denn eine arme Freude war es, dieses Zeichen einer Lebenden, jeder Laune, jedem Wechsel untertan. Eine arme Freude im Vergleich zu ihrem Glück, das von einem Toten kam, nicht zu deuteln, nicht zu ändern, und von keiner Macht der Welt zu widerrufen. Ja, sie war sehr glücklich ...

Plötzlich schämte sie sich, denn sie dachte an Therese.

Wie sie das auch vergessen konnte ... was mag nur geschehen sein? Hoffentlich kein Unglück ... aber es war schon möglich, jetzt mit den Schneebrüchen. Vielleicht war ihrem Mann etwas geschehen ... vielleicht hatte eine stürzende Lawine den Hof eingerissen ...

„Herrgott!"

Von einer tollen Angst erfüllt, lief sie vorwärts, und als sie endlich den Hof vor sich sah, der ganz und unversehrt auf seinem Platze stand, erfaßte sie eine solche Angst, daß ihr die Knie zitterten. Also doch ein Unglück mit Thereses Mann ...

Sie dachte an ihren Vater, den sie leblos und blutüberströmt gebracht hatten, und blieb vor dem Tore stehen, weil sie sich fürchtete einzutreten. Therese aber mußte sie vom Fenster aus gesehen haben, denn sie kam heraus und sagte:

„Gott sei Dank!"

Dann wollte sie die Schwester in die Stube ziehen, aber Maria blieb stehen und fragte:

„Ist etwas passiert mit deinem Mann?"

Therese wehrte schluchzend.

„Nicht mit meinem Mann ... O nein ... der ist auf der Wallfahrt schon seit drei Tagen."

„Auf der Wallfahrt, sagst du?" — „Ja .. er meint, daß man ihn vielleicht doch gesund beten kann."

„Wen?" — „Den Buben."

An das Kind hatte Maria nicht gedacht. Etwas erleichtert folgte sie Therese in die Stube. Neben den zwei großen Betten stand ein kleines Bett, und Maria blickte traurig und neugierig auf das blasse, abgezehrte Kindergesicht. Dann versuchte sie, Therese zu trösten.

„Er sieht doch gar nicht so krank aus. Warum glaubst du, daß er stirbt?"

Aber Therese schüttelte weinend mit dem Kopfe.

„Du weißt nicht, was ich schon mitgemacht habe. Gleich am Anfang ... ich lag sechs Tage in Schmerzen, und als er dann endlich da war, glaubte kein Mensch, daß er am Leben bleiben wird. Wie ein alter Mann sah er aus und wollte nicht trinken. Aber ich habe ihn doch ganz langsam weitergebracht, und eine Zeitlang glaubte sogar der Doktor, daß er davonkommen wird. Aber dann kam der Husten ... schon über ein Vierteljahr jetzt ... Ein furchtbarer Husten. Er wird ganz blau dabei und bricht Blut. Und so oft der Anfall vorbei ist, wundert sich der Doktor, daß er noch lebt. Aber er sagt, es kann jeden Tag sein ..."

Sie schluchzte aufs neue. Maria hatte aufmerksam zugehört. — „Was ist das für ein Husten, Maria?"

„Das weiß niemand. Auch der Doktor nicht. Er sagt,

er findet ihn nicht in seinem Buch, und es sieht beinahe aus . . ."

Maria streichelte ihre Hand. — „Wie sieht es aus?"

Darauf nahm Therese einen Anlauf und sagte scheu:

„. . . als ob er verhext wäre . . ."

Sie zitterten beide, als es ausgesprochen war, und schwiegen lange.

Plötzlich fuhr Therese auf. Der Kleine hatte sich gerührt, hatte seine knöchernen, wachsgelben Händchen in die Höhe gestreckt, zu Fäustchen geballt und an das Gesicht gedrückt. Dann begann die kleine Brust zu keuchen und zu würgen. Da riß ihn Therese aus dem Bettchen, und nun folgte ein so gräßlicher Hustenanfall, daß Maria ihre Hände in ihre Haare grub und sich abwandte, weil sie nicht mit ansehen konnte, wie der kleine Körper geschnellt wurde, und wie Schaum und Schleim und Blut aus dem Mündlein floß. Noch lange, nachdem es vorüber war, wagte Maria sich nicht umzudrehen, und als sie endlich wieder hinschaute, lag der Kleine im Bettchen, und die Mutter beugte sich qualvoll über ihn. Plötzlich schrie sie laut auf.

„Er stirbt! O heilige Jungfrau, er stirbt!"

Dann warf sie sich neben dem Bett auf den Boden, und Maria stand, von Grauen geschüttelt, daneben. Der Kleine schluckte und verdrehte die Augen.

„Die Kerzen!" wimmerte Therese, „. . . die geweihten Kerzen . . .!"

Aufs Geratewohl stürzte Maria an den Schrank und wühlte unter den weißen, sauber gefalteten Linnen. Endlich fand sie die Kerzen, entzündete sie mit stark zitternden Händen, und der gelbe Schein der Wachslichte leuchtete feierlich durch den Raum. Aber während Maria die Kerzen entzündete, hatte sie einen Gedanken.

„Mußte denn der Kleine sterben?“

Sie stand eine Weile mit gesenktem Kopf und dachte nach.

„Höre, Therese!“ sie glitt auf den Boden neben die Weinende und rüttelte sie an den Schultern, „. . . steh auf und gib acht auf den Kleinen. Er darf nicht sterben . . . hörst du, Therese? . . . drei Stunden mußt du schaun, daß er lebt . . .“

Therese hob verständnislos die tränengefüllten Augen.

„Was meinst du?“

Maria hüllte sich schon in ihr Umhangtuch.

„Ich geh' zur Geisler Toni. O . . . du weißt nicht, wie ich sie bitten werde. Auf den Knien werde ich sie bitten, daß sie den Fluch zurücknimmt . . .“

Da senkte die stolze Therese tief gedemütigt den Kopf und flehte: — „Ja, bitte sie . . und sage ihr, der Hof und alles, was wir haben, gehört ihr, wenn sie es tut . . .“

Maria nickte hastig, warf noch einen Blick auf den Kleinen, der noch immer so eigenartig schluckte, und stand dann draußen in der frostklaren Luft.

„Drei Stunden,“ murmelte sie, „drei Stunden . . .“ und sie hob die Röcke hoch, um besser laufen zu können, denn laufen mußte sie, wenn sie in drei Stunden dort sein wollte. Die Geisler-Hütte stand irgendwo dort drüben . . . als Kind war sie oft daran vorbeigekommen, wenn sie nach Kampenn in die Schule ging . . . ja, irgendwo dort drüben mußte sie sein . . .

Atemlos, immer nur das Kind vor Augen, hastete Maria talwärts. Sie glitt oft aus und versank bis zu den Knien im Schnee, aber sie war verschneite Wege gewohnt und lief unverdrossen weiter.

Nach einiger Zeit aber wurden ihr die Röcke schwer und begannen unter ihren Füßen zu klirren. Das waren die

Ränder, die, vom Schnee feucht geworden, zu Eis erstarrten. Und weil sie nicht nur schwer waren, sondern auch bei jedem Schritt schmerzhaft um ihre Beine schlugen, blieb sie stehen, um einen Augenblick auszuruhen.

Da merkte sie nun, daß sie schon lange gelaufen sein mußte. Erstens, weil ihre Knie vor Frost und Müdigkeit zitterten, und zweitens, weil es schon dunkel war. Dunkel . . . und sie hatte die Laterne vergessen.

„Barmherziger Gott!"

Sie krampfte die Finger ineinander und stand unschlüssig da. Zurückgehen . . .? Unmöglich! Wer weiß, wie lange das Kind noch lebt . . . Jede Minute war kostbar . . . aber dann, was tun? In der Dunkelheit weitergehen? . . . Ja, es war das einzige. Vielleicht kam sie bei einem Haus vorbei, oder vielleicht kam der Mond . . .

Sie raffte die klirrenden Röcke zusammen, bog die beeisten Zweige zurück und drang weiter in den weglosen Wald. Dabei dachte sie:

„Nach dem Wald muß eine große Wiese kommen, und jenseits der Wiese muß es sein. Sie werden auch, trotzdem sie arme Leute sind, ein Lämpchen brennen, und das Licht muß man schon von weitem sehen."

Mit neuer Kraft strebte sie vorwärts. Aber der Wald nahm kein Ende. Unaufhörlich schlugen ihr die beeisten Zweige ins Gesicht, und die eine Hand, die sie tastend von sich streckte, griff Bäume, immer Bäume. Dazu wurden ihr die Röcke unerträglich schwer.

Das Licht . . .! Mein Gott! wo war das Licht . . .?!

Sie riß die Augen weit auf und versuchte, durch das Dunkel zu dringen. Und da sprangen Lichter auf, rote, tanzende Lichter, und ein Schwindel fuhr durch ihren Kopf, und wie kalte Hände griff etwas an ihr Herz . . .

Da ließ sie ihre Röcke los und taumelte.

„Das Kind . . . das Kind . . . Herr, hilf . . .!"

Und er half. Ein Licht, ein wirkliches Licht tauchte auf, kam näher und näher, und Maria sah, daß es eine Laterne war, die ein Mann trug. Sie sah nur immer auf das Licht, nicht auf den Mann, darum erkannte sie ihn erst, als er ganz nahe war. Da schluchzte sie auf, und der Mann stellte die Laterne erschrocken in den Schnee.

„Maria!" sagte er. Dann hob er sie behutsam in die Höhe, stützte sie mit seinen jungen, starken Armen, und die Wärme seines Leibes durchströmte sie. Eine Weile gab sie sich dem wohltuenden Gefühle hin, dann aber erinnerte sie sich an alles, was geschehen war, und sie löste sich aus seinen Armen. Er gab sie sofort frei, hielt sie aber noch an den Händen und sah ihr besorgt in das Gesicht.

Sie aber wandte die Augen fort und sagte hastig:

„Ich danke Euch, Josef . . . aber ich muß noch weiter. Könntet Ihr mir wohl Eure Laterne borgen?"

Er hob sie augenblicklich aus dem Schnee und reichte sie ihr.

„Wohin wollt Ihr, Maria?" — „Zur Geisler Toni."

„Da seid Ihr aber nicht recht. Gerade entgegengesetzt wohnt sie. Wenn Ihr wollt, werde ich mit Euch kommen. Ich kenne einen ganz kurzen Weg."

Sie nickte, und weil er weiter nichts fragte, sagte sie auch nichts. Er trug die Laterne, und sie hielt sich dicht hinter ihm.

Nach ungefähr einer halben Stunde merkte sie, daß der Wald aufhörte und die Wiese begann. Von drüben leuchtete schwach und klein ein zittriges Licht. Er wies bezeichnend danach, und sie sagte hastig, wie zuvor: „Es ist gut jetzt . . . ich danke Euch, Josef."

Dann eilte sie voran über die Wiese

Aber es war doch keine Kleinigkeit, sich in der Dunkelheit mit dem fremden Haus zurechtzufinden. Sie mußte alle vier Wände entlang tasten, ehe sie die Türe fand. Endlich griff sie die kalte, eisumspannte Klinke. Das Licht, das ihr über die Wiese geleuchtet hatte, stand auf einem Tisch und beleuchtete in seinem nächsten Umkreis eine große, schwere Bibel und ein altes Mütterlein. Als Maria eintrat, hob das Mütterlein den Kopf und blickte auf den späten Gast mit großen, klugen Augen. Maria trat in den Lichtkreis des Lämpchens und sagte erregt: — „Verzeiht, Mutter Geisler, ich möchte mit der Toni reden."

Da kreuzte die Alte ihre gefurchten Hände über die Bibel und antwortete ein wenig barsch und ein wenig spöttisch:

„Ihr habt einen weiten Weg gemacht, Maria Klausen, aber Ihr habt ihn umsonst gemacht."

Maria verwand den Spott der wohlbekannten Worte und sagte flehend: — „Seid barmherzig, Mutter Geisler, ich muß mit der Toni reden."

„Aber Ihr könnt nicht, . . ." und dann voll heimlichem Stolz, „. . . sie dient in Innsbruck beim Rabenwirt."

Maria schluchzte auf.

„Dann gibt's ein Unglück . . . meiner Schwester Kind liegt im Sterben, und nur die Toni kann es ändern, wenn sie den Fluch zurücknimmt . . ."

Da stand die Alte auf und sagte zürnend:

„Schämt Ihr Euch nicht, Maria Klausen? . . . Was Ihr da redet, ist eine schwere Sünde. Leichtfertig mag die Toni sein, aber mit dem Teufel hat sie nichts zu tun . . .," sie schlug das Kreuz . . ., „verlaß uns nicht, o Herr . . .! Wenn Eurer Schwester Kind krank ist, so ist das Gottes Wille, und jeder

Mensch wird bezeugen können, daß es eine natürliche Krankheit ist."

Maria war beschämt und eingeschüchtert, aber nun sagte sie rasch und weinend:

„Das ist es ja eben, Mutter Geisler. Es ist keine natürliche Krankheit. So ein furchtbarer Husten ist es, daß ihm das Blut bei Mund und Nase läuft. Der Doktor weiß auch nicht, was es ist. Er sagt, es steht in keinem Buch . . ."

Die Alte lächelte verächtlich.

„Der Doktor . . .! hört mir auf mit ihm. Das glaube ich gerne, daß er nicht weiß, was es ist, und daß vieles nicht in seinen Büchern steht, was der liebe Herrgott tut . . . geht und schämt Euch! . . . Aber nein! damit Ihr nicht etwa denkt, daß wir unfreundliche Leute sind, die nachtragen und Übles nicht vergessen können, will ich Euch eine Salbe mitgeben, die Ihr probieren sollt. Sie hat schon vielen geholfen. Reibt damit das Kind nach jedem Hustenanfall von oben bis unten ein und tragt ihn fleißig in der frischen Luft herum."

Nach diesen Worten erhob sie sich, trat an einen arg zerfallenen Schrank, suchte unter den Dosen und Döschen und nahm endlich einen weißen Tiegel heraus, den sie Maria überreichte.

Maria aber überkam plötzlich ein mächtiges Zutrauen zu den klugen Augen der alten Frau. Sie nahm den Tiegel mit einem hastigen „Vergelt's Gott" und tastete sich hinaus.

Die Dunkelheit, die draußen herrschte, brachte ihr Josef in Erinnerung. Er stand jenseits der Wiese, genau an der Stelle, wo sie ihn stehen ließ, und das Licht seiner Laterne leuchtete zu ihr herüber. Ein tiefes, leidloses Glücksgefühl stieg plötzlich in ihr auf. „Wie gut der Josef war . . ."

Aber sie sagte kein Wort zu ihm, als sie drüben war, und



Rudolf Requadt
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Im Kriegsflugzeug“



Gabriele Reuter
Fischers Romanbibliothek:
„Der Amerikaner“



Carl Ludwig Schleich,
der Verfasser von
„Vom Schaltwerk der Gedanken“



Staatssekretär Solf,
der Verf. v. „Rede zur Gründung
der Deutschen Gesellschaft 1914“



Alexander Solomonica,
der Verfasser von
„Herr Heckfisch“



Reinh Johannes Sorge†
der Verfasser von
„König David“



Albert Steffen,
der Verfasser von „Der rechte
Liebhaber des Schicksals“



Hermann Stehr,
der Verfasser von
„Das Abendrot“

er trug schweigend die Laterne hinter ihr. Den ganzen Weg redeten sie kein einziges Wort, und Josef fragte nichts, selbst nicht an der Wegeswende, wo Maria statt nach rechts zum Klausenhof, nach links abbog. Gegen Mitternacht erreichten sie Theresens Anwesen. Er blieb beim Tor stehen und hob die Laterne hoch, um ihr in den Hof zu leuchten. Sie wollte stehenbleiben und ihm danken. Aber plötzlich trieb sie die Angst um das Kind oder sonst etwas ... So nickte sie nur und ging hinein. Kaum war sie drinnen, dachte sie mit heftigem Herzklopfen an das Bild, das sie in der Stube vorfinden würde. Der Kleine war vielleicht schon tot, Therese krank vor Gram und Kummer. Sie griff nach dem weißen Tiegel in ihrer Tasche und öffnete die Türe. An der Wand zwischen den Fenstern hing eine brennende, halbverdeckte Lampe, aber die geweihten Kerzen waren ausgelöscht, und Therese saß beim Bettchen. Sie legte, als Maria eintrat, zum Zeichen des Schweigens ihren Finger an den Mund, und Maria wußte sofort aus ihren Mienen, daß der Kleine noch nicht gestorben war, sondern schlief. Ohne ihre nassen Kleider abzulegen kauerte sie sich neben Therese, berichtete in Flüstertönen über ihren Besuch bei Mutter Geisler und zeigte endlich den weißen Tiegel. Therese schien anfangs enttäuscht zu sein, dann aber sagte sie:

„Der Kleine hat die vielen Stunden, die du fort warst, nicht gehustet. Das ist ein gutes Zeichen, und ich glaubte schon, die Toni hat's gemacht. Aber jetzt muß ich denken, daß es die Wallfahrt ist ... der heiligen Jungfrau sei gedankt ...!"

Sie schwieg und schaute sinnend auf den Kleinen.

Doch der Hustenanfall, den Therese so fürchtete, kam diese Nacht noch ein paarmal. Aber jedesmal, wenn er vorbei war, rieb Maria das kleine Körperchen mit der grünen Salbe

aus dem weißen Tiegel, und am nächsten Morgen trug sie das Kind trotz der Kälte und dem ungläubigen Kopfschütteln Theresens hinaus in die klare Winterluft.

Über eine Woche blieb sie bei Therese und tat unverdrossen nach dem Rat der alten Mutter Geisler. Und als am Samstag ihr Schwager von der Wallfahrt kam, glaubte er und auch Therese, die Himmelsmutter habe den Jungen so frisch gemacht.

Maria aber hatte darüber ihre eigenen Gedanken.

Wo sie ging und wo sie stand, sah sie die klugen Augen der alten Frau, und manchmal meinte sie, alles Weh müsse gut werden unter ihr.

Dann fiel ihr immer Stephan ein und sein zerfahrenes, unglückliches Geschick. Gab es da einen Ausweg? . . .

Er liebte ein Mädchen, das er schon seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen hatte, das seit Jahr und Tag nicht mehr an ihn dachte. Und wenn auch . . .! Würde so eine Feine, so eine Verwöhnte, wie es dieses Mädchen war, auf einen Bauernhof ziehen? Winter und Sommer da oben bleiben? Butter rühren? Eier zählen? und sich mit hartköpfigen Knechten und derben Mägden mischen? . . .

Freilich, es gab verschiedene Dinge in der Welt. Unten in Bozen zum Beispiel hatte vor ungefähr sechs Jahren eine reiche Lehrerstochter auch einen Bauer geheiratet. Und war ein Übel daraus geworden? . . . Nicht daß man wüßte. Der Hof stand noch an derselben Stelle, nur ein wenig ausgebaut und hergerichtet. Und drinnen, so hörte man, war es auch nur ein wenig anders geworden. So zum Beispiel stand die Bäuerin später auf als andere Bäuerinnen und nahm ihre Mahlzeiten nicht mit den Knechten, sondern allein mit dem Bauer. Und ging nicht in blaugefärbten Kleidern herum, sondern trug auch an Wochentagen eine lila Samt-

bluse. Das hatte Maria oft genug gehört, und es war sicher keine Verleumdung. Nun, und war der Bauer vielleicht unglücklich deswegen? Kaum. Denn ganz Bozen weiß, wie er an seinem Weibe hängt und daß er nie in die Lauben geht, ohne irgendetwas Hübsches für sie zu kaufen. Die Händler kennen ihn schon und reiben sich die Hände, wenn er kommt, denn er kauft, ohne zu feilschen, und nimmt nur das Teuerste: seidene Taschentücher, echte Schildpattnadeln und Glücksringe . . .

Aber noch während sie an all das dachte, schüttelte Maria unwillig den Kopf. Mochte es auf dem Hof in Bozen zugehen, wie es wolle, im Klausenhof konnte man so etwas nicht brauchen. Was würde die Mutter zu so einer Wirtschaft sagen? Das ging also nicht.

Gab es aber einen anderen Ausweg? . . . Allerdings, einen gab es noch . . . Doch es gab ihr einen Ruck, und sie sträubte sich, daran zu denken. Den Hof hergeben . . . Aber nein! das konnte Stephan nie tun. Den alten Klausenhof in andere Hände geben . . . was würde der Vater dazu sagen? . . . Da blieb nur eines: Stephan mußte die Städterin vergessen.

Aber dann dachte sie an ihr eigenes Geschick. An den fremden Mann — für sie, trotzdem sie nun seinen Namen wußte, noch immer der namenlose, märchenhafte Fremdling — und sah ein, daß weder sie noch Stephan je vergessen konnten.

Und wieder flogen ihre Gedanken zu Mutter Geisler, zu den klugen Augen und dem weißen Scheitel . . . Mutter Geisler, die wußte vielleicht Rat. Immer mehr drängte sich dieser Glaube bei ihr auf, und als sie am Sonntag von Therese und ihrem Manne Abschied nahm, schlug sie nicht den Weg zum Klausenhof ein, sondern ging die entgegenge-

setzte Richtung hinunter nach Kampenn. Dieses Mal hatte sie keine Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden, und früher als sie selbst dachte, stand sie vor der Hütte am Rand der breiten Wiese.

Die Alte war nicht im mindesten erstaunt, als sie den Besuch gewahrte, aber sie nickte freundlich und sagte:

„Das ist schön, daß Ihr kommt, Maria Klausen."

Dann wischte sie mit ihrer großen, peinlich sauberen Schürze über einen Stuhl und stellte ihn ihr hin. Maria aber schämte sich plötzlich, daß sie, die Klausentochter, um Rat und Hilfe in die armselige Geislerhütte kam, und um ihre wahren Gefühle zu verbergen übersah sie den Stuhl, den ihr die Alte hingestellt hatte, und sagte rasch und ein wenig hochmütig:

„Ich bin nur gekommen, um Euch zu fragen, wieviel die Salbe kostet."

Die Alte schaute sie ruhig an.

„Meint Ihr denn, sie hat geholfen?" — „Ja . . . ganz sicher. Der Kleine ist beinahe schon gesund."

„Dann höret, Maria Klausen. Da gibt es jetzt zwei Dinge. Entweder der Herrgott hat das Kind gesund gemacht, und dann braucht Ihr mir nichts zu bezahlen. Oder meine Salbe hat geholfen, und da mögt Ihr mir ja ehrlich sagen, ob Ihr trotz Eurer schönen Höfe und Eurer endlosen Wiesen Geld genug habt, für den Buben zu zahlen, was er Euch wert dünket."

Und nachdem sie das gesagt hatte, machte sie sich beim Herde zu schaffen, als ob niemand da wäre. Maria aber gingen diese Worte wie scharfe Messer ins Gewissen. Sie schämte sich nun ihres falschen Hochmutes, der sie zu der häßlichen Frage verleitet hatte, und zerknirscht wollte sie aus der Stube gehen.

Da aber wandte sich die Alte um, senkte ihre großen, wunderbaren Augen voll in Marias Augen und sagte ernst und freundlich: „Und sonst wolltet Ihr nichts fragen?“

Da errötete Maria über und über, setzte sich in den Stuhl, haschte nach der alten, runzeligen Hand, die an der sauberen Schürze niederhing, und sagte:

„Doch ... doch ... ich wollte Euch fragen, Mutter Geisler, was Ihr von einer Bäuerin haltet, die nach den Leuten aufsteht, nicht mit ihnen ißt und ihre Sonntagskleider an Wochentagen trägt?“

Atemlos, verwirrt hatte sie geredet, und als sie jetzt schwieg, empfand sie das Gefühl, als wäre ein großer Lärm gewesen, den sie verursacht hatte. Mutter Geisler aber sagte:

„Das ist eine leichte Frage und braucht nur eine leichte Antwort. Aber ich will Euch eine kleine Geschichte erzählen:

Zu einem Einsiedel kam einmal eine Bäuerin und klagte ihm, daß seit dem Tode ihres Mannes alles abwärts gehe. Da gab er ihr ein kleines Kästchen und sagte, sie müsse dieses Kästchen ein ganzes Jahr lang zwölfmal bei Tage und zwölfmal bei Nacht in alle Winkel des Hauses tragen, darauf werde es sicher besser gehen. Die Bäuerin glaubte dem frommen Mann und trug richtig das Kästchen zwölfmal bei Tage und zwölfmal bei Nacht im ganzen Hause herum. Da fand sie schon in der ersten Nacht die Knechte im Keller beim Wein, und in der Küche schmorten sich die Mägde gelbe Eierkuchen ... fangt Ihr an, etwas zu merken? ...“

„Ja, Mutter Geisler ... der Einsiedel meinte, sie müsse sich kümmern ... Tag und Nacht um die Leute und die Wirtschaft kümmern.“

Die Alte nickte, und Maria dachte an den zweiten Ausweg.

„Seid nicht böse, Mutter Geisler ... ich möchte Euch

noch etwas fragen, was würdet Ihr tun, wenn Ihr einen Hof hättet ... ich meine schon von alters her ... einen Hof, den Eure Väter gehabt haben, den sie Euch übergeben haben, daß Ihr ihn betreuet und die Namen und die Art der Väter weiter zwischen seine Wände pflanzet ... und wenn es Euch plötzlich einfiele, daß Ihr etwas anderes möchtet ... ich weiß nicht was ... aber etwas anderes ... vielleicht sogar den Hof hergeben ... was würdet Ihr da tun, Mutter Geisler ...?"

Jetzt antwortete die Alte nicht so rasch wie vorhin, sondern redete langsam und mit Bedacht.

„Das ist keine leichte Frage. Vieles müßte geprüft und erwogen werden. Aber eines deucht mir ganz klar: Wo ein Hof ist, muß ein Bauer sein. Der Bauer gehört zum Hof ... und da gibt's noch ein Sprichwort, das heißt: Schuster bleib bei deinem Leisten ..."

Sie schwieg, und Maria fielen plötzlich auch die Worte ein, die Therese an ihrem Hochzeitstag gesagt hatte:

„Der Klausenhof ist kein gewöhnlicher Hof. Ich glaube, im ganzen Lande gibt es keinen, den man damit vergleichen könnte. Und wenn man denkt, wie er gehalten wurde ... vom Vater, vom Großvater und von den andern ... Und jedes von uns tat sein Teil daran und ist ein Teil davon ..."

Nein! es gab keinen Ausweg. Armer Stephan ...

Sie stand auf und drückte der alten Frau fest beide Hände.

Pansmusik

Ein Floß schwimmt aus dem fernen Himmelsrande,
Drauf tönt es dünn und blaß
Wie eine alte süße Sarabande.
Das Auge wird mir naß.

Es ist, wie wenn den weiten Horizonten
Die Seele übergeht,
Der Himmel auf den Ebnen, den besonnten,
Aufhorcht wie ein Prophet,

Und eine arme Weise in die Ohren
Der höhern Himmel spricht:
Das Spielen wankt, im Spielen unverloren,
Das Licht wankt durch das Licht.

Heut fährt der Gott der Welt auf einem Floße,
Er sitzt auf Schilf und Rohr,
Und spielt die sanfte, abendliche, große,
Und spielt die Welt sich vor.

Er spielt das große Licht der Welt zur Neige,
Tief aus sich her den Strom
Durch Ebnen mit der Schwermut langer Steige
Und Ewigkeitsatom.

Er baut die Ebenen und ihre Städte
Mit weichen Mundes Ton
Und alles Werden bis in dieses späte
Verspieltsein und Verlohn:

Doch alles wie zu stillendem Genusse
Den Augen bloß, dem Ohr.
So fährt er selig auf dem großen Flusse
Und spielt die Welt sich vor.

So fährt sein Licht und ist bald bei den größern,
Orion, Schwan und Bär;
Sie alle scheinen Flöße schon mit Flößern
Der Welt ins leere Meer.

Bald wird die Grundharmonika verhallen,
Die Seele schläft mir ein,
Bald wird der Wind aus seiner Höhe fallen,
Die Tiefe nicht mehr sein.

Nachklang nach Verlaine

Meer, Amme der Ammen!
Du Schlaflied der Qualen!
So schön seid mitsammen
Nicht ihr, Kathedralen.
Auf dem Meer betet sie,
Die Jungfrau Marie.

— — — — — — — — — —

Abschied

Weiter wird wachsen das Öl,
Weiter wird steigen das Harz,
Über Wolken der Glutberg im Weltmeer schwimmen;
Neues Piniengewölk,
Wie die Schatten Vulkans,
Wird gesänftigten Ernstes die Schroffen erklimmen:

Tot noch wünschst du dir, Herz,
Nur als Orangenduft
Möge ein Gott dein Blühendes hierher entführen,
Wünschst, nur ein roter Ball
Unter den hundert des Baums,
Hier noch einmal den seligen Sand zu berühren.

Kaspar Ludwig Merkl: Der Chronist

Die Straßen waren menschenleer, und der Lärm der Großstadt war verstummt. Wenn irgendwo in einer Seitengasse ein spätes Gefährte über das Pflaster rasselte, so war das weithin vernehmbar, spannte die Nerven an und erzeugte ein schreckhaftes Gefühl. Aber wenn dieser plärrende Aufschrei des schlafenden Verkehrslärmes verhallt war, so schreckte wiederum die bleierne Ruhe zwischen den Häusern, man hörte seine eigenen Schritte hallen, lauschte eine Weile dem seltsamen und ungewohnten Tone und versank in seine Träume und Betrachtungen. Denn in dieser Stille erhoben sich die Gedanken, spannen schimmernde Fäden und Gewebe, weiteten den Horizont ins Grauenhafte und zeigten sich klar, kräftig und unverrückbar.

Als der Chronist durch die Nacht schritt, wiederholte er die Ereignisse, die sich unter den trägen und versumpften Philistern abgespielt hatten, schüttelte den Kopf und lachte.

„Nun ist er in ihrem Zimmer," dachte er, sah sich verlegen und verstohlen um und rieb sich die Hände. „Mochte man derartiges für denkbar halten, konnte in der Tat eine geistreiche Frau auf einen geborenen Dummkopf hereinfallen, weil er etliche Schmisse im Gesichte trug? Natürlich! Er hat lange Geschichten erzählt von großen Säbelmensuren, wo das Blut literweise verzapft wurde, und sich den Glorienschein des Helden aufgesetzt. Und das Weib liebt die Tat, die sichtbare, offenliegende, erwärmt ihre Phantasie daran und macht den Tropf zum Helden. Ach ja, die Illusion! Aber nein, ist es nicht gut? Erzeugt das Weib nicht wirklich und wahrhaftig den Helden, indem es spricht wie dermaleinst der Schöpfer: Es werde. Der Leib des Mannes wird gleichsam seelenlos in den Händen des Weibes, die Phantasie haucht ihre Be-

gierden und Wünsche in sein Gehirn, und er vollzieht sie, automatisch und mit Naturnotwendigkeit. Aber wie, wenn der Mann unfähig, wenn er wie dieser Revisor, der durch die Reize der schönen Baurätin gelähmt wurde, vertrocknete Gehirnzellen in seinem Schädel trägt. Wie denn? Kann der Geschlechtstrieb den Menschen bilden und umschaffen? Es scheint sich in der Tat so zu verhalten. Denn man mußte beobachtet haben, wie der halbreife Student, der, trotzdem er Revisor geworden war, immer noch studentisch fühlte und dachte, mit einem Schlage seelenkundig wurde. War es nicht wie das Hervorschießen einer Fähigkeit, wenn der unbegabte Mensch plötzlich genau verstand, was er reden und tun mußte, um den ältlichen, menschenscheuen Baurat als Freund zu gewinnen? Was ein Geübter nicht zuwege gebracht hatte, das gelang ihm. Es ist eine sonderbare Sache, ein Phänomen, das nirgends unterzubringen ist."

Dann war seine Kakteensammlung auch weiter nichts als eine Sammlung, die sonderbar geformte Gewächse enthielt und allenfalls seine Phantasie reizen konnte, aber nicht seinen Geist.

Der Chronist ging und grübelte über die sinnlosen Erscheinungen des Lebens. Ein Betrunkener torkelte an ihm vorüber, und um die Ecke huschte eine Dirne. Aber erst, als irgendwo an der Häuserreihe ein Fenster zugeschlagen wurde, erwachte er aus seinen Gedanken und horchte auf die Geräusche der Nacht.

Er bog in die Seitengasse, in der er wohnte und in der nur allemal die dritte Gaslaterne brannte. Hier war es in der Tat totenstille. Seine Schritte schallten laut und störend, so daß er unwillkürlich leichter auftrat. Nun bemerkte er auch, daß jemand hinter ihm herging, und als er sich umwandte, sah er eine schlanke weibliche Gestalt. Nein, das

war keine Dirne. Aber wenn sie es schon war, was hatte sie um diese Zeit noch auf der Straße zu tun?

Er ging langsam, sie hatte ihn bald eingeholt und kam ihm mit raschen Schritten vor. Aber an der Haustüre suchte sie lange nach ihrem Schlüssel, so daß er noch Zeit hatte, heranzukommen, zu grüßen und das Tor zu öffnen.

Auf der Stiege holte er seine Taschenlampe hervor und leuchtete, wobei er voranging und das Licht hochhielt. Einmal drehte er sich verstohlen um und blickte ihr ins Gesicht, das durch die geisterhafte und flackernde Helligkeit bleich erschien. Da hob sie die Lider und warf ihm einen ernsten und starren Blick zu, der ihm sagte, daß sie soeben ein hartes und aufreibendes Erlebnis hatte über sich ergehen lassen müssen.

Sie wohnte eine Stiege tiefer als der Chronist. Als sie vor der Türe stand, sagte sie „Danke" und „Gute Nacht" und war dem falben und zittrigen Lichtkreise entschwunden. Aber die Worte lagen noch in der Luft und schwebten in feinen und klingenden Tönen, legten sich kosend auf sein Gemüt und wollten nicht aufhören, sich in seltsamen Weisen zu ergehen. Noch in seinem Zimmer vermeinte der Chronist die wohltuende Stimme singen zu hören, blieb eine Weile stillestehen und ließ sie auf seine Sinne wirken.

Die Dame mit dem bleichen Gesichte, die allezeit schwarze Kleider trug und mit unnahbarer Kühle seinen Gruß erwiderte, was mochte sie nachts ein Uhr einsam und ohne Begleitung auf der Straße zu suchen haben? Während der Chronist noch überlegte, wurde die Stille der Nacht durch zwei, drei Klavierakkorde unterbrochen, die wunderbar weich und traumhaft klangen, die Phantasie entzündeten und weiche, absonderliche Gefühle erregten.

„Das war die Dame mit dem schneeweißen Gesichte,"

dachte der Chronist, blieb regungslos stehen und hoffte auf weitere wundersame Ereignisse. Aber die Töne waren verhallt, und durch sein finsteres Zimmer rauschte geheimnisvoll und deutlich vernehmbar das eigentümliche und leise Brausen der nächtlichen Stille. Aber die Einbildungskraft war erweckt worden, und der Lauscher dachte sich die Dame am Klavier sitzend, mit Tränen in den Augen. Hatte dieser Ton nicht geklungen wie das Aufseufzen eines verhaltenen Schmerzes?

Nach einer Weile zündete der Chronist das Kerzenlicht an, trat aber, da er nicht Lust empfand, sich zu Bett zu legen, ans offene Fenster und blickte auf die Straße. Da herrschte eine geisterhafte Ruhe, die selbst zwei Schutzleute, die langsam und schweigend nebeneinander hergingen, nicht zu lösen vermochten. Alles war still, ausgestorben und unlebendig. Da schrie plötzlich ein wildes aufbäumendes Geräusch durch die Nacht. Durch irgendeine Seitengasse schien ein Gefährt über das Pflaster zu jagen, schien mit roher Gewalt dahinzusausen, als gehe es auf Leben und Tod. Der Chronist fühlte, wie sich seine Nerven anspannten, und empfand einen körperlichen Schmerz. Im Augenblicke war sein Gehirn mit gräßlichen Bildern gefüllt. Er sah das Gefährt. Auf dem Bocke saß der Kutscher und schlug mit weitausholenden Hieben auf einen elenden Klepper ein, der mit unnatürlich gespreizten Beinen über das Pflaster raunte, und hinterher holperte der Wagen, schien alle Augenblicke umzustürzen und vollführte ein aufregendes Gewackel. Dabei erhob sich ein greller Lärm, der Hufschlag, die Peitschenhiebe, das Gerassel verschwamm zu einem unerträglichen Chaos von Geräuschen.

Mit dieser Empfindung schloß der Chronist das Fenster, trat in die Stube zurück und versank in eine unangenehme Grübelei.

So war in der Tat das Leben, ein wildes Geschrei, ein

brutales Abrausen um einen Pfifferling, aus dem Nichts herausplatzend und in ein Nichts zurücksinkend. Irgendwo balgte sich der Revisor um einen Pfifferling, und unter ihm weinte die bleiche Dame am Klavier eines Pfifferlings halber. Es war ja alles Illusion, Einbildung und Träumerei, die sich nirgendwo und zu keiner Zeit verwirklichen wollte.

Sein Blick fiel auf die Kakteensammlung, da stand sie, ein wildes Gewirr von Geschöpfen der sonderbarsten Art, und bildete ihm einen wirklichen Abklatsch des Lebens. Er hob das Kerzenlicht, die Schatten, die von den Gewächsen aus an der Wand hinanfliefen, wurden groß und gespenstig, rannten wie lebendig hin und her und bildeten ein grauenhaftes Gerinnsel von seltsamen Linien. Dem Chronisten, dessen Nerven erregt waren, erschienen die Pflanzen wie Lebewesen, die ihre dürren Arme rangen und zum Himmel reckten, als wollten sie um Gnade und Barmherzigkeit bitten. Nur die Kugelkakteen blieben still und regungslos und glotzten mit den blöden Augen. Aber alle anderen Arten, die geteilte Gewebe hatten, waren lebendig und rangen die Arme.

Erst als der Chronist näher herantrat, erstarben und erstarrten sie und wurden die fleischigen und stachligen Pflanzen, die in den Töpfen staken und wuchsen.

„Ist es denkbar," sagte der Chronist, „daß eine Kugelkaktee lange, wulstige Zweige hervorbringt, an der die weichen Haare der andern Arten wachsen? Nein, das ist nicht denkbar. Also wird das Weib die Illusion nicht realisieren können."

Da wurde er jäh aus seinen Gedanken gerissen. Drei Klavierakkorde klangen durch die Stille, schwebten in seinem Zimmer und verschlangen sich gemach mit dem eigentümlichen Rauschen der Nacht. Der Chronist verblieb erstarrt in der Stellung, in der er eben war, sog die Töne in sich und berauschte sich gleichsam daran. Die bleiche Dame lag über

dem Klavier, weinte und genoß ihren Schmerz. Ihre aufgeregten Nerven verlangten einen Reiz, und da schlug sie die Tasten und trank die leisen Akkorde in sich hinein. So mußte es sich wohl verhalten.

Eine Weile verharrte der Chronist stille, blickte auf das flackernde Kerzenlicht und schärfte sein Gehör. Allein da von unten kein Geräusch mehr kommen wollte, trat er ans Fenster in der Hoffnung, es möge sich an der gegenüberliegenden Häuserreihe ihr Schatten oder sonst etwas Lebendiges aus ihrem Gemache zeigen. Aber die Mauer gegenüber hatte keinen hellen Fleck an sich, strahlte vielmehr in einem geisterhaft gedämpften Licht und hatte ein kaltes und erregendes Aussehen, weil kein Fenster in ihr beleuchtet war und nur die schwarzen Löcher wie tote Augen starrten. Es war auch auf der Straße nichts Lebendiges oder Freundliches zu sehen, sie war eine langgezogene dunkelgraue Fläche, in der sich die Lichtkreise der Gaslaternen wie entzundene Wunden abhoben. Die zwei Schutzleute, die vorher mit langsamen Schritten und gesenkten Köpfen nebeneinander hergegangen waren, standen am Rande des Bürgersteigs, hielten die Hände in den Taschen und schienen gelähmt zu sein. Den Chronisten erfaßte wieder jenes unheimliche Grauen. Gleichwohl blieb er stehen, weil er hoffte, die beiden würden sich auf irgendeine Art bewegen und dadurch die Starre des nächtlichen Straßenbildes etwas mildern. Aber obwohl er scharf und fast verzweifelt hinsah, konnte er nicht die leiseste Regung beobachten, wodurch er derart beunruhigt wurde, daß er sich Gewalt antat, das Fenster schloß und in die Stube zurücktrat.

Hier brannte ja die freundliche Kerze, und die Kakteen standen wie alle Tage und verursachten ihm ein wohltuendes Gefühl. Aber durch das Fenster glotzte die tote Nacht mit zwei eckigen und tiefschwarzen Flecken. Es war in der Tat unheimlich.

Den Chronisten erfaßte plötzlich eine Sehnsucht, irgendwo in einem hellerleuchteten und angenehm durchwärmten Zimmer zu sitzen, irgendeinen Menschen um sich zu haben, mit ihm zu reden und Freundlichkeiten zu tauschen. Er bemühte sich, durch seine Phantasie die Blumen auf dem Regale zu beleben, indem er das Kerzenlicht heranbrachte und seine Gedanken zu sammeln versuchte. Aber zwischen den stachligen Pflanzen zeigte sich ihm das bleiche Gesicht der Dame, und er bemerkte, daß an den langen Wimpern ihrer Augen eine Träne hing. Die Träne schien ihm leibhaftig zu sein, und ein brennendes Mitleid bemächtigte sich seines Gemütes.

Plötzlich zuckte in seinem Gehirn ein sonderbares Bild auf. Er sah sich in dem freundlichen Zimmer der Dame. Sie lag tatsächlich über dem Klavier. Die eine Hand hing schlaff zur Erde herab, auf der andern lag ihr Gesicht. Der Chronist sah sich leise heranschleichen, sah sich zu Füßen der Dame knien und die herabhängende Hand küssen. Sie hob müde das Haupt und blickte ihn an. Er aber preßte ihre Hand an sein Herz und gestand seine Liebe. Da beugte sich die Dame zu ihm herab und sie küßten sich.

Diese Vision hatte der Chronist, während er seinen Blumen Leben einhauchen wollte. In ebendiesem Augenblicke zitterten wieder drei weiche Akkorde durch die Luft und legten sich kosend um sein Gemüt.

„Soll ich nicht wirklich einige Stufen hinuntergehen und die Dame trösten?" sagte der Chronist, und zugleich erschien ihm ihr Bild so klar und deutlich, daß er alle Einzelheiten ablesen konnte. Sie war im weißen Nachtkleide, und unter den Spitzen leuchtete das schneeige Blenden ihrer Haut. Tränen hingen an den langen Wimpern ihrer Augen, und eine Wärme ging von ihr aus, die ihn schwindeln machte.

Der Chronist hatte in der Tat leise die Tür aufgeklinkt,

war auf den Zehenspitzen durch den Flur geschlichen und stand nun mit sonderbar erregten Nerven im Stiegenhause. Seine Knie zitterten, und in seinen Händen lag eine lähmende Schwäche. Aber ein unüberwindlicher Drang zog ihn die Stufen hinab.

Peter Nansen: Banknoten-Dämmerung

Ludwig Menthes Sinnspruch als Ritter des Großkreuzes — Im Nachruhm liegt das Urteil der Tat — geschah Genüge.

In all den wohltätigen Stiftungen, die Menthe bedacht hatte, hingen schon jetzt mehr oder weniger künstlerisch wertvolle Bilder von dem großen Legatstifter. Ein Buch über ihn und sein Lebenswerk war im Entstehen. Und zugleich mit dem Erscheinen des Buches sollte nun am 12. Mai — am Jahrestage seines Todes — ein Denkmal auf dem schön bepflanzten Hof enthüllt werden, der zu dem Grundstück am Frederiksholmer Kanal gehörte.

Zufällige Umstände bewirkten indessen, daß die große Feier einige Monate hinausgeschoben wurde. Eine Zeitungsnotiz teilte mit, die Verzögerung sei darauf zurückzuführen, daß mit dem großen Marmorblock, der zu der symbolischen Figur des Denkmals verwendet werden solle, ein Unglück geschehen sei, und da sich ja kein besonderes öffentliches Interesse an diese Denkmalenthüllung knüpfte, da es namentlich der Öffentlichkeit gänzlich gleichgültig war, ob die Enthüllung etwas früher oder später stattfand, kam keine Zeitung auf den Gedanken, Verdacht zu schöpfen.

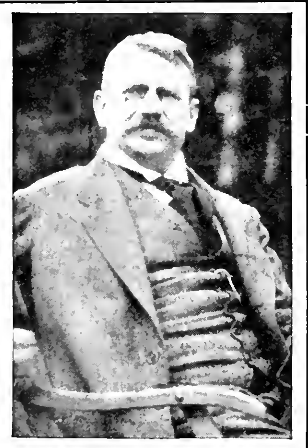
Eines Tages im April, als Direktor Herder die Post durchging, richtete sich seine Aufmerksamkeit auf eine Geldsendung, die von der Hanseatischen Bank in Lübeck gekommen war,



Emil Strauß,
der Verfasser von
„Don Pedro“



Siegfried Trebitsch
Fischers Romanbibliothek:
„Genesung“



Ernst Troeltsch
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Deutsche Zukunft“



Hans Vorst
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Im Kriege durch Frankreich und England“



Jakob Wassermann,
der Verfasser von
„Das Gänsemännchen“



Ernst Weiß,
der Verfasser von
„Der Kampf“



Leopold von Wiese
Schriften zur Zeitgeschichte:
„Staatssozialismus“



Paul Zifferer,
der Verfasser von
„Die fremde Frau“

und er fragte den Sekretär: „Stand in dem Brief von der Bank etwas von besonderem Interesse?"

„Jawohl," erwiderte der Sekretär lächelnd, „man scheint in Lübeck in dänischem Gelde zu schwimmen. Wir erhalten denn auch den ganzen Betrag, sechzehntausend Kronen, in dänischen Hundertkronenscheinen."

Unwillkürlich entschlüpfte Herder die Frage: „Wie waren denn die Scheine?"

„O" — lachte der Sekretär: „die waren sehr schön — ungewöhnlich hübsche Scheine."

Im selben Augenblick erinnerte sich Herder, daß er schon einmal ungefähr dieselbe Frage und dieselbe Antwort erlebt hatte. Jetzt wußte er auch, warum er seinerzeit sein Gehirn zermartert hatte, um eine Erklärung für diesen Kranz aus Lübeck zu finden. Die Unterhaltung, in deren Verlauf Menthe ihn gebeten hatte, die fünfhundert Kronen aus Lübeck prüfen zu lassen, stand plötzlich lebhaft vor seiner Erinnerung.

Während der Sekretär mechanisch in seinem Vortrag fortfuhr, jagte ein Unwetter von aufregenden Gedanken durch Herders Gehirn. Er beachtete kaum, daß der Sekretär seinen Vortrag beendet und sich ehrerbietig abwartend erhoben hatte. „Haben Herr Direktor sonst noch Befehle?" fragte der junge Mann endlich.

„Nein, danke. Übrigens doch. Lassen Sie mir den Brief aus Lübeck hier. — Danke. Ich sehe, daß das Geld noch im Umschlag liegt. Warum ist es nicht an der Kasse eingezahlt?"

„Der Brief kam gerade, als Herr Direktor nach der Post klingelten. Und da der Kassierer in dem Augenblick keine Zeit hatte, die Summe nachzuzählen, bat er mich, lieber das Ganze mitzunehmen."

„Das ist nicht richtig vom Kassierer. Nun, sagen Sie nichts zu ihm. Ich werde ihm das Geld dann selber abliefern."

Herder hatte die schönen neuen Scheine vor sich liegen. Er untersuchte sie genau, nahm eine Lupe und erforschte jeden Strich, hielt sie gegen das Licht, um die Wasserzeichen zu prüfen, ließ die Finger über sie hingleiten, um die Oberfläche zu befühlen. Nein, sie waren offenbar wirklich gut. Da plötzlich kam ihm eine Eingebung: er entnahm seiner eigenen Brieftasche einen Hundertkronenschein und vertauschte ihn mit einem der Scheine aus Lübeck.

Was in den paar Monaten geschah, die zwischen dem Geldbrief der Hanseatischen Bank an die dänische Nationalbank und der Enthüllung des Ludwig-Menthe-Denkmals im August verstrichen, war folgendes:

Direktor Herder machte, nachdem er eine geringe Verschiedenheit zwischen dem Banknotenpapier der Nationalbank und dem Papier, das zu der letzten Emission der Lübecker Scheine benutzt worden war, festgestellt hatte, eine kleine Geschäftsreise nach Lübeck, begleitet von einem handfesten Beamten der Geheimpolizei.

Wenige Wochen später trafen unter seiner persönlichen Adresse an die Nationalbank eine ganze kleine lithographische Einrichtung sowie ein paar plombierte Kisten mit neuen Hundertkronenscheinen ein.

Gleichzeitig erhielt Thekla Hansen einen Brief von dem Bruder, daß er sich entschlossen habe, Lübeck zu verlassen und seinen Aufenthalt in Amerika zu nehmen. Er habe jetzt so viel verdient, daß er seinen Jugendtraum verwirklichen könne: als unabhängiger Mann in Amerika zu leben und seine Kinder zu freien Bürgern der großen Republik zu erziehen.

„Ich bin reich genug, ich brauche mich vor keinem großschnauzigen Yankee zu genieren," schrieb er. „Und in Amerika fragt man nicht nach Geburt und Rangklassen, wenn man

bloß money in der Tasche hat. Wenn Du Lust hast, bist Du drüben bei uns willkommen. In Lübeck, diesem zimperlichen Lausenest, lag es nicht so günstig. Aber in Amerika bist Du all right. Go on also, wenn es Dir Pläsier macht, Weltdame in der Fifth avenue zu werden. Wie Du siehst, hab ich mir die amerikanische Sprache schon zum Teil angeeignet."

Thekla war gerührt und stolz über das Anerbieten des Bruders. Aber selbstverständlich fiel es ihr nicht im Ernst ein, Kopenhagen zu verlassen, wo sie so gut und wohlgeborgen lebte. Außerdem konnte sie die See nicht vertragen. Sie wurde schon seekrank, wenn sie nur nach Malmö fuhr.

Die weittragendste Folge des Lübecker Briefes war indessen, daß die Nationalbank jetzt eine oft geplante, lange geforderte Neuordnung ihrer Papiergeldherstellung vornahm.

Als Herder, in dessen Hände die Durchführung der Umgestaltung gelegt wurde und dem das sorgfältig und sinnreich erdachte Verfahren zur Sicherung der neuen Banknoten viel Ehre eintrug, befragt wurde, ob eine besondere Veranlassung vorliege, daß man sich jetzt plötzlich entschlossen hatte, mit kürzest möglicher Frist den so lange gehegten Plan auszuführen, erwiderte er:

„Mit jedem Jahr ist die Reform notwendiger geworden. Unser Papiergeld ist tatsächlich nie ganz zufriedenstellend gewesen. Und allmählich, je mehr sich die Reproduktionskunst entwickelte, wurde es immer leichter, einigermaßen täuschende Nachahmungen herzustellen. Daß in den letzten Jahren nicht selten mehr oder weniger geschickt gefälschtes Papiergeld in Umlauf gebracht worden ist, läßt sich nicht bestreiten. Ich möchte jedoch glauben, daß kein unentdeckter Fall vorgekommen ist. In der Regel haben wir die Verbrecher schnell erwischt und der unangenehmen Konkurrenz den Garaus gemacht. Ich kann jedoch natürlich nicht dafür einstehen,

daß unter den vielen Millionen Banknoten, die im Umlauf sind, nicht die eine oder die andere ist, deren Umwechslung in Gold die Nationalbank bei Vorlegung der Banknote ablehnen müßte."

Als der Zeitungsschreiber weiter gefragt hatte:

„Gibt es überhaupt ein Mittel, Papiergeld völlig gegen Nachahmung zu sichern?" erwiderte Herder:

„Eine absolute Sicherheit kann wohl nie erzielt werden. Denn man kann ja jetzt durch Reproduktion eine so vollkommene Gleichheit erreichen, daß es selbst einem Künstler oft schwierig sein wird, zu entscheiden, ob die Zeichnung, die man ihm mit seiner eigenen Signatur vorlegt, wirklich seine Originalzeichnung oder eine meisterhaft ausgeführte Kopie ist. Und daß die Nummern, die auf den Banknoten stehen, irgendeine größere effektive Sicherheit bieten, ist natürlich unmöglich. Im täglichen Geschäftsgang ist wahrhaftig nicht Zeit, die Nummer jedes Geldscheins zu beachten. Eigentlich erhalten Nummern als Sicherheitsmittel erst dann eine Bedeutung, wenn alte ausgediente Noten eingezogen werden. Ja, dann werden die und die Nummern also gelöscht. Und wenn es dann vorkommen sollte, daß kurz darauf andere Noten mit denselben Nummern zur Vernichtung eingeliefert werden, so würde man wissen, daß man einer Fälschung gegenüberstünde. Aber welche von den Scheinen waren die falschen? Die zuerst eingelieferten und vernichteten sind überhaupt nicht mehr vorhanden. Und die zuletzt eingegangenen sind — denn sonst würden sie der Kassation ja nicht bedürfen — so lange in Umlauf gewesen, daß sie sich fast der Beurteilung und Schätzung entziehen. Oft sind obendrein die Nummern unleserlich oder es sind Lappen darüber geklebt.

Das Wasserzeichen bedeutet auch keine entscheidende Sicherheit mehr. Auch Wasserzeichen können erstaunlich gut nach-

gemacht werden. Nein, in Wirklichkeit ist es nur das Papier, worauf es ankommt.

Und den Weg haben wir bei der Herstellung unserer neuen Banknoten eingeschlagen. Wir lassen für die neuen Noten ein derartig zusammengesetztes Papier herstellen, daß es sich jedenfalls nur mit ungeheuren Kosten nachmachen läßt. Und selbst wenn es einem Chemiker gelingen sollte, die Mischung ausfindig zu machen, müßte er, um die Konkurrenz eröffnen zu können, entweder selbst eine Papierfabrik gründen, oder er müßte sich mit einer bereits bestehenden Fabrik ins Einvernehmen setzen. Beides ist eine verdammt kostspielige Geschichte. Und obendrein sehr riskant. Denn man bekommt zu viele Mitwisser. Ich rechne deswegen überhaupt nicht mit dieser Gefahr. Aber natürlich: wir können von der Fabrik betrogen werden, die wir benutzen. Oder die Fabrik kann von den Technikern und Arbeitern betrogen werden, die speziell mit der Herstellung unseres Banknotenpapiers zu tun haben. Es ist klar, daß wir, belehrt durch eigene und anderer Banken Erfahrungen, bemüht sind, das Risiko nach Möglichkeit zu beschränken. Aber vollkommene Sicherheit erlangen wir, wie gesagt, niemals. Die beste Sicherheit ist, daß jetzt zu viele zu einem Betrug nötig sind. Denn — um die nächstliegende Möglichkeit zu nehmen: Falls die Papierfabrik, die in unserm Auftrag unser neues Banknotenpapier herstellt, die Absicht haben sollte, ein verbrecherisches Geschäft zu machen, indem sie soundso viel Papier zu eigenem Gebrauch herstellte — so müßte sie sich mit ihren eigenen Beamten zusammentun. Und das würde zu kostspielig und auch zu gewagt sein."

Die Herderschen Auslassungen gaben Anlaß zu vielen teils tief ernsthaften, teils leichtsinnig scherzenden Zeitungsartikeln.

In Wirklichkeit boten sie ja die unheimlichste Entschleierung der Unsicherheit unserer Geldverhältnisse.

Der Bankdirektor hatte selber nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit zugegeben, daß beständig falsches Papiergeld im Umlauf war, das niemals entdeckt wurde: Bastarde von Banknoten, die unter dem Namen ehelich geborener Nationalbanknoten ins Leben hinausgingen, sich in Handel und Industrie hineindrängten, als willkommene Gäste in allen Häusern, auch den feinsten und ehrenhaftesten, aufgenommen wurden, vom Morgen bis zum Abend unterwegs waren, bald in den Läden der Schlächter und Bäcker, bald in dem verwitterten Lederbeutel eines Chauffeurs, bald in einer leckern kleinen Damentasche — um endlich, wenn sie abgenutzt waren von Arbeit und Fest, von Wohltätigkeit und Schwindel, im Familienkrematorium der Nationalbank selber feierlich vernichtet zu werden.

Die Frage lag denn auch nicht fern und wurde von einem respektlosen Journalisten in einem oppositionellen Blatt schnell aufgenommen:

Sind nicht eigentlich die falschen Banknoten ebenso gut wie die echten? Und könnten sie nicht in den Händen eines klugen und tüchtigen Mannes vielen Segen schaffen? Könnten die falschen Noten nicht vieles gut machen, was die echten versäumen? Nehmen wir an, wir befinden uns in einer geldarmen Zeit mit Arbeitslosigkeit und Not, mit Hunger und Kälte bei Tausenden der kleinen Leute. Und der Staat ist schon im voraus stark in Anspruch genommen und hat Verwendung für alles, was er durch Steuern und Pfändung von Steuern an echten Banknoten zusammenschrapen kann.

Wäre es da ärgerlich oder empörend, wenn ein gewitzter Mann den müden und viel zu spärlichen echten Noten einen kostenlosen Entsatz von einigen hunderttausend falschen zu-

führte? Sie nehmen doch niemandem etwas, und sie brächten — ohne Arbeit oder Wucherzinsen als Gegengabe zu fordern — Tausenden und aber Tausenden von Notleidenden Nahrung und Kleidung und Wärme. Sie brächten vielleicht auch begabten jungen Künstlern und Entdeckern, Studenten und Kaufleuten Beihilfen zu Studien und Reisen. Sie schüfen redlichen Witwen und unverheirateten Frauen ein ruhiges Alter in guter und schöner Umgebung. Sie hülfen manch einem verzweifelten jungen Weib über den Abgrund des Selbstmords und des Kindsmords hinweg. Sie bauten Tausende von glücklichen Heimen auf, sie zündeten in einer trüben und dunklen Winterzeit auch in den ärmsten Hinterhäusern Weihnachtsfreude an.

Sie brächten vielleicht — ja, wer weiß! — eine Stadt, ein Land, ein Volk über einen schlimmen und toten Zeitabschnitt hinweg.

— — Dieser Artikel erschien am selben Tage, an dem das Ludwig-Menthe-Denkmal jetzt, nachdem die Schwierigkeiten mit dem Marmor glücklich überwunden waren, endlich enthüllt werden sollte.

Hans Reisiger: An die Natur

Du zarter, kalter Abend im weiten, flachen Tal des großen
Gebirgs,
Schneegarten, eisig blühend, tausendfach verzweigt,
Um ferndurchblickende Gletscher deine Ranken schmiegend —
Himmel, perlmutterblaß, klingend im Froste leichten Grüns
und Rosarots:

Wie leicht, wie zaubersam wuchsest du um mich auf?
Wer schuf aus blutigem Sommer und wildweinendem Herbst

Dich reinen Winterraum, dich Stille unbefleckt,
Die jeden Laut so dämpft?

Unter meinen Füßen zwitschert nur der Schnee,
Von Zweigen stieben Flocken herab,
Stimmen klingen von fern wie Vogellaut,
Menschenstimmen, von wannen so unendlich hold? —

Ich atme die reine Luft, Köstlicheres kann dir die Brust nicht füllen, du trinkst der Erde Reinstes.
Ganz klar und zart hängt Schneegewirr und Berggrat und des Himmels Perlenschein an meinen Wimpern. —

O Frieden! — Nicht genug — genug nicht nehm ich von dir noch auf!
Wie duftest du so schneegleich, luftgleich, am Rande des Weltalls so frei und herb!
Fesseln fühle ich von meinem Herzen gelöst, —
So lebst du noch, Einsamkeit? so bist du noch groß und rein? —
Vorüber der Blutstrom, der mir so nahe floß, an den Augen mir niederrann, mit furchtbarem Schaum die Brust erfüllte?
(Aus Lebenden und Toten springend, aus angeschlagenen Körpern quillend wie aus dem Wasserhahn,
So unerschöpflich aus jedem, mit Eimern zu messen, — o wieviel Blut aus einem Körper pulst!)
Verraucht die Schatten, die mich so dicht umflogen?
Verstummt der finstre, jauchzende Donnerschall,
Der rings mit wildem Heldengetöse das Herz umschloß?
Verstummt die Glocken, die Sieg-bellenden, Sieg-singenden,
Die Tränen aus heißem Krampfe lösend? —

Verhallt der hundertstimmige Todesschrei, der goldstrahlend aufsprang aus abendlichen, mörderischen Wogen des Atlantischen Ozeans,
Schrei und Flaggenschwingen der stolz in Reih und Glied Versinkenden, Trotz- und Liebesschrei, der das Herz der Feinde zu Schluchzen zwang —?
Aus der gewaltigen niederländischen Stadt, der unnahbar Gewappneten inmitten der weiten Sümpfe der Mündung,
Aus der Erstürmten, Erbrochenen, aus den leeren, widerhallenden Straßen
Dröhnt nicht mehr Tritt der Sieger? braust nicht mehr rauh und süß empor: Ein' feste Burg ist unser Gott? —
Gesang! Gesang! In Gräben und Dünen, auf Steppen, in Tälern und überm Ozean,
Über den ziehenden Heersäulen, über dem Taumel des Sturmangriffs, aus vereisten Falten der Gebirge
Rauhausbrechender Männergesang:
Hört dich mein lauschendes Ohr nicht jenseits dieser Perlenstille?
Hört dich mein mitsingendes Herz noch schallen auf der verlassenen Erde:
Taten und Kameradschaft verkündend, Haß und Furcht und Mut, Tod und Sieg verkündend der ewig stummen Unendlichkeit? —

Sanft über dem glimmenden Kamm der Gletscher
Erhebt sich das Licht des Mondes, mischt sich dem reinen Glanz des Tals.
Soweit du siehst, regt sich kein Zweig, kein Hauch.
Klar und klein beginnen die Sterne zu flimmern
Im dunkler werdenden, immer höher wachsenden Weltraum.

Carl Ludwig Schleich: Der Krieg und die Nachgeborenen.

Zu all den vielen sorgenden Gedanken, die die Patrioten unserer Tage an der Schwelle des neuen Jahres bewegen — und das sind wohl in diesen bangen Monden des Opferns die Frauen nicht weniger als die daheimgebliebenen Männer — gehören nicht nur die brennenden Sorgen um Dauer, Ausgang und Ende dieses gigantischen Völkerringens, dieses Krieges, wie ihn unser Planet noch nicht gesehen hat. Auch die dunkle Frage: Was kommt nachher? fängt schon an, die Spinnrädchen unserer Phantasie schnurren zu machen, und hier und da wagt schon ein rühriger Geist über das weite Feld der Möglichkeiten unserer Entwicklung und der politischen Neugestaltung seine Scheinwerfer der Erkenntnis dahinzucken zu lassen. Es ist gewiß eine mißliche Sache um das Prophezeien, aber so leicht wird kein Denker oder Dichter eine andere wie die hoffnungsfrohe Überzeugung in sich tragen, daß es vorwärts, bergan, höhenauf mit uns gehen muß und wird! Nur gerade im Frauenherzen, am stillen Herd der Behütung aller Mysterien der Erhaltung der Rasse, man möchte sagen, im Schoße der Unsterblichkeit, tauchen wohl bange Gedanken auf, wie es um den späteren Bestand der Art, um den zahlenmäßigen und gesundheitsgarantierten Ersatz so vieler Heldenväter und -söhne bestellt sein mag. Nicht nur, daß ein Blick in unsere erschreckend spaltenreichen Verlustlisten uns erzittern macht in dem Gedanken an das wahrhaft katastrophale Zusammenbrechen und Fortgemähtwerden so vieler millionenhafter Entwicklungs- und Fortpflanzungsmöglichkeiten, ja, auch die trübe Aussicht bietet sich dar, daß ja die meisten der dennoch Wiederkehrenden Organismen repräsentieren, die durch Strapazen, Entbehrungen, Seelenschock und Gefahrenpassage

als erheblich geschwächt erscheinen müssen. Nicht nur, daß die Daheimgebliebenen im Sinne des Daseinskampfes und der Entwicklung nicht als die „Tüchtigsten" zu gelten haben, man sollte meinen, auch die siegreich zu Herd und Heim Zurückkommenden müßten irgendwie an ihrer Gesundheit Schaden erlitten haben. Wenn man ferner bedenkt, welche Ströme von Intelligenz, Erfindungskraft und Geniuslicht verlöschen mit den Strömen des fließenden Herzblutes, so mag es scheinen, daß auch hier, in der geistigen Sphäre des Wiederersatzes nationaler Spannkräfte, ein solch mörderischer Krieg selbst dem Sieger schwere, vielleicht unnachfüllbare Lücken reißen müßte. Und doch: die Erfahrung aller Feldzüge lehrt etwas unendlich Herrliches, Großes, Verblüffendes. Die Lücken werden ausgefüllt, ersetzt, die Hekatomben der Sterbenden werden kompensiert, ja überkompensiert, durch eine Flut von Neugeborenen: die Zahl der männlichen Nachgeborenen steigt und steigt, bis nach Verlauf von etwa zehn Jahren die Neusaat die Todesernte wettgemacht hat. Wie kann das geschehen? Um uns davon ein Bild zu machen, müssen wir ein bißchen allgemeine Naturwissenschaft überschauen und ein wenig hinabsteigen zu Fausts „Müttern", damit sie uns etwas verraten von den ewigen Gesetzen ihres Waltens und Webens am großen Teppich des Lebens.

Die Natur kennt trotz ihres ewigen Spiels von Variation und Artverwandlung (diese Seite des Darwinismus ist seine schwache Stelle, weil wir nirgends eine solche Umwandlung von Art in Art direkt beobachten können) keinen gierigeren, eigensinnigeren, eiserneren Willen als den, unter allen Umständen die Art zu erhalten, ihren Bestand zu garantieren. Von den Bakterien bis zu den Menschenrassen — ein einziges, eisernes, zähes Festhalten an der einmal entstandenen Art mit allen ihren Kriterien. Ein Gesetz, das so weit geht, daß zum

Beispiel bei Schiffskatastrophen wahnsinnige erotische Taumel die Menschen ergreifen und sie zwingen, der letzten, krampfhaften Erhaltung der Art alles zu opfern, Würde, Rücksicht, Scham und Scheu. Es geht so weit, daß, wo Gefahr und Bedrohung durch Not oder Krankheit den Bestand der Individuenzahl zu schwächen beginnen, wie etwa bei den Ärmsten unter uns, bei Geisteskranken, bei Tuberkulösen, die Fruchtbarkeit die höchsten Ziffern erreicht. Wie man auch die Tatsachen zu deuten versucht hat, im Effekt sind es eben Tatsachen: die Gefährdung der Art hat Überkompensationsversuche und Mehrgeburten zur gesetzmäßigen Folge. Einem der fruchtbarsten Epidemiologen und Hygieniker der Jetztzeit, Adolf Gottstein, gelang der Nachweis, daß, wo eine Epidemie, z. B. die Diphtherie, die Zahl der Kinder in einem Jahre geradezu dezimiert hat, dieser Ausfall durch Mehrgeburten in den gefährdeten Bezirken in spätestens zehn Jahren überkompensiert wird. Der Krieg 1870—71 hat eine solch gewaltsam gerissene Lücke in der mannbaren Jugend innerhalb weniger als zehn Jahren durch Mehrgeburten männlicher Kinder vollständig ausgefüllt, und die Entwicklung Deutschlands zu einem 70-Millionen-Volk hat gezeigt, daß, wo ein Aufstieg ist im Volk, ein Krieg nicht nur nicht verlöschend, sondern geradezu befeuernd wirken kann. Freilich, das trifft wohl nur zu bei Völkern, die eben im physischen und intellektuellen Aufstieg sind, die an sich schon in einer Phase der Weitausspannung ihrer nationalen Kräfte begriffen sind. Man kann es ruhig sagen, die Mehrgeburten eines Volkes, das heißt das Überwiegen der jährlichen Geburtenziffer über die jährliche Sterbezahl, ist schon das Morgenrot des Austiegs, das Frührot künftiger Siege. Es ist also so, daß ein noch so grausamer Krieg mit unendlichen Opfern an Mannesleben diesen Aufstieg nicht zu unterbrechen vermag. Denn für Völker mit an sich

schon sinkender Geburtsziffer ist diese Rechnung nicht richtig, sie kompensieren nicht, sie siegen aber auch nicht. So nahm Frankreich auch nach 1870 an Geburtenzahl ab, Japans Kinderreichtum wuchs vor und nach seinem siegreichen Kriege mit Rußland. Das sind die Gesetze des Ausgleichs und der Regulation in beinahe mystischen Zusammenhängen, für die die kalte, bebrillte Statistik gar keine Formel hat und die man geruhig in den Bereich weisen und unbegreiflichen Naturwaltens beziehen darf und zu jenen Hamlet-Dingen rechnen muß, von denen sich auch die Gelehrtesten nichts träumen lassen. Für diese fast transzendentale, über die Wahrnehmung reichende Regulation ist mir immer am charakteristischsten ein Bericht der französischen Austernfischer in der Zeitschrift „Prometheus" um die 90er Jahre herum erschienen, in der folgende ergötzliche Geschichte von der Austernmutter berichtet wurde. Die Austernfischer hatten bemerkt, daß jede Auster im Jahre ungefähr 100 000 mal Kleine bekommt, und hatten beobachtet, daß fast 70 000 der jungen Brut einem kleinen Seekrebse zum Opfer fallen. „Es müßte eine schöne Austernernte geben," so dachten sie, „wenn es uns gelänge, den gierigen Krebs von unseren Bänken fern zu halten." Darum zogen sie so feinmaschige Drahtgitter um ihre Austernbänke, daß kein kleiner Seekrebs mehr an die Brutstätten der Austernmütter herankam. Was war die Folge? Eine Verblüffung. Die Austernmama stellte wie auf Verabredung und auf Beschluß — jede für sich — ihre Riesenproduktion ein und begnügte sich fortan mit jährlich 30 000 maligem Wochenbett. Für unsere Verhältnisse eine immerhin noch tüchtige Leistung. Aber die Notwendigkeit der Überkompensation der dem Krebs zu opfernden Brut fiel fort, und sie bemühte sich nicht mehr so oft wie unter den Damoklesschwertern der lauernden Seekrebse! — Wer will mir sagen, wie sich diese Regulation der

Weisheit und Ökonomie abgespielt hat? Sollte sie selbst eine Folge des Fortfalls eines etwa chemischen Geschlechtsreizes durch die Gegenwart der kleinen Seekrebse sein, so ist meines Erachtens das Wunder nicht geringer. Denn wie kam dieser kleine Krebs dazu, eine für die Austernfischer so große und gewichtige Rolle im Haushalt der Natur zu übernehmen?

Hier wie überall im Leben sind eben Mysterien am Werke, und es gibt Zusammenhänge, die sich gänzlich einer sogenannten rationellen Betrachtung entziehen. —

So kann es keine Frage sein, daß unsere Trauer um den Untergang so vieler Heldensöhne in diesem Kriege wenigstens durch ein ungeheures Vertrauen in die allmächtige Regulation der Naturgesetze insoweit gemildert wird, daß uns um den Wiederersatz der Mannheit unseres Volkes nicht allzu bange zu sein braucht. Der Krieg 1870 hat Deutschland zehn Prozent Männer gekostet; mag dieser Riesenkampf, was ich nicht glaube, zwanzig Prozent fordern, damit erlischt noch lange nicht der Strom der Nacherzeugung eines ausgleichenden und ebenso lebensfähigen Geschlechtes, ja, er gerät nicht einmal ins Stocken. Mag die größere Liebessehnsucht der Wiederkehrenden und die höhere Opferbereitschaft der Heimatfrauen, die Dankbarkeit, die bereitwilligere Hingabe an den Helden und Sieger diesen naturgewollten Ausgleich erklären, oder mag hier das Walten eines höheren Willen wundertätig am Werke sein — hier ist jedes Zagen voreilig und unberechtigt. Man bedenke auch, daß für die Nachgeborenen, geistig und seelisch, die Felder der Betätigung freier und unbesetzter werden und daß der nationale Sporn, den Enkel und Söhne fühlen werden, es ihren gefallenen Ahnen nachzutun, dazu beitragen muß, langsam und in frohem Gelingen die Schätze an Intelligenz und Schöpferkraft, die mit den Eroberern unserer Freiheit unwiederbringlich dahingeschmolzen sind, wieder zu erzeugen

und zu überstrahlen. Es ist ja das schönste Vermächtnis, das eine große Zeit des Opferns am Altar des Vaterlandes den Epigonen hinterläßt, daß sie den kategorischen Imperativ des Heldentums in unsere Seelen pflanzt: „Seht zu, daß ihr uns gleich werdet!" Sollte es auch nicht denkbar sein, daß in den Herzen der Frauen eine reine, höhere Sehnsucht nach dem Heldenmanne still als Frucht so vieler Berichte heroischer Taten emporreift, die sie in manchem Sinne viel inniger, zwingender und naturergebener für die Mutterschaft vorbereitet als ein langer, satter Frieden, in dem sich allmählich die Idealstellung des Mannes, sein Liebeskönigstum verschob zugunsten einer immer deutlicher werdenden Machtstellung der Frau? Ich glaube wenigstens, daß erhöhte Liebe, berechtigtes Aufsehen zum echten Manne den heiligsten Auftrag der Natur, dem wahrhaft Geliebten Söhne zu schenken, vorbereiten und somit das sicherste Mittel sein wird, die Mehrgeburten in unserem Volke zu garantieren.

Alexander Solomonica: Eine Partie Billard

Der Oberkellner Heinrich nahm mir Hut und Mantel ab und fragte devot: „Zu so später Stunde, Herr Inspektor?"

„Habe mich heute etwas verspätet," entgegnete ich, „eine dienstliche Angelegenheit. Aber lassen wir das. Ich würde ganz gern eine Billardpartie . . . Haben Sie einen Partner für mich?"

Aber Heinrich lächelte entschuldigend:

„Es ist jetzt leider niemand da, Herr Heckfisch. Wir haben den ganzen Nachmittag auf Sie gewartet. Man hat sich nach Ihnen erkundigt, der Herr Leutgeber und auch der Herr Kommerzienrat. Doch ich will sehen, was sich machen läßt,

vielleicht kommt doch noch jemand. Befehlen Sie eine Schale braun?"

Ich nickte, setzte mich hin und beschloß auf einen Partner zu warten. Um diese Stunde war ich noch niemals hier gewesen, und ich hatte mir sagen lassen, daß im Grand-Café zur Nachtzeit ein sehr zweifelhaftes Publikum verkehrt.

Es war fast leer in dem großen, halbdunklen Saal. Auf einem der Billards wurde gespielt, verdächtige Leute, Zuhälter jedenfalls. Die Mädchen, die ihnen zusahen, waren auffällig gekleidet und kicherten unanständig. Alles war mir ungewohnt, schien mir seltsam verändert und sogar ein wenig unheimlich. Ich tastete nach dem Dolchmesser in meiner Hosentasche und begriff nicht, warum ich doch noch hierher gekommen war, statt nach Hause zu gehen und zu schlafen. Aber der Mensch hat nun einmal von Zeit zu Zeit so eigensinnige Ideen.

Das Beisammensein mit Berlinghoff und Konsorten war von so schlimmen Folgen für mich gewesen, daß ich . . . Ich konnte doch die Beleidigung nicht ruhig einstecken und einfach nach Hause gehen. Ich mußte irgend etwas zur Beruhigung meiner Nerven tun. Da war mir nun das Grand-Café als der geeignetste Ort erschienen. Jetzt aber saß ich da und wartete auf einen Partner, der vielleicht gar nicht kommen würde. Es war mir, wie gesagt, sogar etwas unheimlich zu Sinn, besonders da ich ernstlich erkältet war und Fieber hatte.

Plötzlich erfaßte mich eine namenlose Wut. Ich hatte also eine lächerliche Rolle gespielt, hatte mich unnützerweise gedemütigt und die Verachtung dieser dummen Laffen geradezu herausgefordert. „Wie ist das nur gekommen?" fragte ich mich stöhnend, machte aber zugleich ein blasiertes, frostiges Gesicht, denn Heinrich stellte mir gerade den Kaffee hin, wofür ich mit hoheitsvollem Kopfnicken dankte. „Wie ist das

nur gekommen," dachte ich fieberhaft. „Ich bin in jeder Hinsicht besser als sie. Ich verachte sie, habe sie immer verachtet, und dennoch . . . Aber es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken."

Ich fuhr zusammen; vor mir stand immer noch der Oberkellner und flüsterte: „Herr Inspektor, ich hätte einen Partner da, aber ich weiß nicht recht, ob es schicklich ist . . . Vielleicht belieben Sie mit ihm zu spielen, da sonst kaum mehr eine Partie zustande kommen wird. Es ist nämlich ein ungebildeter Mann, ein einfacher Arbeiter."

Ich atmete erleichtert auf, erhob mich und legte dem Kellner die Hand auf die Schulter.

„Lieber Heinrich," sagte ich mit schnarrender Stimme, „ich habe mit einfachen Arbeitern lieber zu tun als beispielsweise mit Zuhältern." Ich schielte nach der bewußten Ecke, wo sich Gezänk bemerkbar machte.

„Selbstverständlich, Sie haben vollkommen recht, Herr Heckfisch. Übrigens kenne ich den Mann, er heißt Meschelke und kommt öfters her. Ein hochanständiger Mensch."

„Wie spielt er denn?" fragte ich zur Vorsicht.

„Ganz gut, Herr Heckfisch, nicht schlecht; kann sich aber mit Ihrem Spiel nicht im entferntesten vergleichen. Wir werden schon mit ihm fertig werden," sagte er lächelnd, und sein hageres Gesicht zuckte nur so; er verschwand.

„Es bleibt dabei: ich habe eine lächerliche Rolle gespielt," sprach ich zu mir. „Ich war ein Hanswurst, wie damals in der Schule, ganz derselbe, aufs Haar genau." Ich dachte angestrengt weiter nach und murmelte unhörbar: „Vielleicht nehme ich diese Angelegenheit zu wichtig. Wozu sich aufregen, es schadet nur meiner Gesundheit. Genügt nicht das Bewußtsein, daß ich besser bin als sie? Ich verachte sie — und damit ist die Sache abgetan. Ich verzeihe ihnen sogar . . .

Doch nein, ich fühle, daß ein Stachel in mir zurückgeblieben ist — es läßt mich nicht zur Ruhe kommen. Weder verachte ich sie, noch bin ich fähig, ihnen zu verzeihen, sondern ein unversöhnlicher Haß lebt in mir. Ja, ich bin unversöhnlich. Schon als Kind brachte ich es nicht fertig, um Verzeihung zu bitten, kein Zureden half, man mußte mich durch Schläge dazu zwingen. Und ebensowenig ist es mir gegeben, den anderen zu verzeihen. Ich hasse Berlinghoff und die anderen, auch den Doktor, wünsche ihnen Böses . . . Nur keine Sentimentalität, nur nicht sich selbst belügen: ich bin bei klarem Verstand und wünsche Berlinghoff — nicht gerade den Tod. Aber könnte er mal zufällig seine Zeche nicht bezahlen, so würde ich trotz meiner zum Platzen gefüllten Brieftasche unsäglich bedauern . . . Ach was, ich wünsche ihnen die Pest an den Hals!"

Alsbald näherte sich mir ein ungeschlachter und unrasierter Mann mit großem, schwarzem Schnauzbart; er hatte etwas linkische Bewegungen, wirkte aber im ganzen sehr bedächtig. In seinen Augen war ein höchst seltsamer, kindlich verschüchterter Ausdruck. Ich überlegte eine Sekunde lang, ob es nicht tatsächlich unter meiner Würde sei, doch in der Not frißt der Teufel Fliegen. Ich nahm mir infolgedessen vor, dem Grand-Café einen vollen Beweis meiner Leutseligkeit zu liefern und schüttelte Herrn Meschelke die Hand. Aber ausschlaggebend war der fast sichere, wenn auch nur bescheidene Geldgewinn, der mir da winkte. Ich war sehr knapp bei Kasse, das verdarb mir schon lange die Stimmung, und jetzt war die beste Gelegenheit . . . wie gesagt, mit ein paar Markstücken wollte ich schon zufrieden sein. Auch meine Spielleidenschaft erwachte; es ist ein vergnüglicher Gedanke, so leicht zu Geld zu kommen. Ich konnte es kaum erwarten, ließ mir aber nichts anmerken, sondern schnitt ein gelangweiltes Gesicht.

Heinrich brachte die Bälle und das eigens für mich reservierte Queue. Bei diesem Spiel handelt es sich darum, mit einem der Bälle die beiden andern zu treffen. Die Sache sieht einfach genug aus, erfordert jedoch ein scharfes Auge und eine besonders ruhige Hand. Um aber dreißig oder vierzig solcher gelungenen Stöße hintereinander machen zu können, dazu bedarf es einer jahrelangen Übung. Bisweilen glückten mir sogar noch größere Serien. Außerdem war mein Spiel wegen seiner Schönheit, Eleganz und Sicherheit rühmlichst bekannt. Natürlich spielt man nicht immer gleich gut, es hängt ganz davon ab, wie man disponiert ist. Und das ist eine eigentümliche Sache: ist man in der rechten Stimmung, so geht alles wie geschmiert. Man braucht gar nicht erst lange zu zielen, jeder Stoß gelingt. Wahrhaftig, man sieht gar nicht hin, setzt an, stößt los, und die schwierigsten Bälle kommen, als sei es gar nicht anders möglich. Ist man aber nicht bei Stoß, dann ist's gerade umgekehrt. Du kannst dich noch so sehr anstrengen, jeden Ball noch so genau ins Auge fassen: du spielst miserabel, ärgerst dich, bist von Pech verfolgt, kommst auf keinen grünen Zweig. Kurzum, wie verhext.

Ich schlug Meschelke eine Mark als Einsatz vor; er zögerte, war aber schließlich einverstanden. Er hatte den Anstoß, und ich beobachtete sein Spiel. Man schien von der Sache blutwenig zu verstehen, man konnte nicht einmal das Queue ordentlich halten. Plötzlich gewahrte ich, daß uns jemand zuschaute. Wenige Schritte entfernt saß ganz zusammengeduckt ein schmächtiger Mann, an die vierzig Jahre, mit bleichem Gesicht; er rauchte krampfhaft und ließ die Augen umherschweifen. Offenbar brachte ihn die ungewohnte Umgebung in Verlegenheit. Er war noch schlechter gekleidet als Meschelke; die beiden gehörten wohl zueinander.

Mein Partner ließ einen Ball aus, die Reihe war also an

mir. Sorgfältig kreidete ich mein Queue und begann. Aber es wollte nicht recht gehen. Das ist zu Anfang fast immer so. Erst nach einigen Stößen kommt man in Schwung. Nur war mir der Gedanke unangenehm, daß mich Meschelkes Begleiter für einen Stümper ansehen könnte . . . „Nun, der wird Augen machen," dachte ich. Übrigens spielte ich absichtlich nicht mit meiner vollen Stärke, um Meschelke nicht abzuschrecken. Denn mit dieser einen Mark durfte es keinesfalls sein Bewenden haben. Mein Partner bekam allmählich einen ziemlichen Vorsprung, ich aber blieb unbesorgt; hatte ich ihn doch vollkommen in meiner Hand. Es galt allerdings, auf der Hut zu sein, den Vorsprung unauffällig einzuholen und — knapp zu gewinnen. Doch Meschelke machte plötzlich eine größere Serie und erreichte unversehens die vereinbarten hundert Points. Er hatte gewonnen.

„So ein Kerl," dachte ich erbost, faßte mich aber rasch . . . „ein dummer Zufall."

„Bravo," sagte ich mit gezwungenem Lachen, „hier ist Ihre Mark, mein lieber Meschelke. Wir wollen noch eine Partie spielen, wie? Diesmal um zwei Mark, ist es Ihnen recht?"

„Das ist zuviel, nee, das geht wirklich nicht! Wir wollen wieder um eine Mark spielen . . . verlier ich sie, na, dann habe ich sie eben verloren," antwortete er stockend und sah mich darauf eine ganze Weile hilflos an.

„Ach was, machen Sie doch keine Geschichten, es hat sonst keinen Reiz für mich. Vorwärts . . . es spielt doch wahrhaftig keine Rolle," ermunterte ich ihn mit schnarrender Stimme, und betrübt willigte er ein.

Ich war ganz versessen auf das Geld, wenngleich es sich nur um eine sehr bescheidene Summe handelte. Es machte mir trotzdem Spaß. „Man kann die paar Groschen immer

gut gebrauchen," dachte ich verschmitzt. „Wenigstens eine kleine Freude nach den Unannehmlichkeiten des Tages; die will ich mir nicht verkümmern lassen." So war meine Auffassung von der Sache. Und die zweite Partie mußte ich ja gewinnen, das war klar. Meine Überlegenheit stand außer Frage. Ich war entschlossen, diesmal kurzen Prozeß zu machen. Wir hielten uns eine Weile auf gleicher Höhe; ich kam nämlich immer noch nicht recht in Schwung, zweifelte jedoch keinen Augenblick an dem günstigen Ausgang. Vorläufig kämpfte Freund Meschelke tapfer. Er schob sich, schwerfällig wie ein Bär, um das Billard herum, spielte wie ein Anfänger, ohne jede feinere Kunst, doch seine Bälle kamen mit erstaunlicher Sicherheit. Ich war etwas im Vorteil, doch plötzlich war er mir voraus, und der Abstand vergrößerte sich immer mehr. Ich wurde unruhig, wollte den Vorsprung einholen, kam aber nicht vom Fleck. „Sollte ich tatsächlich schlecht disponiert sein?" dachte ich . . . „Ach was, dummes Zeug, mit solchen Leuten wirst du immer noch fertig." Dieser Mensch, der dabeisaß und zuschaute, ging mir auf die Nerven; er starrte mich unverwandt an, wenigstens schien es mir so. Plötzlich befiel mich eine große Schwäche. Ich biß die Zähne zusammen und blickte finster auf Meschelke, in den anscheinend der Teufel gefahren war. Haut drein wie ein Schlächtergeselle, macht aber jeden Ball; ein ordinäres Spiel. Ich paßte scharf auf, ob ihm nicht etwa ein Fehler unterlaufe. Touchiert man nämlich, das heißt berührt man vor dem Stoß aus Versehen einen der Bälle, so muß man aufhören, und der andere kommt an die Reihe. Aber er ließ sich nichts Derartiges zuschulden kommen. Und mir nichts dir nichts gewann er die Partie.

Ich wühlte mit zitternden Fingern in meiner Tasche und suchte ein Zweimarkstück hervor. Meschelke hielt mir die Hand hin, doch ich schmiß das Geld auf den Tisch.

„Danke auch," sagte er gutmütig, „das nächste Mal werden Sie mehr Glück haben."

„Wir spielen weiter," meinte ich erregt.

„Es wird mir zu spät ... Himmel, schon halb eins vorüber!"

„Das ist doch wahrhaftig nicht spät! Wir spielen weiter, versteht sich von selbst, Sie sind mir Revanche schuldig, Herr Meschelke. — Und um drei Mark," sagte ich beinahe flehentlich und ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen. „Heinrich," brüllte ich, „was haben Sie uns da für Bälle gegeben, ganz unelastisch, da soll der Teufel damit spielen. Ich bitte mir anständige Bälle aus!"

Der Kellner ging sie holen; es entstand eine kleine Pause.

„Wohnen Sie in dieser Gegend, Herr?" fragte Meschelke und sah mich unsicher an. Wahrscheinlich drückte ihn das Schweigen. Vor lauter Wut aber antwortete ich nicht; so wurde eine Weile nichts gesprochen.

„Justav," sagte er plötzlich, „nimm dir doch noch ne Zigarette!"

Der schmächtige Mensch stand auf und näherte sich uns. Er blickte fragend auf Meschelke, der ihm Zigaretten anbot, verharrte aber plötzlich regungslos und bewegte nur die Lippen, ohne ein Wort hervorzubringen.

„So nimm dir doch noch eine, Menschenskind," ermunterte ihn Meschelke. Endlich bediente sich Gustav und kehrte mächtig rauchend auf seinen Platz zurück.

Eine neue Partie begann. „Gewinne ich die," dachte ich, „dann kriege ich mein Geld wieder, mehr will ich gar nicht haben; dann hol diesen Meschelke der und jener, ich mache, daß ich nach Hause komme ... Daß ich ein drittes Mal verliere, ist ja so gut wie ausgeschlossen. Vorhin, da habe ich mir einfach keine Mühe gegeben, nun aber werde ich mich gehörig ins Zeug legen. Ich bin übrigens durchaus nicht

schlecht disponiert, das ist alles nur Einbildung, ich bin sogar ziemlich gut bei Stoß . . . nur ist unbegreiflicherweise eine kleine Hemmung da; die gilt es zu überwinden." — Ich gab mir innerlich einen Ruck, wurde ganz munter und bildete mir sogar ein, ich hätte absichtlich verloren, bloß um hinterher den Meschelke durch mein ausgezeichnetes Spiel vollkommen zu verblüffen. Die Reihe war an mir: ein kinderleichter Ball! Ich lächelte überlegen; ich war entschlossen, gleich mit einer größeren Serie anzufangen, setzte mein Queue mit elegantem Schwunge an, zielte sorgfältig — doch was war das? Starkes Herzklopfen, mir flimmerte es vor den Augen; hastig stieß ich los und verfehlte. Schrecken erfaßte mich, denn es war, wie gesagt, ein kinderleichter Ball gewesen.

Reinhard Johannes Sorge: Aus „König David"

Auf dem Dache des Palastes. Sternensilberne Nacht. Der König liegt in Decken gehüllt auf seinem Ruhebett, während der Prophet Nathan und der Hohepriester Abjathar ihm zu seiten stehen.

König David:

Wie silbern ist die Nacht! Sieh! Sieh! Prophet!
Hier fühle ich den Sinn unsrer Erschaffung:
Die Harfe schlagen und den Rätselhaften
Besingen durch Äonen. Unabläßig.

Er richtet sich hoch, der Hohepriester hilft ihm.

Ich danke, Abjathar. Bald kommt der Tod,
Der süße Bruder; käm er diese Nacht,
Und ich hinschwindend, richtete den Blick
Ins Silberne, hinscheidend irdisch. Oh!

Stille.

Nun sage, Priester, warum rief ich dich?
Zur Mahnung, Priester, wenn ich heute sterbe,
Wenn diese Nacht die Sehnsucht füllt zur letzten
Erfüllung. Die Mahnung gebe ich dir also:
Sieh auf den Dienst der Priester und Leviten,
Den regelmäßigen Dienst, erhalt die Reihe,
Wie ich sie gab und vorschrieb nach der Ordnung!
Denn dieses alles tat ich Jahwe halber,
Daß Seiner Ehrung Lied hier rein gestimmt sei.
Sieh auf die heiligen Sänger, Priester! Niemals
Vermindere diese, immer sei die Zahl
Nur eine wachsende im Lobgesang!
Nur niemals müde werden, minder werden!
Das frommt uns nicht. Sieh auf die heiligen Sänger!

Stille.

Der Hohepriester Abjathar:

Mein Herz faßt alle deine Worte, David.

König David:

Du, Nathan, schreibst ja meine Tage nieder,
Davids Geschichte, zählest alle Zeiten,
Die über mich dahingegangen sind.

Leiser.

Es war ein schuldreich Dasein, lieber Nathan!

Der Prophet Nathan:

Wie eines Menschen Dasein schuldreich ist.

König David:

O, Er muß kommen, Er muß kommen, Nathan!

Der Prophet Nathan:

Ja, kommen wird der Herr.

König David:

Bevor ein schuldlos
Dasein gelebt wird auf der dunklen Erde.

Herr, Du mußt legen Hand ans Werk! Uns schuldlos
Vorgehn den Weg, damit wir Deine Stapfen
Haben als Zeichen lichtunschuldigen Lebens.

Der Prophet Nathan:

Der Herr wird kommen, Israel erlösen
Von seinen Sünden.

König David:

Solang ist noch Weh
Der alten Schuld, des Adams und der Eva.

Der Prophet Nathan:

Doch eine neue Eva wird erstehn.

König David:

Süß wird es, wenn wir ihren Tag einst schauen
Den Tag der Jungfrau, der der Retter rein
Entsteigt.

Der Hohepriester Abjathar:

Der Tag der Jungfrau mit dem Gott.

König David:

Den Tag, den Tag des jungfräulichen Paares,
Des neuen Adams und der neuen Eva,
Des Christos, der Sich einschließt in die Rippe
Der Jungfrau und ihr Fleisch nimmt.

Der Prophet Nathan:

Da wird freilich
Die sünderein geschaffen, der Gott selbst
Sich anvermählt in bräutlicher Umarmung;
Das Menschenkind der heiligen Überschattung
Wird unbefleckt empfangen in den Eltern.

König David:

So wie es Jahwes Heiligkeit gebührt
Und Seinem reinen Wirken! O des Tages,

Den weh und bang die blinden Blicke suchen!
Da Gott von Seinem heiligen Geiste ausgießt
Auf alles Fleisch, da Jünglinge weissagen,
Und die Gesichte vor dem Übermaße
Des Heiles zahlreich werden, wie die Engel!
Dann sind die Menschen durch den Heiligen,
Der niederkommt zu ihnen, durch die reine
Gemeinschaft Seines liebenden Gebrauches
Geheiligt, und der Weg ist leichter aufwärts,
Geheiligt, und die Himmel sind erschlossen,
Die jetzt noch zugetane Pforte zeigen
Durch Erbschuld. O des Tages! Nathan! Nathan!
Die haben Gott, sie haben Ihn so nah!
Das ewige Fest bricht ihnen nah herein!

Der Prophet Nathan:

Und mehr noch! Mehr!

König David:

Ich weiß es, Nathan. Doch
Warum die Sterne zittern machen vor
Sehnsüchtiger Regung, da der Tag noch fern ist?
Ich weiß es ja, das Heiligste verschwieg noch
Die Lippe mir, das von dem Blute, Nathan!
Doch warum Sterne zittern machen? Zittern
Und beben? O es ist zuviel der Sehnsucht!

Stille. David faßt ihre Hände.

Geht jetzt, ihr meine lieben, wissenden
Freunde und betet für den König David,
Um dessen Schuld ihr wißt; tief ist die Schuld,
Doch größer die Barmherzigkeit in Himmeln.

Er sinkt zurück. Sie beide, der Hohepriester Abjathar und der Prophet Nathan, küssen den König auf die Stirne, und er küßt sie wieder. Darauf gehen sie, nach der Huldigung, ohne ein Wort

zu sagen. Nachdem David eine Weile ohne Regung verharrte, stützt er sich halb auf, ruft:

Abisag!

Abisag huscht herbei. Sie huldigt dem König, tritt hinzu und bückt sich über ihn

Abisag:

Wie, rief mein König?

König David:

Bring die Harfe, Tochter!

Abisag geht und kommt gleich darauf mit der Harfe zurück.

Laß mich noch warten, Kind. Tu sie mir nah
Hierher, daß ich sie mit den Händen greife!

Abisag legt die Harfe an die Seite seines Lagers nieder.

O meine Tochter Abisag! Ich geh
Nun hin.

Abisag:

Wohin?

König David:

Ich rück ein wenig weiter,
Liebe, ein wenig weiter in die süße
Einsicht.

Abisag

weint:

O ich verstehe, du mein Vater!

Sie kniet dicht bei ihm nieder.

König David:

Du mußt nicht weinen, Kind, was weinst du da?
Du liebes, schluchzend Mädchen, hör mir zu!

Stille.

Du warst mir lieb um meine alten Tage,
Du junge Tochter, du mein Weib in Gott,
Du warst mir eine treue Freundin, Kind.

Nun sind wir beide, sieh, einsam in diesem
Himmel von Sternen, einsam laß uns reden.

Abisag ruht lautlos an des Königs Brust.

Du sollst die letzte sein, die meinen Segen
Von hinnen nimmt.

Leise.

Ich wohnte dir nicht bei,
Keusch bliebest du und jung. So warst du um mich,
Ein ganz verschloßnes innig Leben, trugest
Den Balsam deiner mütterlichen Nähe
Mir aus und ein. Und du erwärmtest mich.
Du, Kind und Weib, das Gott geschaffen zur
Gebärerin, du warst um mich in mancher
Sternenen Nacht und gabest meiner Sehnsucht
Den mütterlichen Hauch, so daß sie schwanger
Von Kräften ging, die tiefen Himmel forschen.
Dafür nimm nun den Segen, Abisag!

Er legt ihr die Hand aufs Haupt.

Gesegnet seist du, Mädchen, werde Mutter
In Gott! Und deinen Kindern gib beizeiten,
Wenn du am Herzen sie noch trägst, die süße,
Brennende Sehnsucht mit, die Gott gehört!
Dann mögen deine Kinder Priester werden,
Dienend vor Gott aus ihrer ganzen Inbrunst,
Und du die Mutter sein von vielen Priestern!
Dann mögen die in Sehnsucht vorbereiten
Die Kunst des Einen, den die Reinste trägt,
Die mütterliche Jungfrau; du sei Vorbild
Von dieser, rein in Herz und Wunsch! Und jene
Gesalbte wird den Einen uns gebären,
Der Christos heißt, dem deine Söhne sämtlich
Erwartend dienen sollen, bis Er kommt.

Er hält ein.

Abisag
sehr leise mit gefalteten Händen:

Ich sage nichts mehr, Vater David, schlafe
Du gut! O, Dank!

König David
leise.

Wenn ich jetzt scheide, Mädchen,
Harre zu meines Lagers Füßen ohne
Regung, bis Morgen wird! Versprich mir dies?

Abisag nickt und huscht an das Fußende des Bettes, von wo aus sie den König unentwegt betrachtet. Tiefe Stille. David nimmt die Harfe.

König David
blickt gen Himmel, stimmt langsam an:

Es spricht der Herr zu meinem Herrn: „Setze
Dich zu Meiner Rechten,
Bis Ich Deine Feinde strecke zum Schemel
Deiner Füße!"
Dein mächtiges Zepter wird der Herr von Zion ausrecken,
Herrsche inmitten Deiner Feinde!
Dein Volk ist Dir bereit an Deinem großen Tage
Auf heiligen Bergen, aus dem Schoße der Morgenröte
Kommt Dir der Tau Deiner jungen Mannschaft.
Der Herr hat geschworen und Er läßt Sich's nicht gereuen:
„Du bist Priester in Ewigkeit
Nach der Ordnung Melchisedeks!"

Der König während des Liedes rüstig emporgewachsen, sinkt nieder. Er hat die Harfe in den Händen.

Die Stimme Davids
schon ganz aus Gott:

Du hast mich aufgezehrt in Deiner Liebe;
Mein Leben in dem linden Feuer schmelzend,

Unsäglich liebend ziehst Du mich an Dich.
Herr, laß genug sein dieses Erdenlebens!
Schick mir den Liebestod! O nimm mich an!

Er gibt den Geist auf.

Albert Steffen: Die Statuen und der Irre

In der Stadt befand sich eine Sammlung antiker Statuen und Büsten. Sie wurde in einem tempelähnlichen Gebäude aufbewahrt, das von einem Ulmenhain umschlossen und dadurch von der lauten Straße abgesondert war. Um die mächtigen Bäume herum waren Bänke angebracht, auf denen sich die arbeitsmüden Menschen der nahen Mietshäuser auszuruhen pflegten.

Eines Tages (da Klara in einer andern Stadt verweilte), trat Artur von der Straße, deren wirres Treiben ihn ermüdet hatte, in den Tempel, um sich an den herrlichen Gestalten zu erfrischen. In dem hohen, kühlen, aus bräunlichem Marmor gebauten Raume, wo die lichten Statuen auf erhöhten Sockeln standen, strömte sofort Ruhe und Kraft in ihn. Die Brust dehnte sich, die Muskeln empfanden sich stolzer, der Blick wurde selbstbewußter, das ganze Wesen unbesieglich. Er schloß die Augen, um sein Äußeres, das ihm noch anhing, seine Kleider, seine Schuhe und die Bewegungen, die sie bedingten und die ihm unleidlich geworden waren, zu vergessen, und öffnete die Lider nur, um sich den Anblick zu erneuern. Er sah in diesen Gestalten sein Menschheitsideal.

Nach langer, genießender Betrachtung trat er aus dem Tempel in den Ulmenhain. Er wollte etwas ruhen und blickte sich nach einer Bank um. Weit hinten sah er eine unbesetzte. Auf den andern saßen altgebückte, abgeplagte Leute.

Er mußte die schlaffen Gestalten unwillkürlich verachten, da er so viele herrliche in seiner Seele trug, und schritt achtlos an ihnen vorbei.

Auf der leeren Bank angekommen, setzte er sich hin und schloß die Augen, um sich der griechischen Kultur noch länger hinzugeben.

Die Schatten des Parkes wurden dunkel. Die Invaliden griffen nach den Krücken und hoben sich hinweg.

Artur blieb, von Schönheit, Kraft und Sicherheit erfüllt. Es bildete sich in seinem Innern ein Volk, das ihn förderte und neu erschuf. Er suchte fernzuhalten, was ihn am Nehmen hinderte. Er wollte nur genießen. Er wies die Gegenwart der Wesen ab, die nebenan gelagert waren, die Laute, welche von der Stadt herüberdrangen, die eigene Vergangenheit und die damit verbundenen peinlichen Gefühle. Und es gelang ihm leicht.

Er fiel in Schlaf und träumte, daß er durch eine finstre Grotte schritte. Er vermochte nichts als einige Mauerflächen zu erkennen, die von dunkelgähnenden Löchern fast verschlungen wurden. Plötzlich fühlte er sich angeweht von einer großen Angst, als ob ihm etwas feindlich nahte. Aus dem Dunkel formten sich die Linien zu einer Schreckgestalt. Sie schwebte kurze Zeit vor ihm. Ein Brausen wie von einem Wasserfall erhob sich und erfaßte ihn mit einer Wucht. Dann tauchte die Gestalt in seinem Leibe unter.

Im gleichen Augenblick erwachte er und mußte zu sich sagen: „Ich trage dieses Wesen in mir selbst."

Denn daß er mehr als einen Traum erlebt hatte, war ihm gewiß. Es schien ihm ein Zusammenhang zu sein zwischen jenem nächtlichen Erlebnis, das ihn veranlaßt hatte, das Geständnis niederzuschreiben, und dem heutigen Traumgesicht.

Er sah sich um. Der Hain war leer geworden. Auf der

fernsten Bank, am Ausgang der Allee, von der Laterne der Straße schon beleuchtet, saß noch ein Mensch.

Artur ging an ihm vorbei und erkannte den Hülsenaufleser einer Schießgesellschaft, die in der Nähe des Schlößchens ihre Übungen abzuhalten pflegte. Es war ein alter Mann, gutmütig, aber schwachsinnig, der nur über wenige, kaum verständliche Kehllaute verfügte und der Sitte des Dorfes gemäß von Haus zu Haus verdingt wurde, um eine Schlafstätte zu haben, während des Tages aber betteln gehen mußte, um Nahrung zu finden, und der bei solcher Lebensweise immer mehr verkümmerte.

Auf einmal, wie ein Blitz, kam der Entschluß in Artur, ein Sanatorium für Irre zu errichten. Und dieser Bettler sollte der erste sein, der darin aufgenommen wurde. Er sprach zu sich: „Wie durfte ich vergessen, was auf der Erde noch getan werden muß! Wie konnte ich die Nöte der Zeit aus dem Bewußtsein verbannen! Als ich von den Statuen kam, verachtete ich die gegenwärtige Menschheit. Ich fühlte mich erhaben über sie. Doch weshalb wohl? — Weil große Geister sich herabgelassen hatten, mir zu geben. Sonst wär ich leer geblieben. Was ich empfangen habe, will ich nicht benutzen, um andre zu verachten und mich zu verhärten. Ich will es weitergeben. Es soll in mir nicht nur ein Volk leben, das mich fördert, sondern auch ein solches, das ich fördern werde. Ich will Vermittler sein. Nur dadurch leb ich in der Gegenwart und nicht in früheren Epochen. Nur dadurch kann ich in die Zukunft schauen. Nur so kann ich mein Inneres mit allen seinen Eigenschaften, sogar den Fehlern, nutzen. Nur so wachs' ich an Kräften und Erkenntnissen. Nur so büß' ich die Schuld. Nur so bin ich der Freundin wert. Nur so bin ich — ich selbst."

Der Bettler ward ihm zum Symbol. Er forderte ihn auf,

zu kommen, um morgen schon in seinem Haus zu wohnen. Denn er wollte so bald wie möglich den Plan verwirklichen.

Er sah sein Leben zurück. Da drohte Ohnmacht, Wahnsinn, Niedergang.

Er sah nach vorwärts, dem Entschluß entgegen, und fühlte, wie sich sein Wesen erweiterte.

„Ich öffne mir den Weg nach oben nur, indem ich ihn nach unten bahne," dachte er. „Mein früheres Leben hat Beziehungen zu den größten Verbrechen. Wenn ich diese Tat vollbringe, dann weiß ich sicher, daß ich und mit mir jeder, der Verbrecher ist, die Möglichkeit besitzt zu freiem Weiterleben, daß keiner verloren geht, daß es ein Recht gibt, neugeboren zu werden."

Er erkannte deutlich die Mächte, die seit den Griechen in uns eingetreten sind. Nichts von ihnen konnte ihm verloren gehen. Er sah sie aber noch durchpulst von jenem Willen, der nicht nur sich, sondern alle Menschen zu Göttern will.

Jetzt — angesichts des Tempels hier und angesichts der offenen Straße dort, aufrecht stehend, sich seiner selbst im Innersten bewußt, fühlte er sich hoch emporgeführt in ein Gewoge unaussprechlicher Empfindungen, die ihn mit lindem Säuseln trugen hoch über die Straße, den Hain, den Tempel — zum Sternenmeer empor.

Hermann Stehr: Die Wandlung

Paul Förster setzte sich und dividierte die 110 Mark auf die schikanöseste, fast hinterlistige Weise, stellte Posten um, wenn sich nichts mehr abbrechen ließ, zwackte von jeder Mahlzeit einen Fünfer ab, besah jedem Gericht die Zähne, guckte jedem Tag in den Topf, führte den Einfluß der Jahreszeiten mit in

Rechnung, durchstöberte den Mülleimer und verlor nach stundenlanger Selbstpein alle Beherrschung: erfand Einkommen und verteilte sie auf Monate, Wochen und Tage, berechnete den Tagesverbrauch aller verheirateten Beamten und ruhte nicht eher, bis er ihr Dasein in Bedrängnis gebracht hatte. Zuletzt konnte er nicht mehr weiter, und es war ihm, als habe er sich bei Nacht in einer fremden Stadt herumgetrieben, ganz sinn- und ziellos, habe wie ein Narr in alle offenen Haustüren hineingerufen und gehe nun abgehetzt ins Leere, ohne zu wissen, wo ein Dach über dem Kopfe oder ein Nachtlager zu finden sei.

Da schlug es vom benachbarten Turme der Marienkirche zwölf. Er stand auf, löschte die Lampe aus und trat ans Fenster, erschöpft, zum Schluchzen furchtvoll, lehnte die Stirn an das kalte Glas und prägte sich seinen festen Entschluß ein, entgegen all diesen Bergen von Widerständen, seinem Mädchen doch das gegebene Wort zu halten. Allein es war schon mehr der Mut eines Menschen, zu leben, der, von reißenden Wassern zum Forttreiben gewirbelt, alle Aussicht auf Rettung verschwinden sieht.

Die kurze Gasse, an deren Ende er wohnte, war von der Nachtschwärze vollgestampft, lautlos, von Finsternis vermauert. Unwirklich weit draußen wehte ein kümmerlich rotes Schleierchen von Licht, das mit jedem Flattern mehr erblaßte und doch nicht verlöschen konnte.

„Und wenn wir uns heiraten," sagte der Assistent, „beginnt für uns die Armut und alle Entbehrung der Kindheit, aus der wir uns geflüchtet haben. Um jeden Bissen Brot gibt es Angst, jeder Faden muß vom Herzen abgespult und jedes Kleid muß aus dem Leibe geschnitten werden. — Mathilde, siehst du's denn nicht?"

Er rief wie um Hilfe, mit erschöpfter, ausgehender Stimme.

In diesem Augenblick erhob sich in der benachbarten Straße ein Windstoß und fuhr polternd und rasselnd wie ein langer Zug galoppierender Lastwagen vorüber.

Förster atmete erlöst auf, verließ flüchtend sein enges Zimmer und rannte auf dem holprigen Pflaster dem roten Schleierchen Licht entgegen, das in der Finsternis der breiten Straße flackerte. Gerade als er aus der engen Gasse heraustrat, tobte ein neuer Windstoß heran. Die Barbierbecken schwirrten wie Kastagnetten, Schilder klappten in den Haken, Haustüren knackten, die Drähte der elektrischen Bahn sausten.

Der Assistent ließ sich von dem Lärm einhüllen und fortführen. Und während er so von der Wildheit hingetragen wurde, kochte der lange verhaltene Ingrimm über sein getretenes, machtloses Leben hochauf.

„Elende Bande! . . . Um euer Geld soll man sein Glück verkaufen . . . ins Gesicht schmeißen . . . wie einen Lumpen . . . müßt man euch das Amt."

Mit blassem Gesicht schrie er vor der ganzen Stadt seine Empörung hinaus. Es war ihm egal, mochten sie alle in den Fenstern liegen.

Der Schreiber setzte alles aufs Spiel: in der Finsternis, mitten im Lärm des Nachtwindes, mutterseelenallein. Die wenigen Nachtschwärmer, die ihn gestikulierend gehen sahen, hielten ihn für einen komischen Trinker und blickten ihm lächelnd nach. So schritt Paul Förster die Straßen entlang zur Stadt hinaus und sank in den Anlagen, die aus ein paar Bäumen bestanden, auf eine Bank.

Hochaufatmend wie nach einem Amoklauf saß er, seine Existenz hing in Fetzen um ihn, und regungslos wartete er, daß das stille Schimmern im Traumfenster seiner Seele aufwache und ihn heimlocke aus seiner Vertriebenheit und tröste. Allein es blieb dunkel in ihm, furchtsam, verstört.

Sein Harren war vergeblich. Statt dessen tauchte das Gesicht des Direktors auf. Der gute Herr sah ihn mißbilligend an und fragte mit deutlicher Stimme: „Na, mein lieber Förster, und was haben Sie jetzt mehr?"

Da stand der Assistent auf und schlich still und gedrückt nach Hause.

Seit dieser Nacht beherrschte tagelang den Assistenten ein Zustand, wie er auf Augenblicke leiblich einen Menschen plagt, dem es die Luft verschlagen hat. Er lebte zwischen zwei Atemzügen und fand zu keinem den Mut und die Kraft. Dem Direktor begegnete er mit niedergeschlagenen Augen, und an sein Mädchen dachte er mit abgewandtem Zittern. Doch kehrte er sich nicht ab von ihr, sondern starrte in der Richtung nach ihr mit verwölkenden Blicken, umschattet. So wartete er, daß doch das Licht noch um sie aufgehen werde, jenes Leuchten aus ihm selber, das ihre Gestalt in eine unwirklich-selige Helle hob.

Drei Tage ging er nicht aus, sondern lag die ganze Zeit, oft sogar in den Berufsstunden, im Zwange eines heimlichen Lauerns. Es war umsonst. Seine Gedanken waren wie eine Hand, die nach etwas in einer großen, dunklen Tonne greift.

Am vierten Abend überlegte sich Paul Förster, daß es notwendig sei, ihr „von der veränderten Sachlage Kenntnis zu geben" und zu erkunden, „ob nach wie vor trotzdem ihre Absicht bestehen bleibe".

Er wußte, daß sie um acht Uhr das Geschäft verließ, in dem sie Verkäuferin war, machte sich aber erst eine Stunde später auf den Weg vor ihr Haus und ließ eine Viertelstunde darauf, vorsichtig in den Schatten der gegenüberliegenden Häuserreihe gedrückt, in das Schummern der engen, menschenleeren Straße den verabredeten Pfiff ertönen. Das Licht ihrer Fenster erlosch

sofort. Dabei befiel ihn ein Schreck, nein, ein kaltes Fieber. Er verließ, ohne recht zu wissen warum, eilig seinen Standort und trat fünf Häuser tief in die Gasse, unter einen finstern Torbogen. — Kaum, daß er sich dort befand, hörte er das bekannte Knarren ihrer Haustür, und gleich darauf trippelten ihre Schritte das Trottoir her, stutzten, kamen auf sein Versteck zu, zögerten, traten eilig, wie aufatmend, den Rückweg an und pendelten dann lange und treu auf und nieder.

„Wenn sie mich wahrhaftig liebt, muß mich ihr Herz finden," sagte er zu sich. So verging eine Viertelstunde. Endlich vernahm er, wie sich ihre Tritte nach der Hauptstraße zu verloren. Er beugte sich aus dem Toreingang. Dann trat er aufs Trottoir und sah, wie ihre schlanke Gestalt aufgerichtet und eilig im grellen Licht der belebten Straße verschwand. Ihre blonden Haare loderten dabei weiß an den Schläfen auf.

„Sie liebt mich nicht recht," sagte der Assistent zu sich und tat einige langsam wägende Schritte ihr nach, ließ aber bald davon ab und trat nach zielloser Wanderung durch eine Reihe halbdunkler Nebenstraßen in ein ihm bekanntes Bierlokal. Der Wirt lehnte an der Ofenecke und ließ sein fettes Gesicht halbtrunken lächeln. Die zwei vordern Stuben waren fast leer. In dem hintern Zimmer tobte eine laute Gesellschaft. Förster setzte sich und bestellte ein Glas Bier.

Als er das Gesicht hob, saß am Tische ihm gegenüber ein etwa achtzehnjähriger, junger Mensch. Er war schmalbrüstig, sehr blaß und kränklich; aber seine Augen waren ungemein groß, schön und voll eines glimmenden, schwermütigen Feuers. Er sah immer verloren vor sich hin, als sei er allein im Zimmer. Sobald er Försters Augen auf sich gerichtet fühlte, wurde er verlegen, senkte er den Kopf und begann, sich seine Nägel zu putzen. Das ereignete sich einige Male. In der anliegenden Stube wuchs indes der Lärm. Trunkene Männerstimmen

fingen an zu singen, schrille Weiberstimmen taumelten herzu. Man schäkerte an einigen Gassenhaueranfängen hin. Plötzlich explodierten alle in wiehernder Einstimmigkeit und sangen:

„Du hast mein Weib verführt, du hast mein Weib verführt."

Förster sah den jungen Menschen noch blasser werden, mit der Hand vor den Augen einen Moment verharren, dann aufstehen und hinter den Vorhang an das Fenster treten. Nichts als die linke Hand, die die Gardine zurückhielt, ragte von ihm vor. Sie war blutleer, mager, so qualvoll verzweifelt, wie Förster noch nie ein Gesicht gesehen hatte. Als schreie der junge, blasse Mensch damit schmerzvoll auf.

„Vielleicht ist eine unter den Weibern, die er liebt," dachte der Assistent und sah im selben Augenblicke sein Mädchen aufgerichtet und eilig im grellen Licht der belebten Straße verschwinden.

In seiner Seele war es bisher stockend, dunkel, ratlos gewesen. Jetzt sprang irgendwo, wohin er nicht sehen konnte, eine Tür der Rettung auf. Noch einmal streifte er mit einem Blicke die verzweifelte Hand des Jünglings. Da sank etwas von ihrem Beben und entrüsteten Schreck in ihn hinein. Er legte das Geld hin, ließ das Bier halb stehen und schlich eilig an dem Wirt, der lehnend eingeschlafen war, vorbei aus dem Lokal.

So geht es feigen, schwachen, verängsteten Seelen.

Als der Assistent Förster am andern Morgen aufstand, hatte er die Empfindung, sein Mädchen habe ihn hintergangen.

Dunkel, aber zugleich so sicher war das, als die Tatsache seiner Geburt. Es war geschehen, nur wie wußte er nicht, wollte es auch nicht wissen.

Einige Tage getraute er sich gar nicht, mit seinen Gedanken dort hinzuwittern. Im Nebel, wie über seine eigne Achsel hin sah er sich am Fenster stehen und in die Nacht der Straße hinausstarren; mit der einen hielt er den Vorhang zurückgeschoben. Der Griff der Finger lag bebend, schmerzvoll, um

die Falten des Stoffes. Durch den Arm ergoß sich Zittern und Bitterkeit über sein Gefühl. Denn er hatte sich wegen ihr nächtlich in den Straßen der Stadt umhergetrieben und stundenlang auf sie gewartet und sie? – Sie? – ging und versank in den roten Jubel des Vergnügens.

Aus Lebensfeigheit flüchtete der Assistent Förster ganz in das Wesen des fremden Jünglings, den er in der Bierstube getroffen hatte, und eignete sich durch einen verheimlichten Diebstahl der Seele alles an, was er zur Ausführung seines Vorsatzes brauchte. Allein auch diesen Vorsatz trug er unbewußt in sich wie die Magensäure.

Er fühlte den verzweifelt-tiefen Blick der Enttäuschung in seinen Augen, wie er das Gesicht jenes blassen, jungen Menschen überschimmert hatte. Sein Schritt wurde steif und zögernd, wie der Gang jenes Fremden. Bei jedem Anlaß ließ er einen schweren Seufzer aus seiner Brust steigen. Die Gestalt dieses Unbekannten wucherte wie ein Traumschimmel um sein Inneres.

Seine eigne Seele aber machte sich ganz klein, hielt alle Regungen ihres eigentümlichen Wesens zurück und kauerte regungslos wie ein verscheuchtes, zu Tode erschrockenes Mäuschen in einem dunklen Winkel seiner Brust, mehr ein pulsender Punkt, ein bebender Tropfen, denn ein Wesen, mit einer Fähigkeit zu sehen, die es unterdrückte, zu sinnen, die es ausstieß, einer Erinnerungsgabe, der es sich entzog. Ganz fern, vom Wind, nicht von irdischen Verhältnissen getragen, wehten die zärtlichen Laute von Liebesstunden, der Zauber gemeinsamer Hoffnungen, unerfüllbare Bilder berauschter Augen, kurz die Torheiten der Liebe, die doch seliger machen als alle tiefsten Aufschlüsse der Weisheiten.

Die Verkettungen und Wirrnisse der Furcht, durch die der Assistent, von dieser Schönheit abgedrängt, in die Haft einer fremden Art geschlagen worden war, empfand er wie unbe-

greifliche, unverdiente Fügungen eines widrigen Geschicks. Bedauernswert, zu Unrecht betrogen, soweit war Paul Förster in den acht Tagen gekommen, die seit seiner Unterredung mit dem Grubendirektor vergangen waren, und als ein Kollege, der in derselben Stube, schräg hin neben der Tür, seinen Tisch hatte, nach manchem absichtlich auffälligen Augemustern sein vollkommen verändertes Gehaben erwähnte, senkte der Assistent die Augen, erbleichte von der Seele des Fremden aus, fühlte sich aus dem Büro getrieben und saß wohl mehr als eine halbe Stunde mitten in der Dienstzeit auf einer alten Halde hinter dem Schacht und verlor sich mit der Schwermut des andern Blickes in der Weite.

Wir alle wissen nicht, wie oft wir schon so ins fremde Wesen abgetrieben worden sind, und vielleicht ist es überhaupt ein ewiger Kniff der verängstigten, schwachen Seelen, der Verantwortung in schweren Lebenslagen durch eine solche Vertauschung der innern Existenz zu entrinnen.

Emil Strauß: Aus „Don Pedro"

Pedro

trat wieder von links auf, erblickt sie beim Einbiegen in den Weg, grüßt, tritt vor sie hin.

Donna Juana, ich komme noch einmal.

Juana

die Hand emporstreckend

Helfen Sie mir, Don Pedro!

Pedro

hilft ihr auf, küßt ihr die Hand.

Juana

Meine Mutter ist schon ausgegangen, Herr Statthalter.

Pedro

Ich sah Donna Pilar weggehen —

Donna Juana

mit leichter Handbewegung

Also —?

Pedro

— und ich komme zurück, um mit Ihnen zu sprechen, Donna Juana.

Juana

Mit mir?!

Pedro

leiser

— um Ihnen zu wiederholen, was ich Ihnen gestern sagte, als ich unter den Bäumen vor der Arena stillstand und Sie in meinen Armen sah.

Juana

Was Sie mir sagten —?

Pedro

— als Sie die Augen aus der Ohnmacht heraus auftaten und ich durch die Maske des Todes in die unverwahrte Tiefe eines Lebens schauen durfte. Sie schlossen wieder die Augen, und mir war wie einem Menschen, der weit durch die See fuhr und endlich und zum ersten Male mit schwankenden Schritten die feste Erde betritt; — wie einem Gestorbenen, der durch die Bläue des Himmels emporschoß und taumelnd vor Kraft und Seligkeit sich dem Thron Gottes naht! Meine Leere hast du erfüllt, — meine Schwere hast du von mir genommen, — dieses unschlüssige Leben weiß nun seinen Weg und klingt wie ein Pfeil, der endlich abgeschossen ist. Du hast mich befreit und erneut und dir zu eigen gemacht und meinen Willen verschmolzen in dich!

Juana

Wer — gibt Ihnen das Recht, das zu sagen!

Pedro

Derselbe, der dir das Recht gab, mit einem Blicke mein Herzblut zu verwandeln.

Juana

Ich verbiete Ihnen, so zu mir zu sprechen.

Pedro

Was würde das nützen, wenn ich nicht schon gesprochen hätte!

Juana

Herr Gouverneur, Sie sind von Sinnen. Sie schmähen mich, Sie beleidigen mich mit jedem Wort: vor zwei Tagen haben Sie sich vermählt!

Pedro

Dein Wort haut in dieselbe Wunde, die mir dein Blick gestern geschlagen hat: ja, ich habe mich vermählt, vor zwei Tagen habe ich mich verirrt, habe ich einen Fehltritt begangen, eine Treulosigkeit, ein Verbrechen: fünfzehn Jahre war es mein Halt und mein Stolz, mein Glaube und Wille, meine heiligste Not und Erwartung, daß mir einmal aus der Woge eines Tages eine Frau aufstiege, bei deren Anblick meine Sinne und Gedanken, meine Freuden und Schmerzen frei würden, — sich selbst verständen, — in Hingabe sich fänden und mein Leben in ein klares Schweben emportrügen, wie die Gestirne schweben. Vor zwei Tagen hab ich diesen Glauben verraten und eine Frau genommen, die man mir zuschob —

Juana

empört

Donna Isabella!

Pedro

So nennt sie sich, für mich trägt sie alle Namen aller Frauen, die ich sah — bis gestern. Und gestern, noch lag das Wort dieser Frau in meinem Ohr, noch war meine Hand warm von ihrem Handschlag, — da wirft mir der freigebige Tag das lang erharrte und doch verscherzte Gut auch noch in die Arme. Mein' ers zum Hohn: ich nehm es als Herausforderung, als Stachel, als Preis, von dem ich nicht mehr die Hand lasse, — wie der Sieger den Preis in der Hand schwingt schon am Anfang des Laufes.

Juana

mit billigem Hohn

Vergebliche Mühe, Herr Gouverneur! Ich bin die Braut des Don Bernardo de Mondigo.

Pedro

So hast auch du dich verirrt und mußt umkehren!

Juana

Wer müßte ich sein?

Pedro

Nur mein, — nur mein!

Juana

lacht hinaus.

Pedro

Meinst du —? — Wäre ich dazu so alt geworden, ungeschwächt von Liebelei, daß mir die Liebe ein Kinderspiel werde, ein Munkeln im Dunkeln, ein Gurren in der Laube —? Sei sie Kampf! sei sie Orkan — her! es soll meine Lust sein. Du — bist — mein! Und wenn du es heute nicht ahnst, eines Tages wirst du es wissen! Ich kenne dein Auge, die Flammen schlummern kaum noch darin, und in deinem Herzen werden Stürme aufsteigen aus Tiefen, — in denen du nur mich sehen wirst! Mein bist du! — wie könnt ich dich sonst lieben!

Juana

bedrängt, mit Hohn

Liebt Sie nicht auch Donna Isabella?!

Pedro

Was sie so Liebe nennt. — Aber kämest du zu mir und sagtest: „Ich liebe dich nicht, aber ich will dich erhören und dein sein“ — ich würde nein sagen! Eher würde ich dich zehnmal rund um die Erde peitschen, bis du all die Schlangenhäute abstreiftest, die dich nicht fühlen lassen, wen du liebst! — Aber leben will ich nicht mehr ohne dich.

Juana

Dann werden Sie eben sterben müssen.

Pedro

Auch das dereinst, aber in deinen Armen.

Jakob Wassermann: Herr Carovius

Im Wirtshaus zum Krokodil hatte Herr Carovius seinen Stammtisch. An diesem fanden sich zu Mittag regelmäßig ein: der Fiskalrat Korn, der Magistratsadjunkt Hesselberger, der Postassistent Kitzler, der Apotheker Pflaum, der Uhrmacher Gründlich und der Zuckerbäcker Degen. Als Ehrengast erschien von Zeit zu Zeit der Assessor Kleinlein.

Es wurde über die Nachbarn, die Bekannten, die Freunde und die Berufsgenossen geklatscht. Der Klatsch durchlief die ganze Stufenleiter von der harmlosen Anekdote bis zur giftigen Verleumdung. Kein Verhältnis war vor übler Nachrede sicher, kein Ruf vor der Besudelung, an jedem Charakter war etwas auszusetzen, jedes Haus hatte seine vor der Welt verschlossene Kammer.

War das Mahl zu Ende, so entfernten sich die Herren,

mit Ausnahme des Herrn Carovius, denn für ihn kam jetzt die wichtige Stunde der Zeitungslektüre, nach dem privaten Ohrenschmaus das Studium der Sünden, der Lächerlichkeiten und der Tragödien, die das Leben der Menschheit ausmachen.

Täglich las er drei Zeitungen, ein heimisches Blatt, ein Berliner und ein Hamburger Blatt. Täglich dieselben drei, und zwar von Anfang bis zu Ende, die politischen Nachrichten, das Feuilleton und sämtliche Inserate. Dadurch wurde er vertraut mit den Fortschritten der Kultur, den Veränderungen im Staatsleben und mit der Existenz der Aristokratie, der Bourgeoisie und des Proletariats.

Es entging ihm nichts; weder die Mordtat in einem pommerschen Dorf noch das auf dem Boulevard des Italiens verlorene Perlenhalsband; weder der Untergang eines Dampfers in der Südsee noch die vornehme Trauung in Westminster; weder die Glosse über neue Kleidermoden, noch die Niedermetzelung der von den Türken geknechteten Armenier; weder der Tod eines großen Herrn noch die Notiz über einen aufgegriffenen Landstreicher.

Doch ist anzumerken, daß seine eigentliche Teilnahme nur den unglücklichen Ereignissen galt. Denn er betrachtete die Welt bloß im Hinblick auf die Kriege, die Erdbeben, die Hagelschläge, die Orkane, die Überschwemmungen, die öffentlichen und häuslichen Unannehmlichkeiten der Menschen. Freudige Vorfälle, wie Geburten, Ordensauszeichnungen, heldenhafte Handlungen, die Kunde von einem Haupttreffer, einem erfolgreichen Werk, einer gelungenen Spekulation gingen ohne Eindruck an ihm vorüber, wenn sie ihn nicht gar verdrossen, hingegen haftete sein Geist mit Vergnügen an allem Üblen, Jämmerlichen, Traurigen und Beklagenswerten, das auf dem Erdwall oder im Sternenraum passiert und zu seiner Kenntnis gelangt war.

Sein Kopf war ein Magazin wüster und schrecklicher Begebenheiten; von Krankheitsgeschichten, Entführungen, Diebstählen, Raubanfällen, Einbrüchen, Attentaten, Elementarkatastrophen, Seuchen, Lustmorden, Selbstmorden, Duellen, Bankrotten und Familienzwistigkeiten.

Hatte er seine Erfahrung um einige besonders kuriose und unerhörte Geschehnisse vermehrt, so zog er sein Taschenbuch, merkte das Datum an und schrieb: In Amberg hat ein Priester während der Predigt den Blutsturz bekommen; oder: In Kotschinchina hat ein Tiger vierzehn Kinder gefressen, ist in den Bungalo eines Ansiedlers gedrungen und hat der an der Seite des Gatten schlafenden Frau den Kopf abgebissen; oder: In Kopenhagen hat eine ehemalige Schauspielerin, eine neunzigjährige Greisin, mitten auf dem Marktplatz den Monolog der Lady Macbeth rezitiert, indem sie auf einen Gemüsekorb stieg; dies erregte solches Aufsehen, daß in dem Gedränge des Volks mehrere Personen zerquetscht wurden.

Dann ging er in froher Laune nach Hause und gab auf der Straße den Türstehern und Fenstergucker ihren Gruß leutselig zurück.

Bei jeder Feuersbrunst, die in der Stadt ausbrach, war er zugegen, und seine in die Flammen gerichteten Augen hatten etwas Ergriffenes und Trunkenes. Er summte leise vor sich hin, schaute verstohlen in die besorgten Gesichter der Leute, machte sich bei den geretteten Habseligkeiten zu schaffen und drängte dem Löschmeister seine Ratschläge auf.

War irgendein Mann von Bedeutung gestorben, so versäumte er nie, sich dem Leichenbegängnis anzuschließen. Er folgte dem Sarg bis ans Grab und verharrte bei der Rede des Pfarrers mit gesenktem Haupt. Aber um seinen Mund zuckte es sonderbar, als fühlte er sich verstanden und geschmeichelt.

Und in der Tat, es schmeichelte ihm. Der Tod der andern, die Niederlagen der andern, die Not der andern, die begangenen Verrätereien, die Übergriffe der Großen, die Bedrückung der Geringen, die Vergewaltigung des Rechts und die Leiden, die täglich Tausende ertragen mußten, alles dies schmeichelte ihm, beschäftigte ihn und wiegte ihn in eine süße Empfindung von Sicherheit.

Aber dann saß er zu Hause an seinem Klavier und spielte mit schwärmerischem Augenaufschlag ein Adagio von Beethoven oder ein Impromptu von Schubert. Wenn in einem Bachschen Oratorium die Chöre erschallten, wurde er vor Entzücken bleich, und er konnte Tränen vergießen beim Anhören eines kunstvoll gesungenen Liedes.

Er liebte die Musik bis zur Abgötterei.

Er war ein Kleinbürger mit entfesselten Instinkten. Er war ein Aufrührer von konservativer Haltung. Er war ein Nero ohne Diener, ohne Macht und ohne Land. Er war ein Musiker aus Verzweiflung und aus Eitelkeit. Er war ein Nero unsrer Zeit.

Der Nero unsrer Zeit, in drei Stuben hausend; einsamer Hagestolz und Bücherleser; mit dem Krämer Meinungen über das Wetter tauschend; mit dem Nachtwächter über magistratische Verordnungen räsonierend; Wüterich in jeder Faser, heimlicher Henker; dem Schicksal die unwahrscheinlichsten Verknüpfungen, die zerstörendsten Gewaltakte ablauernd; beständig auf dem Pirschgang nach Unheil, Zank und Schändlichkeit; frohlockend über alles Mißlingen und alle Bedrängnis nah und fern; auf den innig ausgedachten Trümmern jedes Zusammenbruchs, der sich ereignete, befriedigt verweilend und neben solcher stillen Grausamkeit und Blutgier von einer quälenden Leidenschaft für die Musik erfüllt, dieses war Herr Carovius, so war sein Leben.

Ernst Weiß: Die Constanza

Franziska kam viel zu früh in den Konzertsaal. Das Klavier stand noch dunkel und unscheinbar in einer Ecke, bis ein Diener den Deckel lärmend in die Höhe schlug und zwei silberne Leuchter neben das leere Pult setzte.
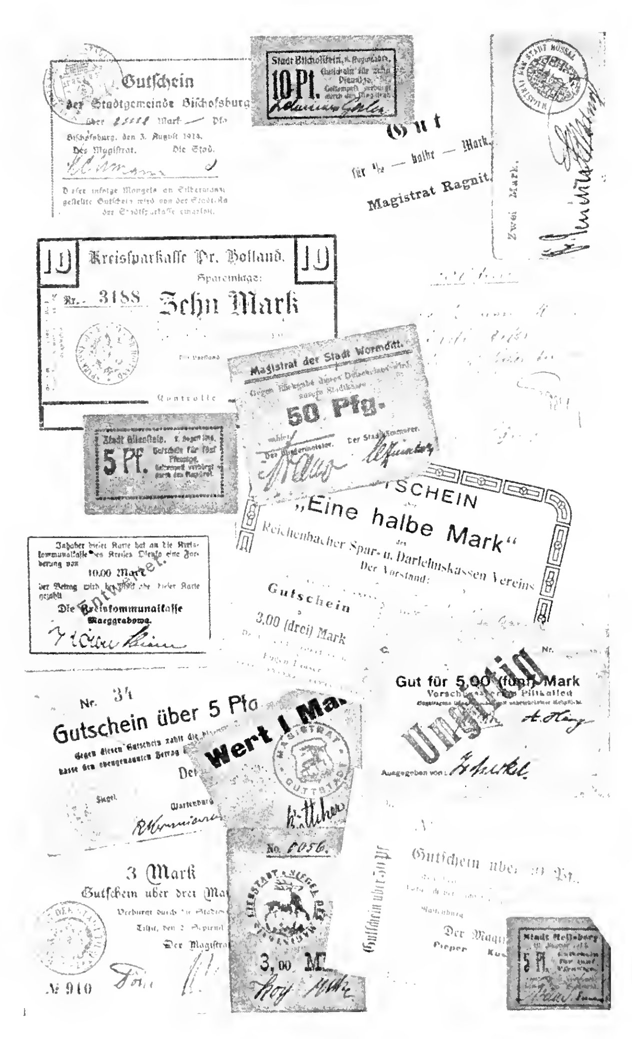
Sanft schimmerte die Orgel im Hintergrund.

Es waren erst wenig Leute da. Die Saaldiener, in weinroter Livree, silberbordiert, standen noch müßig umher, plauderten und lachten, ein selbstbewußtes und doch serviles Lachen, als wären sie hier, zwischen den roten Samtfauteuils und den kristallenen Kronleuchtern, zu Hause.

Franzi kümmerte sich nicht um ihre erstaunten Blicke, sondern nahm ruhig die neugekauften Notenhefte hervor und begann in ihnen zu lesen, begann jede Note zu hören, wie sie daheim auf ihrem langbrüstigen und doch so kurzatmigen Klavier klingen würde. Inzwischen drängten sich viele Damen mit rauschenden Röcken vorbei, — plötzlich wurde es ganz hell, und die Leute applaudierten.

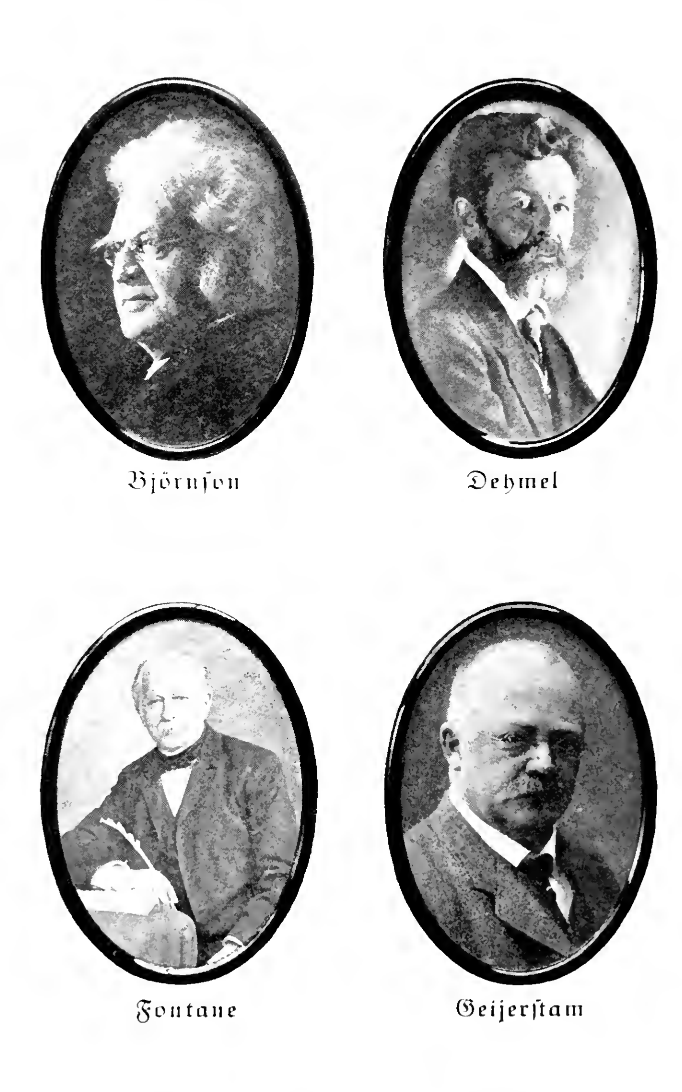
Frau Leonore Constanza stand vorn am Podium, jung, groß und elegant, mit einer silbergestickten Seidenschleppe, die beinahe klirrte, als die Constanza vorwärts schritt. Um ihren bloßen Hals funkelte eine schwere, vielleicht allzu schwere Perlenkette. Die Constanza verbeugte sich, — nein, es war mehr so, wie wenn sich ein Raubtier nach den ersten Schritten in der Freiheit schüttelt und streckt ... dann setzte sie sich ans Klavier und begann die symphonische Sonate in H von Liszt.

Sie saß ganz ruhig da, den starren, fast tierhaften Blick in irgendeine dunkle Ecke des Saales gerichtet, bloß ihre Hände spielten. Die bunten Ringe funkelten frech. Ihre Hände aber waren wie mutige, weißgliedrige Wesen, wie Wesen für sich, die nichts anderes konnten und wollten als



Ostpreußisches Notgeld

Aus „Ostpreußische Kriegshefte"



Die Autoren unserer Gesamtausgaben

spielen, und die fast gegen den Willen dieser prunkvollen Dame ihren Weg gingen, dahinschwebten, tanzten, und dann wieder schwer zu Boden gedrückt wurden, wuchtig, von der eigenen Kraft überwältigt, wie Leoparden.

Und als diese Hände endlich ruhig wurden, begann lärmender Applaus, klang brutal, schonungslos in das Schweigen, wurde der Künstlerin fast gewaltsam zu Füßen geworfen und brach sich donnernd an den klanggewohnten Wänden des Musiksaales.

Franziska aber wurde plötzlich ungeduldig, müde und enttäuscht. ‚Das ist alles Komödie,‘ dachte sie, ‚nicht ein Ton ist echt. Das kann schließlich eine musikalische Maschine auch.‘ Und sie wartete von nun an in einer Art Erbitterung den Schluß des Konzertes und zählte die Stücke an den Fingern ab.

Nun kam nach kurzer Pause eine schwedische Sängerin, eine sehr hübsche und bewegliche Dame, der eine fast unmäßige Fülle sonnenfarbenen Haares in die blasse Kinderstirn fiel, und begann, von einem ebenso blonden jungen Mann am Klavier begleitet, die Arie „Ah perfido“. Diese Arie hatte gleichsam dunkelglühende, tief italienische Augen, aber wenn Dagmar Johannsen sie sang, wurde sie plötzlich ein sonnenblondes, blauäugiges Lied, und etwas wie Sehnsucht nach dem kühlen Meer und den weiten gelben Roggenfeldern am Strand lag in ihr.

Nun blieb nur noch ein Stück: die Wandererphantasie von Schubert.

‚Schade um den Abend,‘ dachte Franziska, mit der fanatischen Kraft junger Menschen im „Nein“-sagen, ‚es war die Mühe gar nicht wert, nach Prag zu fahren.‘ Und doch sah sie mit Bedauern, mit einer Art unbefriedigtem Hunger, daß die vier Kerzen beim Klavier schon weit über die Hälfte herabgebrannt waren.

Da schlug die Constanza die ersten pochenden, frühlingshaft unruhigen Töne des Allegrosatzes an. ‚Was ist das?' dachte Franzi, ‚ist denn das wirklich dasselbe Stück, an dem ich mir fast zwei Monate lang die Finger zerbrochen habe, die zwanzig Seiten, die drei Winternächte dauerten, bis sie endlich abgeschrieben waren?'

Die Constanza saß nun da, nicht mehr starr und prunkhaft kalt, mit ihren allzu lebendigen Händen, sondern sie neigte ihren Kopf, mattes Licht fiel auf ihren Nacken, das dunkle Haar glänzte zitternd. Sie beugte sich zum Klavier nieder, wie eine Mutter zu ihrem Kind. Dann lehnte sie den Kopf zur Seite, wie um besser zu hören, was das Instrument sagte. Aber es war kein Klavier mehr, es war eine menschliche Stimme, die fragte, die selbst ergriffen war, die hingerissen emporblickte, die beseligt war und die verzieh. Alles Verzeihen, alles Vergessen dieser Welt war in dieser Melodie in As-Dur.

Franziska dachte an nichts mehr. Sie sah die Finger der Künstlerin nicht mehr, wollte nichts sehen, nichts denken, nie mehr etwas anderes hören als diese einfachen Töne, in ihrer Einfachheit so wundervoll, sich an sie lehnen, wie an eine warme Menschenbrust —. Der erste Satz war zu Ende, die tiefen, schwermütigen Töne des zweiten begannen.

‚Was hat diese Frau erlebt,' dachte Franziska, ‚bevor ein Mensch so spielen kann? Kann, muß er nicht alle Wege dieser Erde gegangen sein?' Und die graue Vorstadtgasse Prags von heute nachmittag zog sich vor ihren Augen in eine unendliche Dämmerung. Nun war ihr, als wäre diese große, königliche Frau mit ihren matten und doch strahlenden Schultern, mit ihrem Millionen-Perlenkollier um den nackten Hals, als wäre auch die Constanza nichts als ein armes Ding, ebenso wie sie selbst, ein Mensch, der von sich und vom Leben mehr verlangt hatte, als für ihn erreichbar war —

nein, der nichts erreicht hatte als Enttäuschungen, schlechte, ehrgeizige, unbefriedigte Tage, schlaflose, verzweifelte, leere, unendlich leere Nächte, nichts erreicht als nur ein ganz kleines Stückchen Vollkommenheit, einen winzigen Augenblick Untergehen in dem reinsten, tiefinnersten Glück und einen Augenblick der Überwältigung.

Der zweite Satz war zu Ende. Die Leute aber schwiegen.

Die Constanza sah mit großen Augen in den Saal und setzte nach einem leisen Zögern mit dem letzten Satz ein.

In diesem Augenblick sagte eine Stimme in Franziska, ‚Das ist der Mensch, der dir helfen kann; er allein weiß, ob deine Arbeit die Mühe wert ist.‘

Und nun lag der ganze Kleinmut des heutigen Tages auf ihr wie eine Schande, wie eine Verleugnung dessen, was für sie das Heiligste in dieser Welt war. Aber sie hatte Angst vor dieser Entscheidung, und in ihrer Angst sagte sie energisch und kalt zu sich: ‚Du wirst zu ihr gehen, du mußt noch heute abend nach Schluß des Konzertes zu ihr gehen und ihr vorspielen.‘

Nach dem schwer gefaßten Entschluß wollte sie warten, möglichst lange warten, möglichst lange sollte dieses Finale dauern, dieser tanzende, jugendlich beschwingte Satz, in dem alles knabenhafte Kraft und herrlichkeitstammendes Entzücken war . . . noch ein letzter Aufschwung und alles war zu Ende. Die letzten Akkorde donnerten über den stürmischen, fast wütenden Applaus hin. Blumen wurden wie Flammen aufs Podium geworfen, große, bunte Sträuße mit langen, seidenen Bändern flatterten empor — die Constanza fing ein kleines Sträußchen Maiglöckchen auf, das wohl nur zufällig unter die großen Huldigungssträuße gekommen war, legte es mit kindlich feinem Lächeln neben den silbernen Leuchter, setzte sich nochmals ans Klavier und spielte etwas Kleines, Rührendes, Einfaches. Dann stand sie auf, verbeugte sich mit sehr

ernstem Gesicht gegen den Hintergrund des Saales hin, wo die eifrigsten Enthusiasten standen, und ging fort. Von dem aufgeregten Beifall nochmals gerufen, kam sie abermals, lehnte sich übers Klavier, nahm ihr Maiglöckchensträußchen, roch daran, gleichsam nun schon als Privatperson, nickte den Leuten etwas herablassend zu, und begab sich ins Künstlerzimmer.

Im Künstlerzimmer waren fast nur Damen, bloß der junge Einar Johannsen, der Bruder der sonnenfarbigen Sängerin, ging mit seinem feinen, behutsamen Lächeln zwischen den Damen umher und sammelte ihre Stammbücher und Holzfächer, auf welche sie Autogramme geschrieben haben wollten. Neben Franziska stand ein kleines, brünettes Mädchen, das aber nichts in seinen nervösen, sehnigen Händen hatte. Herr Johannsen sah sie staunend an, verstand nicht, was sie hier wollte, und war im Begriff, sich eben an Franzi zu wenden, die mit ebenso leeren Händen beschämt dastand — da sagte Frau Constanza mit der Stimme und der Haltung einer Königin: „Nun, Einar, bekomme ich meine Zigarette?"

Herr Einar warf all die sorgfältig gesammelten Blumen und Fächer auf einen Fauteuil und winkte den Autographenleuten mit beiden Händen ab. Die Zigarette, die immer verlangt und nie geraucht wurde, war das traditionelle Zeichen, daß Frau Leonore Constanza das Klavierspiel, den Beifall, die Glückwünsche, die Blumen und vor allem die Menschen gründlich satt habe und allein sein wolle, aber nun auch wirklich allein.

Die Autographenleute gingen alle, aber das kleine, brünette Mädchen blieb. Franziska sah ihre leeren Hände an, die noch so kindlich, aber doch schon lebendig beseelt, ja geradezu wild waren, und dachte: ‚Das sind aber auch Hände.' Die Augen der Kleinen brannten. ‚Auch die will zu ihr, um ihr vorzuspielen. Eine von uns muß nachgeben. Im nächsten

Monat gibt die Constanza wieder ein Konzert, ich aber muß heute abend wieder daheim sein.‘ Das Herz klopfte ihr bis hoch in den Hals, der Puls schlug hart bis in die Fingerspitzen, in denen kein Gefühl mehr war. ‚Ich werde schlecht spielen,‘ dachte sie, ‚aber um Himmels willen, kann ich denn heute schlecht spielen?‘ und sie stand schon vor der Constanza, verbeugte sich und sagte: „Gnädige Frau?"

Die Constanza hatte gerade eins der Stammbücher in der Hand; sie sah auf. Ihr Blick traf zuerst ein junges, schlankes Mädchen in weißer Matrosenbluse mit blauem Kragen, mit einem kleinen goldenen Kreuzchen auf der Brust, ein blasses schmales Gesicht mit tiefen, dunklen Augen und schweren, sehr ordentlich geflochtenen blonden Zöpfen — in denen ärmliche Haarnadeln aus Draht staken — und dann Herrn Einar, der schuldbewußt lächelte und mit den zarten Schultern zuckte. Dagmar stand im Hintergrund bei den Kränzen und sah alle Schleifen durch, eine nach der anderen, als erwarte sie wirklich, ihren Namen auf einem der breiten Seidenbänder zu finden.

Die Constanza, den Blick immer noch auf Franzi gerichtet, dachte: ‚Nun, wenigstens ist es keine Konservatoristin. Denn die Konservatoristinnen ziehen immer pompös daher und immer schlampert. Pompös eigentlich nicht immer, aber schlampert wohl.‘ Sie sagte zu Einar: „Was wünscht die junge Dame?" sagte das ganz im Ernst, als wäre der elegante Schwede Franzis lebendes Gewissen.

Franziska wurde rot und sah nun mit ihren kindlich strahlenden Augen so einfach, so rührend aus, daß die Constanza mild wurde. ‚Vielleicht ist die Kleine mit mir verwandt,‘ dachte sie, ‚ich muß irgendwo in Österreich eine Nichte in diesem Alter haben.‘

„So setzen Sie sich doch," sagte sie mit gütiger Stimme.

Franziska faßte Mut. „Ich will Ihnen vorspielen, gnädige Frau," sagte sie geradeaus.

‚Also doch!' dachte die Constanza. ‚Hand aufs Herz, mir wäre es tausendmal lieber, wenn mich die Leute um Geld anbettelten.' „Vorspielen? Doch nicht heute?"

„Ich muß noch diesen Abend fort und weiß nicht, wann ich wieder herkomme. Bitte, gnädige Frau ...!" Ihre Lippen zitterten. ‚Ein Kind!' dachte die Constanza.

Einar und Dagmar tuschelten. Dagmar hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen, weil die Stimme bei nüchternem Magen mehr Glanz haben sollte, nun aber litt sie ernstlich Hunger und drängte Einar zum Fortgehen.

„Ach, sehen Sie doch, liebes Fräulein," sagte Einar, „es geht eben nicht."

„Warum nicht?" sagte die Constanza. „Wenn ich will, dann geht alles. Und nun schnell, kommen Sie!"

Sie stand auf, warf das Album zur Erde, und ging mit Franzi in den Konzertsaal zurück. Die Leute waren fort. Nun schien der leere Saal ungeheuer groß. Er lag wie im Nebel da. Die Orgel glich mit ihren silbernen Säulen verschneiten Bäumen. Eine dumpfe Luft schwebte über den verlassenen Bänken. Zwei Diener gingen die Wände entlang und löschten die roten Notlichter aus.

„Und nun setzen Sie sich, und spielen Sie!" befahl die Constanza.

Paul Zifferer: Der Hochzeitstag

Es war eine stille Hochzeit. Schon vor einigen Tagen hatte Michael durch einen Boten das bescheidene Mahl bestellen lassen, weil er sich die Begründung eines Hausstandes ohne einleitenden Schmaus überhaupt nicht vorzustellen vermochte.

Er entsann sich der Hochzeit seiner Schwestern: wie die Mutter allemal eine ganze Woche lang vor lauter Backen

und Braten nicht zur Ruhe gekommen war, weil sich die ganze Stadt und alle Verwandten, oftmals von weither, und noch ehe man sie rief, als Gäste einfanden; auch der gute Herr Maximilian Quehl, Frau Lottens Onkel, den man nur bei solcherlei wichtigen Anlässen zu Gesicht bekam und mit dem man doch gleich wieder vertraut schien, als habe man ihm erst gestern die Hand geschüttelt. „Da bin ich also," pflegte er beim Willkomm zu sagen, „Blut ist kein Wasser." Sein Erscheinen war eine liebenswürdige Begleitung jegliches wichtigen Ereignisses.

Nur gerade bei Michaels Hochzeit fehlte er, wie alle die anderen, als wäre diesem Bunde keinerlei Bedeutung beizumessen gewesen, als hätte er in Wirklichkeit gar nicht bestanden, weil ihm die Zustimmung der Familie versagt blieb, weil gleichsam das alte Haus in der Obergasse nicht um ihn wußte.

Solcherlei Erinnerungen gab sich Michael während der umständlichen Trauungszeremonie hin, die in einem nüchternen Betraum vor sich ging. Das Gemach diente sonst als Schlafstube, und der Schrank, in dem die Pergamentrolle der Heiligen Schrift aufbewahrt wurde, in ein blauseidenes Mäntelchen gekleidet, mit Glöckchen verziert, kam gerade zwischen Waschtisch und Kommode zu stehen. Der Seelsorger einer benachbarten Gemeinde sprach mit gelangweilter Stimme den Segen.

Und nun mußte Michael zum Festmahle mit fremden Leuten niedersitzen, deren Gesellschaft er sicherlich gemieden hätte, wenn er ihnen anderswo begegnet wäre. Wie sie lärmend ihm entgegendrängten und sich doch wieder in seiner Gegenwart klein und demütig zu erweisen suchten, erinnerten sie Michael an die Bettelleute, die am Ausgang jüdischer Friedhöfe, um Almosen flehend, die Hände auszustrecken pflegten. Und wieder erschreckte ihn das finstere Bild, das vor ihm aufgestiegen. Schnell mahnte er zum Aufbruch.

Beate war die ganze Zeit still dagesessen, wie vor einigen Wochen, als Michael mit ihrem Vater den Handschlag wechselte. Man hätte glauben können, dies alles, was sich rings um sie begab, ginge sie nichts an, und es werde gar nicht ihre Hochzeit gefeiert.

Sie folgte Michael in die Ehe, weil es ihr Vater so wünschte und weil sie wußte, daß es ihre Bestimmung sei, einem fremden Manne zu folgen, wohin er sie rief. Es freute sie, daß es gerade Michael war, der sie holen kam. Und doch sah sie in dem neuen Schicksal, das ihrer harrte, nichts als das Leid, nunmehr von ihrem Vater getrennt leben zu müssen, und sie nahm diesen Kummer auf sich wie andere Unbilden vordem: wie ihre einsame, freudlose Kindheit nach dem Tode der Mutter, wie die Entbehrungen aller Art, die sie hatte erdulden müssen, während sie an der Seite des Hausierers Wittenberg über unwegsame Straßen von Dorf zu Dorf wanderte, bemüht, dessen kleinen Handel zu fördern und den kargen Gewinn zu erhöhen.

Noch immer fühlte sie in ihrem Herzen, gleich einer offenen Wunde, die Erinnerung an die schmähenden Worte brennen, mit denen Herr Josef Grabner Beaten und den alten Wittenberg aus dem Hause gewiesen hatte. Und sie begriff es nicht, wie ihr Vater soviel Unrecht verwinden könne.

Das hatte ihr immer rätselhaft geschienen, wie Menschen Böses zufügten und Böses erlitten und beides zugleich vergaßen. Sie verstand nicht, was das heiße: einem anderen Menschen verzeihen. Es schien ihr Heuchelei, sich so anzustellen, als sei etwas nicht geschehen, was doch in Wirklichkeit geschehen war und für alle Ewigkeit geschehen blieb.

Aber sie ahnte, daß Michael an dem schlimmen Vorfall keine Schuld trug, es flößte ihr Achtung ein, daß er um ihretwillen den Kampf mit seinem Vater so mutig auf sich

nahm. Und er gefiel ihr, wie noch kein Mann zuvor, weil er so stark war und so festen Entschlusses.

Gerne freilich hätte sie ihm gesagt, er möge auf ihren Besitz verzichten und sich eine andere Frau wählen. Auch ihr schien Michaels Beginnen töricht wie dem Herrn Josef Grabner selbst; angstvoll gedachte sie des häßlichen Zankes, der noch folgen mochte. Doch sie schwieg; denn oftmals hatte sie bemerkt, daß die natürlichsten und selbstverständlichsten Dinge sonderbar übertrieben erscheinen, wenn man sie ausspricht, und daß Worte nicht überzeugen, sondern nur entblößen. Und da Michaels einsilbiges Wesen ihre eigene Schweigsamkeit noch förderte, erkannte sie, daß die wichtigsten Dinge zwischen ihr und ihm würden für alle Zeit ungesagt bleiben müssen.

Weil Michael sie indessen so trotzig zum Weibe begehrte, beugte sich Beate der mitteilsamen Kraft seines Willens und sprach es sich zu, diesem Willen nun all ihr Leben lang gehorsam zu sein. Als er sie jetzt heimlich zum Gehen mahnte, zeigte sie sich gleich bereit, ihm zu folgen. Nur kurz nahm sie von ihrem Vater Abschied, ohne viel Worte und ohne Tränen. Sie neigte sich über die Hand des Hausierers und bot ihm ihre milchweiße Stirne zum Kusse.

„Leb wohl, Vater,“ sagte sie, nicht anders als sonst, wenn der alte Wittenberg zur Stadt fuhr, um neue Waren einzukaufen.

Dann nahm sie das Bündel auf, in das ihre Habseligkeiten geknüpft waren, und suchte, rasch dahintrippelnd, den großen Schritten Michaels standzuhalten.

„Zeig her das Bündel, ich trag dir's,“ sagte Michael und nahm ihr den Pack aus der Hand.

Es war das erstemal, daß er sie mit „du“ ansprach. Ihr wurde diese Vertraulichkeit noch schwer Sie vermied darum jede Anrede. „Vielen Dank,“ sagte sie, und dann noch einmal: „Vielen Dank!“

Nun stockte wieder das Gespräch. Michael, der doch mit Lucien leidlich eine Unterhaltung hatte fortspinnen können, fand nichts Passendes, was er Beaten hätte sagen mögen. Er wollte von dem neuen Leben sprechen, das vor ihnen lag, und erkannte, daß er ja selbst nicht wußte, wie es sich gestalten würde.

Er hatte sich Beaten zur Frau gewünscht, und nun war sie seine Frau. Er mußte sich immer wiederholen: Sie ist meine Frau. Aber er empfand nichts dabei, als ob die Worte taub gewesen wären und ohne Sinn.

Eine Prozession zog vorüber, und Michael trat mit Beaten zur Seite, doch gleich darauf sah er Bekannte entgegenkommen, denen man schwer auszuweichen vermochte, und Michael überraschte sich dabei, daß es ihm peinlich war, mit Beaten jetzt am lichten Tage gesehen zu werden.

Es ist nichts Schimpfliches daran, verheiratet zu sein, beruhigte er sich selbst. Gleichwohl bog er von der Landstraße ab und strebte auf entlegenen Feldwegen dem Heimatsorte zu.

Wenn ihn die Bauern grüßten, neigte Michael den Kopf, als sähe er es nicht, und versuchte, Beatens Bündel hinter seinem Rücken zu verbergen. Sie hätte ihm gerne die Bürde abgenommen, aber sie wagte es nicht, Michael darum anzugehen, um ihn nicht merken zu lassen, daß sie ihn durchschaue.

Und ein bitteres Gefühl stieg wieder in Beaten auf. Ich muß ihm dankbar sein, weil er mir dieses Bündel trägt, sagte sie sich, während er mich doch zugleich beleidigt, indem er es vor den Leuten versteckt. Und weiter dachte sie: immer wird es so sein, immer werde ich Beleidigungen ertragen müssen und Dank schulden; Dank für die Luft, die ich atme, Dank für das Brot, das ich esse, Dank immerdar für die Wertlosigkeit meines Daseins.

IV

Bibliographie



Peter Altenberg

Nachfechsung. 1.—3. Auflage. Mit dem Bild des Dichters. 352 Seiten. Geheftet 4 Mark 50 Pf., in Halbpergament 6 Mark.

Hermann Bahr

Himmelfahrt. Roman. 1.—8. Auflage. 400 Seiten. Geheftet 4 Mark 50 Pf., in Leinen 5 Mark 50 Pf.

Die Stimme. Schauspiel. 140 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., gebunden 3 Mark 50 Pf.

Alice Berend

Spreemann & Co. Roman. 1.—8. Auflage. 334 Seiten. Einbandentwurf von Paul Scheurich. Geheftet 4 Mark, Halbleinenband 5 Mark.

Franz Blei

Logik des Herzens. Lustspiel. 121 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Halbpergament 3 Mark.

Rudolf Borchardt

Der Krieg und die deutsche Verantwortung. Rede, gehalten am 21. Februar 1916 in der „Deutschen Gesellschaft 1914". 51 Seiten. Pappband 1 Mark.

Alfred Döblin

Die drei Sprünge des Wang-lun. Chinesischer Roman. 1.—2. Auflage. 511 Seiten. Einbandentwurf von Erich Mende. Geheftet 5 Mark, in Halbpergament 6 Mark 50 Pf.

Otto Flake

Horns Ring. Roman. 1.—3. Auflage. 373 Seiten. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

Gerhart Hauptmann

Der Narr in Christo Emanuel Quint. Roman. Volksausgabe. 1.—15. Auflage. 540 Seiten. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Geheftet 3 Mark, in Pappband 3 Mark 75 Pf.

Norbert Jacques

In der Schwarmlinie des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen. 1.—3. Auflage. 181 Seiten. Geh. 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Johannes V. Jensen

Olivia Marianne. Exotische Novellen. 1.—4. Tausend. 164 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., Pappband 3 Mark 50 Pf.

Georg Kaiser

Von Morgens bis Mitternachts. Stück in zwei Teilen. 131 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., in Halbleinen 3 Mark 50 Pf.

Paul Kornfeld

Die Verführung. Eine Tragödie in fünf Akten. 204 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Halbleinen 4 Mark 50 Pf.

Angela Langer

Der Klausenhof. Roman. 1.—2. Auflage. 194 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., Pappband 3 Mark 50 Pf.

Oskar Loerke

Gedichte. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Geheftet 3 Mark 50 Pf., gebunden 4 Mark 50 Pf.

Emil Ludwig

Der Kampf auf dem Balkan. Berichte aus der Türkei, Serbien und Griechenland 1915 16. 1.—3. Auflage. 323 Seiten. Geheftet 3 Mark 50 Pf., in Leinen 4 Mark 50 Pf.

Kaspar Ludwig Merkl

Die Kakteensammlung. Novellen. 1.—2. Auflage. 255 Seiten Einbandentwurf von Erich Mende. Geheftet 3 Mark 50 Pf., Pappband 4 Mark 50 Pf.

Robert Michel

Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn. 1.—4. Auflage. 185 Seiten. Geheftet 2 Mark, Pappband 3 Mark.

Franz Molnar

Kriegsfahrten eines Ungarn. 1.—3. Auflage. 189 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., in Leinen 3 Mark 50 Pf.

Gustavus Myers

Geschichte der großen amerikanischen Vermögen. Mit einer Einleitung von Max Schippel. 1.—4. Tausend. Zwei Bände, XL und 800 Seiten. Geh. 15 Mark, in Halbleinen 18 Mark.

Peter Nansen

Die Brüder Menthe. Roman. 1.—4. Tausend. 198 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., Pappband 3 Mark 50 Pf.

Ostpreußische Kriegshefte

3. Heft: Die zweite Besetzung Ostpreußens und die Wirkung des Krieges auf Landwirtschaft und Handel der Provinz. 112 Seiten. Geheftet 1 Mark.

4. Heft: Der Wiederaufbau der Provinz. 136 Seiten. Mit fünf Abbildungen und Karten. Geheftet 1 Mark.

Walther Rathenau

Deutschlands Rohstoffversorgung. 1.—10. Tausend. 61 Seiten. Geh. 60 Pf.

Hans Reisiger

Totenfeier. Oden aus dem Krieg. 63 Seiten. Geheftet 1 Mark, Pappband 1 Mark 50 Pf.

Carl Ludwig Schleich

Vom Schaltwerk der Gedanken. Essays. 1.—6. Auflage. 287 Seiten. Geheftet 4 Mark, in Halbleinen 5 Mark 25 Pf.

Inhalt: Vorwort. Das Gehirn und seine Apparate. Die drei Orgelregister des Gehirns. Gedächtnis und Erinnerung. Wie Träume entstehen. Seelisches Leid. Freude verlängert das Leben. Der Wille und der freie Wille. Ignatius von Loyola und der preußische Drill. Kriegsstimmung. Der Krieg und die Nachgeborenen. Der Sinn der Kunst. Genie und Talent. Die Sonne als Arzt Die Macht der Dunkelheit. Das Geheimnis der Muttermilch. Der Mythos vom Stoffwechsel im Gehirn. Die Hysterie — ein metaphysisches Problem. Der Kreislauf des Lebendigen und die Unsterblichkeit.

Staatssekretär Solf

Rede zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft 1914". 27 Seiten. Geheftet 1 Mark.

Alexander Solomonica

Herr Heckfisch. Erzählung. 1.—2. Auflage. 185 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., Pappband 3 Mark 50 Pf.

Reinhard Johannes Sorge

König David. Schauspiel. 169 Seiten. Geheftet 2 Mark 50 Pf., in Halbpergament 3 Mark 50 Pf.

Albert Steffen

Der Auszug aus Ägypten — Die Manichäer. Zwei Dramen. 174 Seiten. Einbandentwurf von E. R. Weiß. Geheftet 3 Mark 50 Pf., Pappband 4 Mark 50 Pf.

Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman. 1.—2. Auflage. 306 Seiten. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

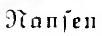
Hermann Stehr

Das Abendrot. Novellen. 1.—2. Auflage. Geh. 3 Mark 50 Pf., gebunden 4 Mark 50 Pf.



Die Autoren unserer Gesamtausgaben





Nansen



Schnitzler



Shaw

Die Autoren unserer Gesamtausgaben

Emil Strauß

Don Pedro. Tragödie. Zweite, veränderte Auflage. 141 Seiten. Geheftet 2 Mark, in Halbleinen 3 Mark.

Jakob Wassermann

Das Gänsemännchen. Roman. Feldausgabe. 1.—10. Tausend. 606 Seiten. Geheftet 3 Mark, Pappband 3 Mark 75 Pf.

Ernst Weiß

Der Kampf. Roman. 1.—2. Auflage. 341 Seiten. Geheftet 4 Mark, in Leinen 5 Mark.

Paul Zifferer

Die fremde Frau. Roman. 1.—4. Auflage. 386 Seiten. Geheftet 4 Mark 50 Pf., in Leinen 5 Mark 50 Pf.

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

Jeder Band gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

Laurids Bruun, Heimwärts

Otto Erich Hartleben, Liebe kleine Mama

Hermann Hesse, Schön ist die Jugend

Friedrich Huch, Wandlungen

E. v. Keyserling, Am Südhang

Hans Land, Artur Imhoff

Gabriele Reuter, Der Amerikaner

Siegfried Trebitsch, Genesung

Josef Baron Weyssenhoff, Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski

Otto Ascher
Peter Altenberg
L. Andro
Schalom Asch
Raoul Auernheimer
Julius Bab
Hermann Bahr
Herman Bang
Paul Barchan
Richard Beer-Hofmann
Otto Behrend
Martin Beradt
Alice Berend
Henning Berger
Richard A. Bermann
Carl Albrecht Bernoulli
Max Bernstein
Gustav Biberich
Oskar Bie
Karl Bittermann
Björnstjerne Björnson
Franz Blei
Theophile von Bodisco
Johan Bojer
Rudolf Borchardt
Otto Brahm
Robert u. Elizabeth Browning
Laurids Bruun
Marie von Bunsen
Max Burckhard
Walter Calé
G. A. Crüwell
Franz Theodor Csokor
Richard Dehmel
Anny Demling
Alfred Döblin
Frederik van Eeden
Emmy von Egidy
Arthur Eloesser
Franz Eulenburg
Emil Faktor
Karl Federn
Otto Flake
Theodor Fontane
Irene Forbes-Mosse
Egon Friedell
Lucia Dora Frost
Arne Garborg
Gustaf af Geijerstam
Franz Karl Ginzkey
Grete Gulbransson
Knut Hamsun
Willi Handl
Otto Erich Hartleben
Selma Hartleben
Carl Hauptmann
Gerhart Hauptmann
Wilhelm Hegeler
Moritz Heimann
Franz Ferdinand Heitmüller

Max Herrmann
Hermann Hesse
Franz Hessel
Georg Hirschfeld
Einar Hjörleifsson
Sophie Hoechstetter
Hugo von Hofmannsthal
Arthur Holitscher
Felix Hollaender
Otto Helmut Hopfen
Friedrich Huch
Henrik Ibsen
Sigurd Ibsen
Bernd Isemann
Norbert Jacques
Johannes V. Jensen
Else Jerusalem
Hans von Kahlenberg
Josef Kainz
Georg Kaiser
Ernst Kamnitzer
Rudolf Kassner
Eduard Kehlmann
Bernhard Kellermann
Alfred Kerr
Ellen Key
E. von Keyserling
Charlotte Knoeckel
Annette Kolb
Hertha Koenig
Paul Kornfeld
Franz Kranewitter
Siegfried Krebs
Herman Kroepelin
Hans Kyser
Selma Lagerlöf
Hans Land
Ludwig Landshoff
Angela Langer
Vernon Lee
Wilhelm Lentrodt
Gustav Leutelt
Karl Leuthner
Julius Levin
Jonas Lie
Oskar Loerke
Emil Lucka
Emil Ludwig
Aage Madelung
Thomas Mann
Rosa Mayreder
Julius Meier-Gräfe
George Meredith
Kaspar Ludwig Merkl
Karin Michaelis
Robert Michel
Franz Molnar
Paul Mongré
Christian Morgenstern
Robert Müller
Robert Musil
Richard Muther
Gustavus Myers
Peter Nansen

Friedrich Neubauer
Karl Fr. Nowak
Franz Oppenheimer
Otto Pniower
Johannes Raff
Walther Rathenau
Emil Reich
Ernst Reimmann
Hans Reisiger
Rudolf Requadt
Gabriele Reuter
Henry Handel Richardson
Ernst Rosmer
Carl Rößler
Alexander Ruths
Felix Salten
Jakob Schaffner
Karl Scheffler
Carl Ludwig Schleich
Paul Schlenther
Arthur Schnitzler
Emil Scholl
Toni Schwabe
Ernst Schweninger
Maria Seelhorst
Mathilde Serao
Egmont Seyerlen
Bernard Shaw
Elisabeth Siewert
Alexander Solomonica
Reinhard Johannes Sorge
Christian Staun
Albert Steffen
Hermann Stehr
Emil Strauß
Hildegard Thildner
Leo Tolstoi
Cäcilie von Tormay
Siegfried Trebitsch
Ernst Troeltsch
Alexander Ular
Karl Vollmoeller
Hans Vorst
Ruth Waldstetter
Jakob Wassermann
Alfred Weber
Ernst Weiß
Josef Baron Weyssenhoff
Gustav Wied
Leopold von Wiese
Oscar Wilde
Bruno Wille
Adolph Wittmaack
Alfred Wolfenstein
U. C. Woerner
Leopold Ziegler
Paul Zifferer
Josef Zytlaun

Der vollständige Katalog über die Werke aller Autoren des Verlags steht kostenfrei zur Verfügung.

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

Jeder Band gebunden 1 Mark, in Leinen 1 Mark 25 Pf.

(Das vollständige Verzeichnis)

Hermann Bahr, Theater

Herman Bang, Am Wege

Herman Bang, Hoffnungslose Geschlechter

Herman Bang, Die vier Teufel

Herman Bang, Zusammenbruch

Martin Beradt, Go

Alice Berend, Die Reise des Herrn Sebastian Wenzel

Alice Berend, Frau Hempels Tochter

Alice Berend, Die Bräutigame der Babette Bomberling

Björnstjerne Björnson, Mary

Johan Bojer, Unser Reich

Laurids Bruun, Van Zantens glückliche Zeit

Laurids Bruun, Van Zantens Insel der Verheißung

Laurids Bruun, Die freudlose Witwe

Laurids Bruun, Heimwärts

Anny Demling, Oriol Heinrichs Frau

Theodor Fontane, L'Adultera

Theodor Fontane, Cecile

Theodor Fontane, Frau Jenny Treibel

Theodor Fontane, Irrungen Wirrungen

Theodor Fontane, Mathilde Möhring

Gustaf af Geijerstam, Die Brüder Mörk

Gustaf af Geijerstam, Pastor Hallin

Gustaf af Geijerstam, Thora
Gustaf af Geijerstam, Frauenmacht
Knut Hamsun, Redakteur Lynge
Otto Erich Hartleben, Die Serenyi
Otto Erich Hartleben, Liebe kleine Mama
Gerhart Hauptmann, Bahnwärter Thiel
Wilhelm Hegeler, Das Ärgernis
Hermann Hesse, Unterm Rad
Hermann Hesse, Knulp
Hermann Hesse, Schön ist die Jugend
Georg Hirschfeld, Das Mädchen von Lille
Einar Hjörleifsson, Die Übermacht
Sophie Hoechstetter, Passion
Felix Hollaender, Das letzte Glück
Felix Hollaender, Frau Ellin Röte
Felix Hollaender, Sturmwind im Westen
Friedrich Huch, Geschwister
Friedrich Huch, Mao
Friedrich Huch, Wandlungen
Norbert Jacques, Der Hafen
Johannes V. Jensen, Dolores
Hans von Kahlenberg, Eva Sehring
Bernhard Kellermann, Yester und Li
E. von Keyserling, Beate und Mareile
E. von Keyserling, Am Südhang
Charlotte Knoeckel, Maria Baumann
Selma Lagerlöf, Herrn Arnes Schatz
Hans Land, Stürme

Hans Land, Staatsanwalt Jordan

Hans Land, Artur Imhoff

Jonas Lie, Auf Irrwegen

Jonas Lie, Eine Ehe

Emil Lucka, Isolde Weißhand

Thomas Mann, Der kleine Herr Friedemann

Thomas Mann, Das Wunderkind

Karin Michaelis, Treu wie Gold

Peter Nansen, Julies Tagebuch

Gabriele Reuter, Ellen von der Weiden

Gabriele Reuter, Frauenseelen

Gabriele Reuter, Liselotte von Reckling

Gabriele Reuter, Der Amerikaner

Felix Salten, Olga Frohgemuth

Jakob Schaffner, Die Erlhöferin

Jakob Schaffner, Die Irrfahrten des Jonathan Bregger

Arthur Schnitzler, Frau Berta Garlan

Arthur Schnitzler, Die griechische Tänzerin

Hermann Stehr, Leonore Griebel

Emil Strauß, Der Engelwirt

Emil Strauß, Kreuzungen

Leo Tolstoi, Chadschi Murat

Siegfried Trebitsch, Genesung

Ruth Waldstetter, Die Wahl

Jakob Wassermann, Der niegeküßte Mund

Josef Baron Weyssenhoff, Leben und Gedanken des Herrn Siegmund von Podfilipski

Adolph Wittmaack, Konsul Möllers Erben

PANTHEON-AUSGABE

Die Pantheon-Ausgabe stellt eine Sammlung von Einzelausgaben klassischer Werke dar. Jeder Band enthält eine Einleitung und Erläuterungen und ist mit dem Bild des Dichters geschmückt.

Folgende Bände sind erschienen:

Bürger, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Julius Bab.)

Brentano, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Alexander von Bernus.)

Chamisso, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Julius Bab.)

Chamisso, Peter Schlemihl. (Mit 9 Abbildungen. Einleitung von Thomas Mann.)

Droste-Hülshoff, Gedichte.* (Einleitung und Erläuterungen von Adelheid von Sybel-Bernus.)

Eichendorff, Gedichte.* (Auswahl von Emil Strauß. Einleitung von Kurt Jahn.)

Goethe, Faust I/II.* (Einleitung, Textrevision und Erläuterungen von Otto Pniower.)

Goethe, Gedichte. (Zwei Bände.)* (Einleitung, Textrevision und Erläuterungen von Otto Pniower.)

Goethe, Hermann und Dorothea. (Textrevision und Einleitung von Max Morris.)

Goethe, Italienische Reise. (Drei Bände.) (Einleitung und Anmerkungen von G. v. Graevenitz.)

Goethe, Torquato Tasso. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Otto Pniower.)

Goethe, Werthers Leiden. (Textrevision und Einleitung von Otto Pniower.)

Grillparzer, Des Meeres und der Liebe Wellen. (Einleitung von Hugo von Hofmannsthal.)

Heine, Atta Troll — Deutschland. (Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer.)

Heine, Buch der Lieder.* (Textrevision und Einleitung von Ernst Elster.)

Heine, Romanzero. (Einleitung und Erläuterungen von Richard M. Meyer.)

Hölderlin, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Emil Strauß.)

Ibsen, Gedichte. (Einleitung und Erläuterungen von J. Collin.)

Kleist, Das Käthchen von Heilbronn. (Mit 8 Vollbildern von Karl Walser. Einleitung von Arthur Eloesser.)

Kleist, Michael Kohlhaas. (Textrevision von Otto Pniower. Einleitung von Erich Schmidt.)

Lenau, Gedichte. (Auswahl, Einleitung und Textrevision von Leo Greiner.)

Lessing, Nathan der Weise. (Textrevision von Otto Pniower. Einleitung und Erläuterungen von Albert Köster.)

Moerike, Gedichte. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Franz Deibel.)

Rückert, Gedichte. (Auswahl und Einleitung von Oskar Loerke.)

Schiller, Gedichte.* (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Richard Weißenfels.)

Shakespeare, Hamlet. (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Rudolf Fischer.)

Shakespeare, Sommernachtstraum. (Textrevision, Einleitung und Anmerkungen von Gregor Sarrazin.)

Uhland, Gedichte.* (Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Harry Maync.)

Preis des Bandes in Leder gebunden 3 Mark, in Pergament 4 Mark. Von den mit * bezeichneten Bänden sind Luxusausgaben, auf handgeschöpftem Büttenpapier, erschienen; Preis 6 Mark in Pergament.

GESAMTAUSGABEN

Björnstjerne Björnson

Gesammelte Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen 15 Mark.

★

Richard Dehmel

Gesammelte Werke in drei Bänden. In Leinen 12 Mark 50 Pf., in Halbleder 17 Mark.

★

Richard Dehmel

Gesammelte Werke in zehn Bänden. Geheftet 30 Mark, in Halbpergament 45 Mark.

★

Theodor Fontane

Gesammelte Werke. Auswahl in fünf Bänden. In Leinen 20 Mark.

★

Gustaf af Geijerstam

Gesammelte Romane in fünf Bänden. Geheftet 12 Mark, in Leinen 15 Mark.

★

Otto Erich Hartleben

Ausgewählte Werke in drei Bänden. Geheftet 8 Mark, in Pappbänden 10 Mark, in Ganzpergament 18 Mark.

★

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke. Gesamtausgabe in sechs Bänden. In Leinen 24 Mark, in Halbleder 30 Mark.

Hugo von Hofmannsthal

Die prosaischen Schriften in zwei Bänden. Jeder Band geheftet 3 Mark, Pappband 4 Mark, in Ganzpergament 6 Mark.

*

Henrik Ibsen

Sämtliche Werke. Volksausgabe in fünf Bänden. In Leinen gebunden 15 Mark.

*

Henrik Ibsen

Sämtliche Werke in deutscher Sprache. Zehn Bände. Geheftet 35 Mark, in Leinen 45 Mark.

*

Henrik Ibsen

Nachgelassene Schriften in vier Bänden. Geheftet 24 Mark, in Leinen 28 Mark.

*

Peter Nansen

Werke in drei Bänden. In Leinen ausgewählt 12 Mark.

*

Arthur Schnitzler

Gesammelte Werke. I. Die erzählenden Schriften in drei Bänden. In Leinen 10 Mark, in Halbleder 14 Mark.

Gesammelte Werke. II. Die Theaterstücke in vier Bänden. In Leinen 12 Mark, in Halbleder 18 Mark.

*

Bernard Shaw

Dramatische Werke. Auswahl in drei Bänden. Geheftet 10 Mark, in Leinen 15 Mark.

DIE NEUE RUNDSCHAU

27. Jahrgang der „Freien Bühne"

Redakteur: Prof. Dr. Oskar Bie

Jeden Monat erscheint ein Heft im Umfang von 144 bis 160 Seiten. Bezugspreis für das Vierteljahr 7 Mark; Einzelhefte 2 Mark 50 Pf. Probehefte in den Buchhandlungen oder durch den Verlag zur Ansicht.

*

Die „Neue Rundschau", die seit ihrer Gründung als die führende geistige Monatsschrift Deutschlands mit der lebendigen Gegenwart stets in engster Fühlung geblieben ist, hat unserer neuen großen Zeit gegenüber ihre Aufgabe mit frischen Kräften erkannt und erfüllt. In politischer und sozialer Beziehung will sie die aufsteigenden wichtigen Probleme klären helfen und die Persönlichkeiten, die für das neue Deutschland als Schöpfer und Wirker in Betracht kommen, als Mitarbeiter und Genossen verpflichten. In literarischer und künstlerischer Hinsicht will sie den gewaltigen Reinigungsprozeß, den wir erleben, zum Heile unserer Kultur fruchtbar machen und den Gefahren mit erhöhtem Nachdruck entgegentreten, die aus Beschränktheit oder Begriffsverwirrung diese ernste Arbeit bedrohen. Nie hat sie ihr Ziel deutlicher vor Augen gesehen als jetzt, und nie war das Gefühl ihrer Mission stärker und lauterer.

Von den Beiträgen der Jahre 1915/16 nennen wir:

Hermann Bahr, Epimenides
Oskar Bie, Van Goghs Briefe
Artur Bonus, Der Geist des Jeremias
Richard Dehmel, Friedensgedichte
Alfred Döblin, Das Femgericht. Novelle
Franz Eulenburg, Weltwirtschaftliche Möglichkeiten
Otto Flake, In Brüssel
Lucia Dora Frost, Wallenstein
Gerhart Hauptmann, O mein Vaterland
Moritz Heimann, Der Bürger
Hermann Hesse, Deutsche Erzähler
Georg Hirschfeld, Gottfried und Hinda. Novelle
Otto Hoetzsch, Weltpolitische Konzentration
Arthur Holitscher, Tagebuch einer Ostpreußenfahrt

Wilhelm von Humboldt, Aus Pariser Tagebüchern
Norbert Jacques, Aus den Tagen der Einnahme von Antwerpen
Johannes V. Jensen, Peking
Karl Joël, Vernunft und Geschichte
Alfred Kerr, Aus dem Kriegsbuch eines Hirnwesens
E. von Keyserling, Nicky. Novelle
Hans Kyser, Die Stunde des Thomas. Novelle
Karl Leuthner, Russischer Volksimperialismus
Emil Ludwig, Der Durchbruch der Goeben und der Breslau
Freiherr von Mackay, Das Antlitz des Balkan
Thomas Mann, Der Taugenichts
Julius Meier-Graefe, Das Erlebnis
Friedrich Meinecke, Der Weltkrieg
Robert Michel, Die Häuser an der Dzamija. Roman
Gustavus Myers, Das amerikanische Proletariat
Peter Nansen, Die Brüder Menthe. Roman
Hermann Oncken, Bismarck
Franz Oppenheimer, Die Wurzel des Krieges
Ludwig Quessel, Sozialismus und Kolonialpolitik
Daniel Ricardo, Vermögenswerte der Völker
Samuel Saenger, Logik im Chaos
Karl Scheffler, Deutsche Landschaften und Menschen
Fritz Schotthöfer, Das besetzte Belgien
Hermann Stehr, Die Großmutter. Novelle
Albert Steffen, Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman
August Strindberg - Georg Brandes. Ein Briefwechsel
Ferdinand Toennies, Naturrecht und Völkerrecht
Ernst Troeltsch, Privatmoral und Staatsmoral
Hans Vorst, Rußland und Europa
Robert Walser, Leben eines Malers
Jakob Wassermann, Nationalgefühl
Alfred Weber, Gedanken zur deutschen Sendung
Franz Werfel, Gedichte
Leopold von Wiese, Staatssozialismus
Wilamowitz-Moellendorff, Das Weltreich des Augustus

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig





